Velhagen u. Klasing

Velhagen & Klasings

# Weihnachts-Almanach

für das Jahr 1893.



Herausgegeben von der **Redaktion** von

**Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin.**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.




Velhagen & Klasings Weihnachts-Almanach.

Lith. v. M. Seeger, Stuttgart.

Velhagen & Klasings

# Weihnachts-Almanach

für das Jahr

1893

Herausgegeben

von der

Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften
in Berlin.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

( 4 Bilder fehlen )
H.

# Inhalt.

**Kunstbeilage in Chromolithographie:** Weihnacht 1893.
Unsern Lesern gewidmet von Fritz Reiß. Gedicht von Frida Schanz.



NCK. in M. 237.
A. Z. 28. VIII. 1894

* 4. II. 1853 Hofheim (Bayern)
† 4. VIII. 1894 Oberaudorf
(H)




Alexander Zick

# Weihnacht.

Von

**Reinhold Fuchs.**



Dicht rieseln vom Gezweig die Flocken,
Und finster ragt des Forstes Wand,
Da horch, wie leise rings die Glocken
Erwachen weit im dunkeln Land! —
Durch winterliche Lüfte schwimmen
Heran die weichen Klänge sacht;
O seid gegrüßt, ihr Friedensstimmen,
Ihr Boten der geweihten Nacht!

Du Nacht der Gnade, einst verkündet
Den Hirten auf Judäas Feld,
Welch hellen Stern hast du entzündet
Zum Heile dieser Erdenwelt,
Der überm Schutt versunkner Reiche,
Ob zwei Jahrtausend fast verweht,
In jedem Jahr, der ewig gleiche,
Uns klar wie einst zu Häupten steht!

Aufs Häusermeer gewalt'ger Städte
Gießt er verklärend seinen Schein,
Und leichter drückt der Sorgen Kette,
Grüßt er des Armen Kämmerlein;
Den Schiffern auch auf wüstem Meere,
Der Heidehütte, menschenfern,
Winkt süßen Trostes voll der hehre,
Der wunderbare Liebesstern.

Und tausendfältig strahlt und funkelt
Sein Abglanz heut vom Weihnachtsbaum,
Dem Herzen, das von Leid umdunkelt,
Erneuernd mild der Jugend Traum,
Indes dem Kinderblick, dem reinen,
Aufgeht ein Freudenparadies,
Gemahnend, wie der Herr den Kleinen
Voreinst sein Himmelreich verhieß. —

Ob auch die Welt von Waffen dröhne,
Vom nimmermüden Geisterstreit,
Komm, Nacht des Heiles, und versöhne,
Was rauh des Lebens Kampf entzweit;
Komm, jeder Wunde Schmerz zu lindern
Mit deiner reichen Trostesmacht,
Und künde rings den Erdenkindern
Die Liebe, die für alle wacht!



# Zweimal Weihnachten.

Erzählung von

**E. Eschricht.**

(Abdruck verboten.)

Die Äpfel am Baum, die Beeren am Strauch sind gleichartig — zum Verwechseln von außen und innen; aber die Kinder einer Familie sind niemals gleichartig, sogar die sich ähnlichsten nicht, denn wenn man sie beisammen sieht, vergißt man über ihrer Verschiedenheit ihre Ähnlichkeit; doch das ist nur von außen, denn innerlich sind sie in allen willkürlichen Regungen erst recht verschieden! Nur bei unwillkürlichen — da überrascht man sie plötzlich auf urahnlichen Tugenden, Untugenden, Gewöhnungen; und doch geben sie sich selbst in diesen weder gleich, noch in traditioneller Treue; gewissermaßen immer am meisten abhängig von dem Stück Seelenleben, welches eine jede Erschaffung ursprünglich mit sich bringt, das Stück Unüberkommenes von dem: Nach dem Ebenbilde Gottes; jener selbständige Lebensfunke, der dem Menschen Charakter und Individualität verleiht, und, die allein verantwortlichen, elementaren Momente für Tugenden und Laster.

Ganz verschieden waren auch die vier Kinder im Hause eines Gelehrten, in einer norddeutschen Stadt, nahe an der Ostsee. Sie waren alle hübsch, klug und gesund; vielleicht ein wenig besonderlich, was ihrem sehr lebhaften Temperament zuzuschreiben war, sich aber am auffälligsten bei der ältesten Tochter zeigte. Allezeit heiter, mit einem köstlichen Humor Welt und Menschen betrachtend, von unbeschreiblicher Herzensgüte und feinfühligstem Verständnis den Armen und mehr noch den Unglücklichen gegenüber, war sie tapfer, tüchtig und leistungsfähig — eine seltene Person! Sie war blond, hatte köstliche Rosenfarben und unter schön geschwungenen kohlschwarzen Augenbrauen ein paar dunkel bewimperte Augen von klarem Blau; sie hieß Editha und hatte auch einen Schwanenhals; aber selbst dieser Vorzug verhinderte sie nicht zu stolpern und sich zu stoßen, wo jeder andere Mensch ungefährdet vorüberging, ihr Portemonnaie so oft wie möglich zu verlieren, Risse in die Kleider zu bekommen und die Zeit zu verpassen. Besonders wenn sie Gelegenheit nahm anderen eine Gefälligkeit zu erweisen, vergaß sie Ort und Stunde; das kam daher, weil sie gänzlich unbekümmert um sich war, und in allen Dingen, die sich auf sie bezogen, die lächerlichsten Fehlschlüsse zog; so gewann sie den Ruf zerstreut zu sein. Und in Anbetracht dieser Besonderheit wurde Editha gleich nach ihrer Konfirmation in eine Pension geschickt, um streng auf Pünktlichkeit und die notwendige Konzentration in sich selbst erzogen zu werden. Nebenbei sollte sie ihr Examen ablegen, was ihr nicht schwer werden konnte.

Sie war außerordentlich glücklich in dieser Pension mit so vielen gleichalterigen Mädchen — die Ihrigen hatten aber doch eine unrichtige Auffassung vom Zweck der Anstalt gehabt — es war dort nicht pünktlicher als zu Hause, und konzentriert waren sie alle zusammen nur bei der Ausübung von kleinen Streichen.

Wie Editha nun zur Weihnachtszeit jubelnd nach Hause kam, umringt von den Ihrigen, bemerkte die Mutter mit Erstaunen, daß Editha die schwere Reisetasche, an der der Verschluß gelockert war, mit ihrer goldenen Uhrkette zusammengebunden hatte. Diese, ein Konfirmations-Patengeschenk, war recht hübsch, recht leicht, wie solche Patengeschenke zu sein pflegen; Editha argumentierte sofort der überraschten Mutter, die einige Bruchstücke der Kette zusammenlas:

„Ja, ja! Sie ist schlecht — denn weißt du, Mutter, wenn sie echt und recht wäre, müßte ja ein Frachtwagen über sie weg fahren können!“

Auf der Mutter gedehntes: „Ih — Kind — wie kommst du auf den Einfall — da verwechselst du gewiß wieder etwas!“ hielt Editha mit weit geöffneten Augen beim Auspacken inne und rief plötzlich: „Richtig, richtig! Das mit dem Frachtwagen sind Diamanten! Siehe Münzenbergers Tabelle: Metalle und Edelgesteine.“

Die Geschwister lachten, die Mutter schwieg, aber sie bezwang sich nur — innerlich war sie doch ordentlich böse; und da

bis zu ihrer Rückkehr in die Pension, kurz vor Neujahr, Editha sich noch verschiedene Leistungen im Verlieren und Zerbrechen erlaubte, geschah etwas Ungeheures, etwas Niedagewesenes — ihre Mutter gab dem großen Mädchen ein paar Ohrfeigen.

An diese frohe Pensionszeit, die schönste Zeit ihres Lebens, wie an den aufregenden Weihnachtsfreuden-Abschluß dachte in dämmernder Abendstunde vierzehn Jahre später Frau Editha, die nun mit ihren beiden Kindern in Rußland lebte, verwitwet und verlassen im fremden Land.

Die Kälte war furchtbar; die Fensterscheiben tauten nie mehr ganz ab, die Vögel fielen tot aus der Luft, und die armen Leute starben verhungert, halb nackt, ohne Möglichkeit sich erwärmen zu können, in ihrem elenden Gerümpel und den Lumpen, in die sie sich gerade verkrochen hatten. Und Weihnachten war vor der Thür, deutscher Weihnachten; sie dachte daran und an das einst so fröhliche und glänzende Elternhaus, dem nun auch schon lange der Vater fehlte; und daß so ganz anders sich ihr Leben gestaltet hatte, wie sie dereinst gehofft und geträumt — weit, weit zurück. Sie nähte nun beim letzten Schimmer der früh gesunkenen Sonne an einer groben, grauen Kalmuckunterjacke, die einem Armenhäusler zum Weihnachtsgeschenk bestimmt war; sie dachte an die eigne Jugend und lieh doch ein halbes Ohr dem Vorlesen des Knaben. Unter dem zweiten Fenster saßen auf einer Chaiselongue die beiden Kinder; der zwölfjährige Alexander und die kleine neunjährige Amalija, Utka genannt, wegen ihrer entenhaften, ununterdrückbaren Zungenfertigkeit; in diesem Augenblick saß sie ganz still und hörte zu; der Junge las seine Übersetzung eines Kiewschen Märchens, ein Achtungsgeschenk für den Herrn Vormund bestimmt.

Die Geschichte nahte sich ihrem Ende: „Es waren aber zwei Hochzeiten. Wie Fürst Wladimir die Apraksia, den weißen Schwan zur Fürstin machte, gab das rote Sonnchen einen großen Schmaus. Der Wein floß wie ein Fluß, ganze Ochsen wurden gebraten; wer gehen konnte, ging hin, aber wer nicht vom Ofen klettern konnte, dem wurden ganze Wagen mit verschiedenen Speisen zugeführt. Und in den Saal des Fürsten trat Dunai und führte Natasia mit sich; sie hatte die Waffen abgelegt und trug Gewänder von weißer Wolle; nun gab es einen zweiten Schmaus; ein neuer Strom von Wein floß nieder und alle Seelchen rochen bis weit ins Land die gebratenen Hirsche; und da die trunkenen Jünglinge sich beprahlten und einer den andern überbot, sagte Dunai, der immer stille und starke: „Es gibt keinen Stärkeren, als ich bin.“ Seine junge Frau lachte. „Beprahle dich nicht,“ sagte sie, „es ist dir schon besser in Kiew zu bleiben; keiner gleicht an Schönheit Tschurila Plenskowitsch, an Kühnheit Alioscha Poprovitsch, keiner an Schnelligkeit Dobriunia Nkititsch — aber mit Bogen und Pfeil trifft keiner wie ich — deine Frau; wenn ich eine silberne Kugel auf deinen Kopf lege und stelle darauf ein scharfes Messer, und lasse drei Pfeile auf dies Messer ab, will ich es mit dem ersten in zwei gleiche Hälften, und jede Hälfte mit dem zweiten und dritten abermals trennen.“

Da fuhr er erzürnt vom Sitz empor: „Ohoi junge Frau Nastanschka — du lobst dich zu sehr. Wir wollen ins reine Feld gehen und messen uns mit Pfeil und Bogen.“

Sie legte Dunai eine silberne Kugel mit dem Messer aufs Haupt, ging fünfhundert Schritte zurück und ließ einen nach dem andern die drei Pfeile ab; und es war geschehen, wie sie gesagt hatte.

Da ergrimmte Dunai und sagte zur Schwester des Schwanes Apraksia: „Beim Szlato, ich will ein leichtes Haar auf deinem Haupte spalten.“ Er zielte aber und schoß fehl. Und voll Zorn rief er: „Rühre nicht deinen Leib!“ Sie aber sah den Sturm in seinen Augen und flehte: „Erschieße mich nicht, weil ich übermütig war!“ Es bat mit ihr ihre junge Schwester, auch der Fürst Wladimir und die Gäste.

Dunai spannte seinen Bogen, legte den Pfeil darauf und traf Nastasia mitten ins Herz und aus dem Munde strömte das Blut wie ein Fluß. Dunai aber stand und erschrak voll Reue — doch es war zu spät, da rief er: „Ich will den Kopf des hellen Zobels zur Erde werfen und das Herz, wohin der Kopf des weißen Schwanes fiel!“

Er steckte sein Messer in die Erde und warf sich mit der Brust darauf. Es war nicht mehr Dunai, nicht mehr der starke

Held; von seinem Herzblut floß der breite Dunaifluß und der Nastasiafluß stürzte in den Dunaifluß, sich ihm vereinend; dort singt man beiden Ruhm, singt man Ruhm und gibt man Ehre."

Es war nun so dunkel geworden, daß selbst die jungen starken Augen nicht mehr im stande waren weiter zu lesen; aber sie bemerkten doch noch ein kleines Mädchen, das langsam trotz der großen Kälte am Hause vorüberging; es war Nadja von Gorklaw in ihrem Kattunkleidchen; auch Editha sah das Kind und klopfte ans Fenster.

Bald erschien mit der brennenden Lampe Akulina, die kleine Nadja vor sich herschiebend, die nach kurzem Gruß in die Ofenecke kroch, dicht neben den kleinen Tisch, auf dem der Samowar stand und so heftig brannte, daß das Wasser mit großen Dampfwolken verkochte, während aus dem hohen Schornstein ordentlich Funken aufflogen. Nadja richtete wie immer ihre Augen auf die runde blitzende Metallurne — denn ihres Lebens schönster Traum war diese warme Ofenecke, der kochende Samowar und auf seiner Wölbung das Bild der freundlichen Stube und der guten Menschen, die darin herum saßen mit ganz in die Breite gezogenen Gesichtern. Nadjas Vater war im Frühling vom Süden hier oben herauf versetzt worden, und die Kinder, denen die Mutter fehlte, trugen noch immer ihre tropischen Baumwollenkittel, kurze Strümpfe und niedrige Schuhe; sie gingen oft vor dem Hause auf und ab, bis Editha das eine oder andere hereinnahm und sich aufwärmen ließ, wie eben jetzt.

Akulina schob den runden Tisch dicht neben den Ofen, setzte die Lampe darauf, nahm ihr Klöppelkissen vor sich und warf mit schlanken flinken Händen Hunderte der kleinen Hölzchen durcheinander.

Diese Akulina war kürzlich aus dem Hungerdistrikt heraufgekommen, und aus Mitleid hatte Frau Editha das schöne Mädchen, das abgezehrt und todesmatt war, damals zu sich genommen; es erleichterte den Kindern die Schwierigkeit, die ihnen der russische Schulunterricht bereitete, durch eine schöne und reine Sprache; es hatte in der schrecklichen Notzeit beide Eltern verloren und war nicht imstande, ihr Leben auf der Bauernstelle zu fristen, zumal allgemach die vorüberziehenden Tauschjuden gegen Korn und kümmerlichen Mundvorrat auf ihren Telegen weggeschafft hatten, was das Häuschen irgend an Wert enthielt. Mit ihrem Packen Spitzen, vom Urmütterchen Marfa her schon gesammelt, auf dem Rücken, war sie bettelnd und hausierend bis hier herauf gekommen, sehnsüchtig das Land suchend, von dem Einige immer wieder sagten, daß es irgendwo läge; wo das goldene Korn in Säcken stände, wo auf immer grünen Weideplätzen runde Kühe mit tönenden Glöcklein am Halse weideten, wo die Mädchen sich im Reigen um die Bursche und den Balaleikaspieler schwängen. Und auch auf ihre Erde sollte das goldene Korn vom Himmel strömen und, wie aus der Arche Noahs, das Vieh im Wanderzug vorüberkommen und sich vor ihre Ställe legen; dann wollte Akulina zurück. Und während das feine Gewebe sich unter ihren Händen zu schönen Figuren bildete — spannen phantastisch ihre sehnsuchtsvollen Gedanken die Fülle und das Glück über die verödeten Grasnarben der Heimat. Die Kinder sahen alle eine Weile der Arbeitenden zu, dann nahmen sie ihre Schachteln heraus, vergoldeten Tannenzapfen und klebten Wachsperlen in kleine rosige Muscheln — es waren die Vorbereitungen für den Weihnachtsbaum.

In der unbeleuchteten Ecke des Zimmers saß Editha nun am Klavier, und unter ihren sanft sich regenden Fingern quollen leise in sich durcheinander ziehenden Melodien die alten heimatlichen Weihnachtslieder; dann und wann erhoben die Kinder ihre Stimmen halblaut und sangen mit; es währte aber nie lange, denn der Junge warf dem kleinen Mädchen vor, daß es falsch singe, worüber sie sehr böse wurde und sich geschwätzig verteidigte.

Nadja war nun einigermaßen aufgetaut und sah rot aus wie ein gekochter Krebs; sie fuhr sich behaglich mit beiden Händen in ihren weißblonden Haaren umher, bis Utka fragte: „Nadja, warum kratzest du deinen Kopf?"

„Nun," sagte mit wegwerfendem Ton das Kind, „weißt ja, Läuse!"

„Weißt ja? Gar nicht weiß ich, ich habe nicht!"

„Nein pfui," — machte Nadja, „lüge nicht, Utka, ein jeder Mensch muß haben, wenn auch nur wenig!"

Der kritische Fall wurde der jungen Russin vorgelegt, und diese äußerte sich seufzend:

„Um Weihnachten sind sie am gesundesten, wer dann keine hat, ist krank.“

Nach diesem aufregenden Gespräch erhob sie sich, um den Thee aufzubrühen und das Geschirr zu ordnen.

Frau Editha hatte zugehört und dachte vergeblich nach, warum die Russin und aus welcher Erfahrung sie solche Grundsätze haben möge? Also um Weihnachten —! o wie anders ist Weihnachten in Deutschland —! Und mit einemmale kam über sie, wie so oft, ein glühendes Heimweh, und sie sagte laut: „Ach ja! Weihnachten! Am Sonnabend feiern sie sie zu Hause! Dann sind alle Geschwister beisammen, und von fern und nah kommen die Vettern und Kousinen zu ihren Eltern, und von Haus zu Haus zieht sich durch fünf Familien der Festesjubel — ach, auch durch unser schönes Haus — bei meiner Mutter — wenn ich doch auch noch einmal da sein könnte.“

Dann schwieg sie und seufzte tief; auch die Kinder sagten nichts, aber Alexander stand auf und holte mit zärtlicher Liebkosung seine Mutter an den Tisch. Wie sie alle den Thee eingenommen hatten, den nach Russenweise Akulina und Nadja aus dem Schälchen tranken, das sie auf den Fingerspitzen balancierten, begab sich Alexander in die Küche, wo er mit der Köchin unterhandelte. Als er zurück kam, glänzten seine sonst so ernsten und träumerischen Augen in lebhafter Freude, und Nadja, die alles sah, fragte ihn: „Warum funkelst du?“

Bald darauf wurde draußen geklingelt und gesprochen, die Köchin trat ein und meldete: „Es war jemand da, der junge Herr soll sobald wie möglich zum Herrn Lehrer kommen!“

„Hast du etwas pexiert, Alexander?“ fragte die Mutter.

„Nein, gewiß nicht, aber natürlich muß ich hin!“

„Mein Gott — die Kinder bei einer solchen Kälte herauszutreiben, das ist ja barbarisch!“

Eilfertig verschwand der Knabe; draußen sprang er freudig an der alten Lettin empor und umhalste sie: „Danke, Danke!“ Sie half ihm in die hohen Stiefel und knöpfte seinen Pelzrock zu, denn er war so eilig, daß er am liebsten ohne alles gelaufen wäre.

Eine halbe Stunde später kam er zurück, die Haare mit Rauhfrost um den Kopf stehend, wie ein junger Eisbär, aber im Gesicht noch leuchtender und funkelnder als zuvor.

„Mamming,“ sagte er und legte einen Hundertrubelschein vor seine Mutter hin, „sei nicht böse — wir haben dich vorhin belogen — ich bin zum Herrn Vormund gewesen und habe ihn beschworen, uns zu erlauben, daß ich aus meiner Sparkasse diese hundert Rubel nehmen durfte! Und noch mehr Gold, Mamming, damit ist ein Diener zum Konsul und läßt einen Paß ausfertigen; den aus Riga vom Gouverneur schicken wir nach — denn, meine Mamming, noch heute Abend sollst du mit der Utka nach Deutschland, wenn Ihr um elf Uhr abreist, seid Ihr übermorgen Mittag zu Hause — ach Mamming — freu' dich doch — dies ist ja das erste Geschenk, das ich dir in meinem Leben mache, ich konnte dir noch nie etwas geben — süße Mutter — zu unserm Weihnachten seid Ihr dann wieder zurück!“

Editha machte große Augen — die alten erstaunten Kinderaugen — dann lachte sie — dann weinte sie — und lachte wieder! Eigentlich nur über den herrlichen Jungen, denn an den Ernst der Reise dachte sie noch gar nicht. Aber da kannte sie ihre Kinder schlecht! In einer Viertelstunde standen die Koffer im Zimmer, die Uhr war ja noch nicht einmal sechs! Und aus allen Schränken und Schubladen schleppten sie Sachen herbei; sogar den himmelblauen Seidenstoff mit Silberstickerei, der schon im Sommer vom Perser gekauft war für Tante Eva.

So wie Editha dieser blauen Herrlichkeit ansichtig wurde, erwachte sie aus der apathischen Unschlüssigkeit: „Kinder, Kinder, es muß jemand zur Fürstin, sie muß sofort her, der Stoff muß noch in Falten gelegt werden und an einen Gürtel gesetzt — der muß ja mit, und ungenäht geht er nicht durch den Zoll.“

Und die Fürstin kam, sie nähte und schnitt und stichelte und siegte; im letzten Augenblick wurde der Seidenrock in den Koffer gelegt, ganz obenauf; und zwar ganz zollgerecht mit einem alten Kattunfetzen untergestoßt; dann schob Editha der Fürstin einen Berg zugeschnittener Unterkleider für die Armenhäusler zum Fertignähen hin,

und pünktlich um elf Uhr saß sie mit ihrer Kleinen im Schlitten und jagte an den Bahnhof, und es war so kalt, daß das helle Läuten der Schlittenglocken von einem Klingen und Klirren des dahinsausenden Fahrzeuges begleitet war, wie von einer Glasharmonika; sie sprachen kein Wort und atmeten nur leise hinter ihren Tüchern.

Zum Nachdenken war Editha überhaupt nicht gekommen, sonst wäre sie sicherlich nicht gereist, denn das Geld ist bei einer so langen und anstrengenden Winterfahrt wahrlich nicht die einzige maßgebende Schwierigkeit. Erschöpft saßen sie endlich warm und behaglich in ihrem Koupee; das kleine Mädchen entkleidete mit mütterlicher Umsicht ihre schwarze Puppe Cassy, von der sie seit Jahren unzertrennlich war, und bettete das niedliche Negerkind neben sich, das dann auch kaum rascher die Augen schloß als Utka selbst, da ihre Mutter sie zum Schlafe hinlegte; und mitten im Überdenken der unnötig mitgenommenen wie der vergessenen Sachen — riß der stupide Faden — und auch Editha schlief ein.

Gegen vier Uhr morgens schrie der Schaffner ins Koupee: „Tschto grikajatje?“ und aus dem schönsten Traum heraus rief sie die Antwort: „Tschaj!“ und alsbald erschienen zwei Glas Thee — stark — duftend — heiß! So kochend heiß, daß sie das Glas kaum halten konnten, schütteten sie nach russischer Gewohnheit ihren Thee ein. Utka schlief sofort weiter, auch die aufgestolperte Negerpuppe. Editha blickte zum Fenster hinaus. Hell glänzte die weite Schneelandschaft in der stillen Nacht; am klaren Himmel zog die feine silberne Sichel des Mondes hin, und um ihn her tanzten die Gestirne in zitterndem Glanz den ewigen Reigen. Die Reisenden fuhren nun durch Kowno, das alte Samojitien; schon ist der herrliche Wald mit seinen an hundert verschiedenen Baumarten gelichtet, aber am Bahnkörper entlang schont man ihn; nur die Mengen der Holzstöße, die hier entlang geschichtet liegen, um die Lokomotive zu speisen, erweisen die Thatsache. Das Nadelholz hing schwer seine schneebelasteten Zweige, und die Birke zitterte leicht wie weißes flatterndes Haar. Rings ein Glitzern und Funkeln in dem keuschen weißlichen Schein, wie von ausgestreuten Diamanten.

Dann und wann tauchten ein paar Bauernhäuser in einiger Entfernung voneinander auf; zuweilen sah man über gelichtete Strecken im Hintergrund die Umrisse eines stattlichen Herrensitzes, zu dem die Häuschen einst in Verbindung standen; mit der Sklavenkette zugleich waren aber die unsichtbaren Fäden alter Gewohnheit, überkommener Liebe und Treue auf immer zerschnitten.

Nun waren die Mehrzahl der Herrschaften in den Händen der klugen und emsigen Juden, und die freien Seelen im Banne der Unwissenheit, des Branntweins und der Faulheit; aber sie erwarteten noch immer die goldene Zeit — auch Akulina wartete ja noch! — und sie und Alexander spannen Träume einer unausdenkbar herrlichen und gesegneten Zeit! Mit einem unbehaglichen Erstaunen sah und fühlte Editha die wachsende Liebe ihres Sohnes für dieses Land; auch über ihn war schon die heiße Inbrunst, der schmerzhafte Eifer gekommen, der die Völker weit fester an das Unglück ihres Vaterlandes kettet, als an das Glück. Seine großen dunklen Augen füllten sich mit Thränen, wenn Akulina erzählte — was würde aus diesem edlen träumerischen Kinde werden, dessen Inneres in so schwachen Beziehungen zu den wirklichen Vorgängen und der Wahrheit um ihn her stand! Und mit welcher Leidenschaft liebte er seine Mutter! Mit Eifersucht und mit einem Stolz auf sie, als wäre sie seine Schöpfung! Und er nahm ihr die Zügel der Regierung aus der Hand und verstand es, sie seinem Willen unterzuordnen! Anfänglich hatte sie halb im Scherz nachgegeben — dann war es ihr eine Wohlthat geworden; sie ordnete sich viel lieber unter, als daß sie herrschte! Sie hatte nie in ihrem Leben etwas für sich nach einem treibenden Wunsch gestaltet, sondern ließ das Schicksal über sich hinweg gehen; und es war nicht immer sanft mit ihr gewesen. Vielleicht hätte auch sie eine andere werden können, bei einem richtigen, starken Glück. Das hätte sie verteidigt mit Leib und Seele! Sie hatte nur einmal in ihrem Leben geliebt — weit, weit zurück. In der Familie waren zwei angeheiratete Stiefvettern, die ältesten unter der großen Schar der Familienkinder; von diesen der Älteste: Olaff, hatte es ihr angethan; sie hatten Pläne zusammen gemacht, wirkliche Heiratspläne;

er war damals schon Seemann. Später fuhr er von fremden Häfen und hörte auf zu schreiben; wie er mündig wurde, ließ er sich seine Erbschaft nach Australien schicken; im Laufe der Jahre hatte sie manchmal erfahren, daß er sehr reich sei und große Besitzungen sein nenne. Sie hörte begierig von ihm, aber sie fragte niemals; aber damals — damals hatte es ihr fast das Herz gebrochen! Dann hatten ein paar Jahre sie vollkommen erwachsen und selbständig gemacht; sie hatte sich verheiratet, einen kränkelnden Mann gepflegt; dann war sie Witwe geworden — und eintönig, schwunglos, verrann nun die schöne Jugend unter ihren thätigen Händen; sie hätte ebensogut sechszig Jahre alt sein können, wie dreißig; stark und gesund, elastisch und keusch, das Herz immer noch voll von einem besondern Sonnenschein, der sie träumen ließ wie ihren Knaben. Träumen von einem unbekannten Glück, das doch noch kommen könnte; etwas Großes, Überstrahlendes, das dann alle Last von ihren Schultern nähme, alle Verantwortung, ihr die Hände unter das Herz legend: „Siehe — ich trage dich!“ Und so stark war die Kraft ihrer Sehnsucht, daß sie anfing zu denken, das ersehnte Licht für ihren Lebenspfad sei ihr eigener Sohn, ihr träumerischer, herrlicher Knabe.

Ihre Blicke hefteten sich nun auf die Züge des schlafenden Kindes, das unter dem grünseidenen Schirm der Deckenlampe in einem zarten durchsichtigen Ton vor ihr lag wie ein Goldelf; die feinen schlanken Glieder gestreckt, von blonden Locken bis zum Gürtel umwogt, die schmalen, schwarzen, asiatischen unruhigen Augen fest geschlossen. Wie innerlich fremd, fast unsympathisch war ihr dieses Kind. Es hatte niemals Träume — es sah alle Dinge klar wie durch ein Vergrößerungsglas; es beherrschte sie noch weit mehr, aber ganz anders als der Knabe — er mit heißer Liebe, sie mit einer erkältenden, berechnenden Klugheit, obgleich sie sanft war und die liebliche Stimme einer Amsel hatte. Editha liebte diese Kleine ganz anders wie ihren Sohn — das Kind flößte ihr Achtung ein, mitunter Furcht; Furcht vor dem kritischen Blick aus den kleinen blitzenden Augen; aber niemals will sie ungerecht in dieser ungleichen Liebe sein, und sie mühte sich beständig wenigstens in den Äußerungen ihrer Gefühle den gleichen Ausdruck zu bewahren; doch die Kleine ist feinfühlig, als trüge sie unsichtbar die Fühlfäden der Schnecke — und mit einem leisen Neigen oder Schütteln des Kopfes kann sie der Mutter Thun manchmal so charakteristisch begleiten, daß diese sich gänzlich durchschaut fühlt. Ihr Trost ist: „Utka bedarf gar nicht so dringend der Liebe — und doch! In einem Widerspruch der Natur, werden ihr stets Liebe und Bewunderung entgegengebracht!“

Erst gegen Morgen verdämmern die bunten Bilder in Edithas Vorstellung, und auch sie schläft endlich wieder ein.

Erschreckt durch unsinnige Träume fährt sie bald wieder auf; Utka sitzt aufrecht, auch die Puppe sitzt schon angekleidet da und blickt sie mit dunklen Augen gerade an; immer ist Editha diese Puppe unheimlich; sie hat im Lauf der Jahre etwas Menschgewordenes von dem Kinde angenommen. Heller geworden an einigen Stellen des Gesichtes, wie die Dunklen auch im Norden die brennende Kraft ihrer Farbe verlieren, war die Puppe wie ein Schatten des Kindes.

Zwei Damen, welche Teilhaberinnen ihres Koupees waren, steigen aus, andere Reisende gesellen sich zu ihnen; Anknüpfungen und Gespräche und die feinen indirekten Anfragen, weß Art und woher der Fahrt, kürzen nun die Zeit. Um Mittag war Kotschedary erreicht, und alles eilte in die Restauration; dort befand sich schon eine große Anzahl von Reisenden, welche auch auf den Zug nach Deutschland warteten. In dem großen viereckigen Raum erstreckte sich inmitten eine lange schön gedeckte Tafel; gleichsam deren Abschluß bildend, standen im Hintergrund die weißgekleideten Köche an ihren blitzenden großen Maschinen, aus deren geöffneten Warmröhren Geflügel und Säugetier, Fisch und Gemüse in verlockender Bereitung dufteten.

Editha trat an das Büffett zur Rechten, wo der Zakuska genommen wurde — eine Auswahl aller erdenklicher russischer Leckerbissen — ungesalzener Astrachankaviar, Bärenschinken, Renntierzungen, feine Salate, Kissels und die kleinen heißen Piroggen mit Fisch oder Fleischfüllung. Kohl und Grütze, Tschi da Kascha, das Nationalgericht, ist besonders serviert. Sie nahm

für sich und das Kind Speisen und setzte sich vor die Tafel: neben ihr hatte ein Herr die Ellenbogen auf den Tisch zu beiden Seiten seines Tellers gestützt und schrie mehrmals hintereinander: „Erbarmen Sie sich — erbarmen Sie sich!" indem er die Hände schallend in einander schlug; er redete russisch und deutsch durcheinander, denn er, ein Panslawe, wollte vor allen Dingen, daß ihn die Deutschen hören sollten; er war mit seinem ganzen Hausstand, vierzehn Personen, die in einer Ecke des Saales auf einem Bündel zusammenhockten, auf der Reise nach Wiesbaden an der Grenze wieder umgekehrt, „wegen der niederträchtigen schändlichen deutschen Wirtschaft mit der Cholera! Schufte sind sie, Schufte sind sie, und die hirnverbranntesten Bauernlümmel, die man sich vorstellen kann!"

Frau Editha legte Messer und Gabel hin und sah verachtungsvoll mit großen Augen an ihm nieder — ihr Herz und ihre Hände zitterten. Utka, die eine klare Vorstellung von der Mutter Erregung hatte, zupfte sie am Ärmel und sah sie aus den „asiatischen Augen" bezwingend an, leise den Kopf schüttelnd; und die Mutter, erregt im ausbrechenden Zorn, blitzte sie aus blauen Augen wie mit scharfen Messern an: „Bist du schon eine solche russische Brut, daß du mir nicht einmal den Ärger über einen solchen Menschen gönnst?"

Aber der Zug ging weiter! Die Reisenden wogten durcheinander, ein jeder kam an seinen Platz; auch Editha saß schon wieder ganz zufrieden ihrer Kleinen gegenüber; und der Abend brach rasch herein.

In Wirballen wurden ihnen mit vieler Umständlichkeit die Pässe abgenommen — vorbei ging es am letzten orthodoxen Gotteshaus mit seiner metallenen Kuppel und den vier Türmen — der letzte Posten, den die heilige Kirche bis an ihre Grenzen vorgeschoben hat.

„Eydkuhnen!"

„Gott sei Dank", rief nun Editha, „Deutschland!" Und: „Bleiben Sie sitzen," der Schaffner, „bis Sie dran kommen" — und in das Koupee stob ein Sprühregen von Karbol, daß die Reisenden entsetzt zurücktaumelten.

Ein Herr tritt vorsichtig ein und ererkundigt sich hinter seinem hochgezogenen Mantelkragen heraus, ob Cholerakranke dabei?

Die Reisenden sinken wie zerbrochen zurück.

Nach einer halben Stunde angstvollen Wartens heißt es: „Raus!" und zusammengedrängt wie eine Schaafherde wurden sie alle unter eine Baracke getrieben, wo die Untersuchung und Desinfektion vorgenommen wurde. In dem Raum ist eine dumpfe Luft; in der Mitte dampft der große Kessel und stehen um einen eisernen Ofen Eimer. Rings an den Seiten ziehen sich lange Tische hin, grobe, ungehobelte Bretter, die mit breiten Fugen nebeneinander lagen. Die durchdringende Kälte wirkt in diesem Dunst betäubend.

Nun werden die Koffer vorsichtig geöffnet, als lägen Leichen darin; aber die Sachen reißt man heraus, als wären sie Lumpen! Dann wurden sie auf die Tische gelegt, und dazu angestellte Frauen fuhren mit Lappen, die sie in die Eimer tauchten, in denen Sublimatlösung stand, über die Kleider her. Damen kreischten, Männer fluchten; mit affenartiger Geschwindigkeit reichten die Angestellten Kleider und Schuhe, Wäsche und Hüte, Ballkränze und Fächer den Megären der Vernichtung hin, die behaglich die Abwaschungen vollführten. Und die Kälte ist so furchtbar, daß leichte Ballroben an die Bretter fest frieren, während sie durchnäßt und in Fetzen abgerissen werden. Alle Augenblicke müssen die Eimer mit den am Ofen stehenden vertauscht werden. Alles gefriert! Rings Schluchzen und Jammern. In einer Ecke sitzen zwischen ihrem Gerumpel vertriebene Juden — mit hohlen Wangen und stieren Augen; sie ächzen und stöhnen.

Jetzt kam Edithas Gepäck. Zuerst Utkas kleiner Koffer — ihre aufgerollten Strümpfchen fielen durch die Spalten zwischen den Brettern; das Kind kroch unter die Tische und suchte sich im Dunkel heraus, was es finden konnte.

Allmächtiger Gott — kann es möglich sein — da liegt das blaue Seidenkleid! Editha fällt der Frau in die Arme: „Um Gotteswillen nicht — nicht — o das schöne Kleid — es ist ja ganz neu!" Und im schönsten hamburgischen Dialekt sagt die schreckliche Amtsverwalterin: „Oh! Das kann ja woll nich möglich sein, meine Liebe — is ja man ganz alten Kättun drunter," und indem sie unbarmherzig aus

dem Höllenpfuhl darüber taucht, fährt sie fort: „Sehn Sie bloß, meine Liebe, was denn Einen recht is, is ja nu denn Andern billig!“ Von der Logik und der heimischen Mundart bezwungen, lachte Editha und redete der Rachegöttin aus dem Volk zu: „Na dann sind Sie ja woll auch Soziale und machen es die feinen Leute nu moal ordentlich zurecht, meine Liebe, nich?“ „Is ja auch woahr,“ sagte die andere und ließ die Sachen Edithas mit einem kurzen besprengenden Ruck als „fertig“ abgleiten; nun stand ein altes feines Mütterchen mit beweglichen Augen und einer Thränenflut in Bereitschaft, sich das Herz brechen zu lassen, indem alle die kleinen Untertaillen, die seidenen Untertücher und Magenbinden, die sauberen Staatskleider und das Gebetbuch herausgerissen wurden; ihre Hände zitterten, und sie konnte nicht aus- noch einpacken. Es war ein Fall, an dem Editha um keinen Preis thatenlos vorüberkonnte — sie half dem Mütterchen die schönen nassen und steif gefrorenen Dinge möglichst sauber zurück verstauen und tröstete die arme alte Russin, während sie mit ordentlicher Erleichterung vernahm, wie andere Reisende sich ohne Sublimat, aber mit Krieg und Schwefel und Pech drohend wieder über die Grenze zurückzogen.

Still hatte die kleine Utka gewirkt; im allgemeinen Trubel hatte sie heimlich den Handkoffer mit zwanzig Pfund Konfekt in die Nähe des Ofens gezogen und sich darauf gesetzt. Niemand nahm dem Kind den Sitz fort, und es konnte nun in Ruhe zusehen, wie die langen russischen Stiefel in den Desinfektor gesteckt wurden und als Kinderschuhe wieder herauskamen; elegante Ledertaschen mit Damen-Nähetuis, Schreibmappen — alles kam wie eine verschrumpfte Backbirne wieder unter das trübe Licht der hängenden Lampen zurück, mit Fluchen und mit Thränen von den Besitzern begrüßt. Ungerührt, wie die Gottheiten der Zerstörung, standen in möglichst nahem Umkreis die Beamten. Plötzlich vernahm die Kleine den schrillen Pfiff der Dampfpfeife — sie beschwor die Mutter zur Eile — aber die alte Frau sollte ja auch mit und klammerte sich hilfesuchend an Editha — es pfiff noch einmal — und noch einmal — und fauchend entschwand ihrem Ohr der abrüttelnde Zug.

Viele Reisende, zumeist Damen, waren nicht fertig geworden, denn noch immer wuschen die Weiber ihre zwecklose Zerstörungsordnung. Ein Wutschrei ging durch die Menge — Drohungen und Flüche in verbesserter Auflage.

Editha stand blaß und zitternd da; endlich rief sie: „Ach Weihnachten — Weihnachten — vierzehn Jahre bin ich nicht zu Hause gewesen, und nun bringt man mich so grausam um die Freude!“

Da rührte sich eine fühlende Brust — ein Herr, der schon mit Utka geplaudert hatte, forderte Editha auf, sich mit ihm zum Stationschef zu begeben — es käme um zwei Uhr Nachts ein Extrazug durch, und leicht könne man ein oder zwei Wagen anhängen; „und eigentlich, gnädigste Frau, sind Sie ja als ein Opfer Ihrer Güte zurück geblieben! Wahre Menschenfreundlichkeit steckt an — ich denke, wir verschaffen in Rücksicht auf das bevorstehende Weinachtsfest fast allen Reisenden die Genugthuung, heute doch noch mitzukommen.“

Alles ebnete sich nun vortrefflich — im großen Speisesaal wärmten die durchfrorenen Menschen sich nach Möglichkeit wieder auf und vergaßen über dem unerwarteten Glücksfall den großen Kummer um ihr geschädigtes Eigentum; und in der Nacht sausten sie im Schweife der dunklen Schlange mit den Glutaugen und dem fauchenden Rachen über Brücken und durch Viadukte auf dem weißen Schneefeld die schmale Spur entlang. Das Kind schlief mit der Puppe; die Mitfahrenden aber plauderten untereinander — die besonderen Verhältnisse hatten sie näher zusammengebracht; erst gegen Morgen befiel alle ein Dornröschenschlaf, aus dem sie dann und wann die angenehme Stimme des fahrenden Ritters weckte: „Billetter!“

Sie strebten alle nach Hause — und in der gehobenen Stimmung kam kein Ärger auf — ihnen winkte ja in wenigen Stunden das Ziel so vieler heißer Sehnsucht und ein brennender Tannenbaum.

Einige Stunden vor ihrem Heimatsort mußte Editha umsteigen und wohl oder übel in ein gemischtes Koupee eiligst flüchten, denn alles war überfüllt und der Andrang immer stärker; ein Herr nahm Utka entgegen und bot dann Frau Editha die helfende Hand zum Einsteigen; der Herr

war groß und kräftig — dunkelblond und broncefarbig — aber sie erkannte ihn sofort trotz seiner dunkler gewordenen Farben „der Schattentracht des heißen Sonnenstrahls,“ trotz der langen Jahre der Entfernung und seiner ganzen ausgeprägten Fremdartigkeit. Sie erschrak so, daß sie wortlos ihren Platz einnahm, sich in die Ecke drückte und unter ihrem dichten Schleier die Augen schloß. Er hatte ihr seinen Fauteuilplatz überlassen und bekümmerte sich um das Kind neben ihm, das in seiner dichten Pelzumhüllung mit den langen blonden Haaren und der Grazie in allen Bewegungen ihm sehr zu gefallen schien; und glücklich endlich einmal ungestört zu Worte kommen zu können, erzählte sie mit ihrem kurischen scharfen Accent die durchlebten Schrecknisse der Nacht; auch woher sie kam und wohin sie wollten. Er hatte immer mitplaudernd und belustigt zugehört und sie ermuntert — plötzlich wurde er befangen und unruhig — die Rücksicht verbot ihm, das Kind um seinen Namen zu fragen; er war sehr bleich geworden und schwieg; und die Unterhaltung stockte zu Utkas Kummer.

„Mammy,“ sagte sie endlich eindringlich, „Mammy; ich möchte so gern etwas essen!“ Editha erhob sich, um das Körbchen aus dem Netz zu nehmen und stand so, daß sie es Olaff unmöglich machte, gleichfalls aufzustehen, er hob nur die Arme — und im selben Augenblick fiel der Korb ihr aus den Händen und ihm vor die Brust.

Es war schrecklich — aber sie lachte! Sie lachte ihr altes frohes Kinderlachen, das Lachen, mit dem sie hinfiel oder sich stieß — das schöne helle Lachen, das er niemals hatte vergessen können!

Und ohne Übergang nahm er sie plötzlich in den Arm und küßte sie auf Stirn und Wangen: „Editha, Editha — Gott sei Dank — das bist du!“

„Ja, ja — und wie immer bist du schuld daran, Olaff!“

„Gewiß, du Liebste, Einzigste — und so soll es auch bleiben!“

Wie sie sich wieder auf ihre Plätze gesetzt hatten, fiel ihnen Beiden die wohl etwas seltsame Begrüßung auf; ein Herr legte, sehr indigniert in der Lektüre gestört, seine Zeitung mit raschem Griff zusammen und zischte durch die Zähne. Zwei Damen, die bis dahin fremd nebeneinander gesessen hatten, steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

Olaff aber zog die Kleine dichter zu sich heran und sagte: „Komm her, du prachtvolles Kind, und küß deinen alten Onkel — sieh — deine liebe Mutter hab ich seit langen fünfzehn Jahren nicht gesehn — damals war sie auch erst fünfzehn Jahre alt, und jeden Tag waren wir zusammen gewesen — und nun hat sie mich nicht erkannt!“

Sie sagte gar nichts, sie war vollkommen überwältigt, und plötzlich fühlte sie, daß sie weinte; und wie in einem Wunder, das ihr geschehen, ließ sie Olaff mit dem Kinde plaudern; er konnte nicht schweigen — er sprach alles zu der Kleinen hin, was Editha doch allein hören sollte — von seinem Leben und von der Vergangenheit, von den alten Spielen froher Jugendzeit! — was gingen den Vielgereisten die paar fremden Menschen an — seine ganze Seele jauchzte in hoffnungsvollem Glücksgefühl!

Nun hatten sie das Ziel erreicht — Beide wurden sie von niemand erwartet. Hier trennten sie sich: „Auf Wiedersehn!“ Editha ließ ihr Gepäck nachfolgen, ergriff die Hand des Kindes und eilte den kurzen Weg dem Vaterhause zu; der Schnee lag hoch über den Rinnsalen aufgetürmt — man sah von einer Straßenseite zur andern nur die Köpfe der Passanten; überall war noch ein frohes Leben — Menschen mit Schachteln und Paketen liefen eilig durcheinander; nur dann und wann schlich ein Bild der Armut an den Häusern entlang, mit leeren Händen und hohlen Augen; doch jedesmal schnürte der Anblick Editha das Herz zusammen; um die Weihnachtszeit schien ihr die Armut am schwersten zu ertragen; aber es war nur für einen Augenblick, daß sie solchen Gedanken heute nachgab — eine Lebensfreudigkeit, eine selbstsüchtige Sehnsucht, einmal ganz und gar glücklich sein zu dürfen, erfüllte ihre Seele; nun schlugen mit freundlichem Glockenspiel die Uhren von den vielen Türmen der Stadt sieben — und da stand sie auch schon vor dem geliebten Hause und rührte die Klingel.

Niemand kam — in der großen Flur brannte das Gas vor den Lorbeer- und Orangenbäumen und blitzte hell auf dem

metallenen Zifferblatt der hohen englischen Uhr mit den drei Messingkugeln.

„Utka," sagte sie „liebe Utka — meine kleine Utka — oben bescheren sie schon!" Und sie jauchzte laut auf, wie sie abermals klingelte; nun kam von oben gestürzt der junge Diener in seiner hübschen Sonntagslivrée — ungeduldig, daß er gestört worden war. Sie aber riß die Pelze von den Schultern, warf alle Sachen hin, nahm dem Kind mit zitternden Händen die Hüllen ab — und aus ihren weit offenen Augen sprühten die Thränen unaussprechlicher Freude. Cassy mußte auch mit, Cassy und das Kind schob sie vor sich her die Treppe hinauf, über den Korridor — nicht in die hier mündende Saalthür — dahinter wußte sie, standen ja die Bescherungstische der Dienstboten — durch die Vorderstuben, die ganz warm, ganz matt erleuchtet und still waren; und nun stand sie mit ihrem Kind in den geöffneten Flügelthüren an der Schwelle des Saales — da brannte der Baum und rings auf ihren Plätzen waren die Ihrigen in froher Bewegung — niemand sah nach der Thür — sie hielt das Kind noch immer vor sich, das mit lautloser Bewunderung starrte — und da schluchzte sie laut auf und dann lachte sie ganz laut: „Mutter, Mutter!" und sank in — ach, in so viel Arme, wie da waren, die sie alle umfingen und an sich rissen, in einem Taumel der höchsten und reinsten Freude, in dem sie alle weinten und lachten.

Plötzlich machte die Mutter ein ganz ernstes Gesicht und sagte:

„Um Gottes willen, wo ist denn Alexander?"

„Alexander — der ist ja doch zu Hause, der hat uns ja gerade hergeschickt!"

„Wie? Und warum hast du denn das Kind nicht mitgebracht? Was soll der arme Junge zu Hause, wo kein Mensch ist?"

„O Gott, wie ist es möglich — daran hab ich ja gar nicht gedacht" — und ganz zerschmettert fiel Editha auf einen Stuhl.

Ein schallendes Gelächter ringsum: „Ja ja! Du bist immer noch unsere alte Editha — das beste hast du vergessen!"

Wie sie sich aber abends wohlig im Bett ausstreckte, gelobte sich Editha feierlich, keiner Zurede, noch dem eignen sich vielleicht regenden Wunsch zum längeren Bleiben nachgeben zu wollen. „Nein, nein! Zu Weihnachten soll der Junge nicht allein sein — er hat mich richtig wieder überlistet!"

Nun war jeder Tag ein Festtag — alle Kousins und Kousinen sahen sich wieder, und durch alle Häuser zog sich ein beständiger gesellschaftlicher Familienzusammenhang, der schließlich in der Sylvesterfeier im Hause des Majors „Onkel Herrmann" gipfelte. Sein hübsches Haus lag wohl eingerichtet wie ein Schmuckkästchen vor dem Thor und es war ein besonderes, nicht zu unterschätzendes Opfer, daß alle Räume den Freiheiten dieser Nacht Preis gegeben wurden. Denn nachdem um zwölf Uhr die feierliche Ansprache gehalten war, nach welcher alle Anwesenden sich umarmten und küßten, stürmte der junge, der bei weitem größte Teil der Gesellschaft ins Souterrain. Es half ihr nicht, daß sie versuchte bei den Alten zu bleiben, Editha mußte mit. Spinning, die Frau Onkel Hermanns, hatte eine ganz besonders reizende Küche mit einer holländischen Akuratesse. Majors hatten nie Kinder gehabt — in solchen Haushaltungen ist die Ordnung immer unerschütterlich. In der Musterküche mit den blau-weißen Kachelwänden, dem bunt cementierten Fußboden blitzten rings auf Ständen und Bänken schöne alte Messing- und Kupfergefäße; sogar der Haublock hatte einen breiten Messingring um die Taille, und die Axt, die auf ihm lag, glänzte wie Silber. Mitten im Raum über dem mit weißen Kacheln belegten Küchentisch brannte die Hängelampe; hier nun entwickelten sich alle Geheimnisse der heiligen prophetischen Nacht: Pantoffelwerfen, Bleigießen, Wallnußschalen mit Licht darin schwimmen lassen, in Sand, Wasser und Grünes greifen, Kartenschlagen, Kaffeesatz befragen und vieles mehr. Die Ananasbowle vor zwölf Uhr hatte schon alle Gemüter gehoben, der Punsch nach zwölf war nicht im stande, das Barometer der Gefühle herabzudrücken; und der Lauf der Jahre, der die älteren unter den Jungen auch untereinander ein wenig zu trennen begann — heute schwand er wie Reif vor der Maiensonne, und um den weißen Küchentisch lärmten, lachten und schrieen sie alle durcheinander. Wenn eine Partei Blei goß, stürzte die andere an die Oberfläche der Erde; sie spielten Greifen im Garten und Schneeballen, sie rannten um das kleine Villenviertel und begrüßten

die Nachtwächter mit dem begeisterungsvollsten Prosit; schließlich wurden die Gartenthüren ausgehakt, und da gerade die alte Tante Rosa schon nach Hause gefahren wurde, legten sie die Gitterstücke heimlich oben auf die Droschke, während zwei Unholde die Aufmerksamkeit des Kutschers durch ein Glas Punsch und große Pfannkuchen abzuziehen mit Erfolg bestrebt waren. Dann wurden die Thüren im Nachbargarten abgenommen und für Onkel Herrmann notdürftig mit etwas Schnee an seine Pfosten gedrückt. Auch Editha war zur Wonne Utkas und trotz ihrer zweiunddreißig Jahre einmal mitgelaufen; nun wurden ihr die Augen verbunden und sie mußte in Sand, Wasser oder Grünes greifen; da sie ein Zweiglein Petersilie erfaßte, schrie die ganze Korona: „Editha heiratet wieder, hoch Editha!“ und das alte Dreimalhochlied wurde abgesungen.

Olaff ergriff sie bei der Hand und flüsterte in ihr Ohr: „Nimm mich — o liebe Geliebte, nimm mich!“

Sie erschrak so, daß klirrend das Glas zur Erde fiel, aus dem sie soeben getrunken, und spornstreichs lief sie nach oben. Hier setzte sie sich zu den Alten, die sich dicht um die Tafel zusammengezogen hatten und weit, weit zurück Jugenderinnerungen auffrischten, der Abwesenden in Treue, der Toten mit Rührung gedenkend. Die Ehepaare saßen an diesem Abend nebeneinander, hielten sich im Arm oder an der Hand, wie Brautleute. Editha sah die einsame Gestalt ihrer Mutter im Sessel zurückgelehnt, das Gesicht mit den suchenden Augen aufwärts gewendet; bei diesem Anblick durchfuhr auch sie ein heißer Schmerz — um den Vater, um den verlorenen Gatten, vielleicht auch um sich selbst; wie das Bild ihrer eigenen Zukunft sah sie die Verlassene dort sitzen. Bald kam Olaff und nahm Platz an ihrer Seite; er bat leise: „Gib mir Antwort!“

Sie schwieg noch eine Weile und rang mit sich, dann flüsterte sie resigniert: „Ich kann nicht — ich kann nicht Ja sagen — ich kann es nicht um meines Sohnes willen! Er würde in Verzweiflung sein, haltlos und verlassen, denn wir lieben uns unendlich! Sag' nicht, er würde einen Vater gewinnen — nein, nein, er würde eine Mutter verlieren!“

„So?“ fragte er langsam, „aber was sagt dein Herz? Vergiß nicht, daß du jeden Lebensanspruch aufgeben willst — und in zehn Jahren, vielleicht schon in acht Jahren — da wird kein Kind zu dir sagen: Mutter, ich geh' nicht von dir, Mutter, ich bleibe bei dir! Da werden sie dich einsam zurück lassen, und dein Herz wird seinen ganzen Reichtum verdorren müssen! — Sag' mir nur das Eine, Editha,“ hob er nach einer längeren Pause wiederum an, „wenn du diesen Sohn nicht hättest, würdest du dann zu mir Ja sagen?“

Sie versuchte zu sprechen, aber ihre Bewegung war so groß, daß sie endlich doch nur leise nickte.

Er seufzte tief und wie erleichtert — dann versank auch er in Nachsinnen, und sie sprachen gar nicht mehr.

Der Sonntag verging mit Glückwünschen; Olaff kam nicht, wie die übrigen, um noch einmal zu gratulieren; hauptsächlich aber waren es auch nur die Knaben, die umhergingen, um eine Nachlese all der famosen Witze zu halten, die ihnen diese Nacht so vortrefflich gelungen waren.

Am Montag nahm Editha Abschied, packte ihre Sachen zusammen, denn keine Widerrede, keine Bitten konnten ihren Beschluß umändern, das russische Weihnachtsfest mit ihrem Knaben zu begehen.

Sie sah Olaff gar nicht mehr wieder.

Am Dienstag traten die beiden ihre Rückreise an. Editha weinte beim Abschied, als ginge sie auf Nimmerwiedersehen, und so traurig und verändert erschien sie den Ihrigen, daß alle sie nur schweren Herzens scheiden sahen.

Aber schon auf der Fahrt nach dem Bahnhofe erholte sich ihre elastische, selbstlose Natur, als sie über den Markt kreuzend, an einer Ladenthür von außen befestigt, wie Lebewohlgrüße winkend, im Winde das Bein- und Armwerk von wollenem Unterzeug flattern sah.

„Haltet an einen Augenblick — oder fahrt nur voraus und besorgt die Billets und das Gepäck, ich muß noch einen notwendigen Einkauf machen!“

Sie war schon fort, ehe die anderen fragen konnten, die aber doch lieber warteten. Editha waren ihre Armenhäusler eingefallen und die zugeschnittenen, unfertigen Unterkleider; die guten Menschen sollten nicht verkürzt werden wegen ihrer Reise; sie

machte kurzen Handel und kam lachend mit einem Riesenpaket in den Wagen zurück.

„Für meine Armenhäusler," sagte sie, „denn über der eiligen Abreise bin ich nicht halb fertig geworden mit den Näharbeiten."

Utka schüttelte ein wenig den Kopf, sagte aber nichts; und immer geärgert durch diese stummen Einwände der Kleinen schalt Editha ziemlich erregt: „Warum schüttelst du? Du weißt, ich kann es nicht vertragen, denn es ist altklug und dumm."

Und erst, da der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, entschuldigte sich das Kind:

„Mamming, ich schüttelte ja nur, weil ichs doch nicht sagen mochte, denn dann hätten sie alle wieder so furchtbar über dich gelacht — du hast ja alle die Sachen der Fürstin zum Fertignähen mitgegeben!"

Da sah die Mutter ein, diesem Kinde war sie nicht gewachsen, sie sagte auch nur mit einem erstaunten Gesicht: „Du Wunderknäuel!"

Und ohne Aufenthalt oder Fährnis fuhren sie am Donnerstag, am Abend des heiligen Weihnachtsfestes, in den russischen Bahnhof ein. Der Vormund stand da mit ihrem schönen, strahlenden Knaben.

Alexander sprang ins Koupee und stürzte sich förmlich auf seine Mutter, sie mit Küssen und Liebkosungen fast erdrückend.

„Mammascha, meine einzig Geliebte — o du Taube, du Süße! Du bist das Höchste und Schönste auf der Welt — o du Wunderschöne!"

Und wie immer bei solchen heftigen Zärtlichkeitsausbrüchen ihres Knaben weinte und lachte Editha — ihr zusammengeschnürtes Herz that sich einen Augenblick auf — aber die schmerzende Lähmung, die es seit Tagen ergriffen hatte, wich dennoch nicht.

Eigentlich nur pour parler forderte sie den Herrn Vormund auf, noch mit ihnen zu kommen, denn er wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt, aber er nahm die Ladung an — „ich muß doch erleben, ob meine Pflegebefohlenen auch glücklich ankommen —" und er stieg in den zweiten Schlitten mit Alexander.

Und endlich waren sie da. Akulina und die Lettin küßten ihnen Ellenbogen und Kleidersaum und schälten sie aus ihren Pelzen heraus — Editha sah durch die nicht fest geschlossene Thür, daß drinnen der Weihnachtsbaum schon brannte; sie mühte sich zu lächeln, als Alexander sie am Arm ergriff und bat: „Komm, komm! komm mit mir ganz allein!"

Und da sie eintraten in die von Tannen und Wachslicht duftende Stube, stand unter dem brennenden Baum die hohe Broncegestalt Olaffs; mit seinen ausgebreiteten Armen umfing er sie beide, Mutter und Sohn — er, der Geliebte ihrer Jugend, ihr einst verlorenes und nun wiedergefundenes Glück.

„Mamming, Mamming! dies ist mein zweites, mein schönstes Weihnachtsgeschenk!"

Später, da die Kinder nach oben gingen, wo Utka mit der Mutter in einem Zimmer schlief, und Alexander daneben, setzte er sich noch ein bißchen zu der Schwester und half ihr die Stiefel von den müden Füßchen ziehen; dabei erschloß er ihr nun sein Herz, fühlend, daß der reiche Strom seiner leidenschaftlichen Empfindungen sich nun doch in neue Bahnen lenken müsse, die ihn zuerst zu der Kleinen führten.

„Sieh, er ist gestern Abend angekommen, und heute morgen kam er zu mir und bat mich um Mammings Hand; und er sagte mir so vieles von früher und er war so prachtvoll in seiner Größe und Kraft, daß ich ihn liebte wie Dunai, da er die Riesen erschlug und den weißen Schwan befreite. Und wir gingen auf den Kirchhof und dann zum Vormund; und endlich putzten wir den Baum auf und beschenkten die Armenhäusler. Und dann kamt Ihr auch schon! Ach, meine kleine Schwester, nun bist du ganz mein und ich bin dein; und wir wollen uns mühen, den neuen Vater zu lieben — es war für Mammings Glück doch notwendig, daß Onkel Olaff sie heiratet! Sonst — ich hatte mir gelobt, ihr mein ganzes Leben in Liebe zu weihen — aber heiraten hätt' ich sie ja doch niemals können," und er warf sich nieder und schluchzte leise.

Auch in Utkas Herzen regte sich das Anstandsgefühl zu einer ähnlichen Leistung an Liebe, und sie sagte müde und mit weinerlichem Ton: „Ja, auch ich hätte sie gern geheiratet, aber Dame zu Dame geht nicht."

---

# Das Christusideal in der bildenden Kunst.

Von

**Viktor Schultze.**

(Abdruck verboten.)

Das Ideal der christlichen Kunst ist die Darstellung Christi. Wo immer unter den christlichen Völkern eine Kunst aufgeblüht ist, hat sie dort ihr letztes und höchstes Ziel gefunden. Der koptische Bildhauer des sechsten Jahrhunderts, der in rohen Zügen seine Christusgestalt meißelte, hatte kein anderes Ideal vor Augen als die großen Meister der Renaissance in ihren formvollendeten Schöpfungen. Daher tritt uns gleich in den ersten Anfängen der christlichen Kunst, welche die ältesten Katakombenbildwerke uns überliefern, das Christusbild entgegen.

In einer biblischen Scene des Neuen Testaments, der Heilung der Blutflüssigen, welche in einer Grabkammer der Katakombe S. Pretestato an der Via Appia vor Rom vielleicht schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gemalt wurde, ist uns das zur Zeit älteste Christusbild erhalten (Abb. 1). Eine jugendliche Gestalt, in römischer Gewandung, das Haar kurz, auf dem Antlitze ein idealer Zug — so sehen wir den Heiland hier; so hat ihn der Künstler in Rom oder richtiger gesagt, so haben ihn die Christen in ihrer Vorstellung gehabt. Entspricht dieser Vorstellung die geschichtliche Wahrheit? Die Heilige Schrift schweigt über das Äußere der Erscheinung Christi, und auch die älteste Kirche hat nicht den Anspruch erhoben, Zuverlässiges darüber zu wissen. Wenn ihre Schriftsteller Christum anfänglich als unansehnlich und häßlich bezeichneten, dann als einen Mann von idealer Schönheit, so hat in jenem Falle die Schilderung des leidenden Messias bei dem Propheten Jesaias, in diesem der fünfundvierzigste Psalm mit seinen Worten: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern“ den Ausschlag gegeben. Spöttisch ist in der Kirche verzeichnet worden, daß eine Sekte ein echtes Christusbild zu besitzen behaupte. Indes



Abb. 2. Marmorkopf in Athen. (Centralmuseum.)



Abb. 1. Heilung der Blutflüssigen. (Römisches Katakombengemälde.)

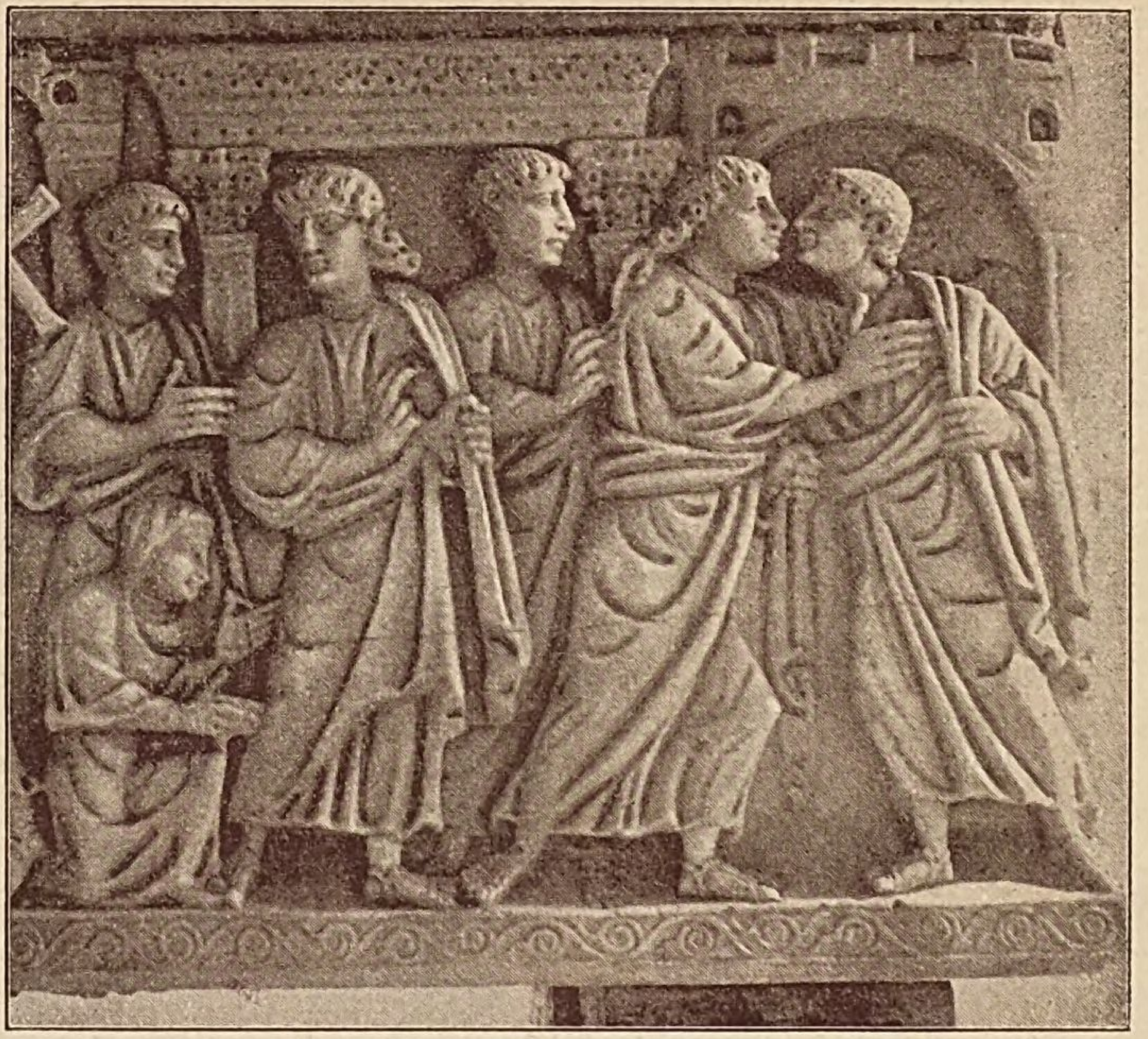


Abb. 3. Heilung der Blutflüssigen und der Verrat des Judas.
(Sarkophag in Verona.)

sollten nicht allgemeine Traditionen in dieser Beziehung sich erhalten haben? In Cäsarea Philippi in Palästina nannten die Christen zur Zeit Konstantins eine Erzstatue Christi ein Votivstück der geheilten Blutflüssigen; leider wurde sie unter Julian zerstört. In Athen wurde vor nicht langer Zeit ein interessanter Marmorkopf (Abb. 2) des ersten oder zweiten christlichen Jahrhunderts gefunden, der unwillkürlich den Gedanken hervorruft, daß er ein Christuskopf sei. Geistige Hoheit und religiöse Hingabe ruhen auf diesem Antlitz, dessen Augen dem Himmel zugewendet sind. Der Typus ist nicht griechisch, sondern hat eine leichte jüdische Färbung. Doch über Vermutungen über die Persönlichkeit kommen wir hier zunächst nicht hinaus.

In der jugendlichen Gestalt des Heilandes prägt sich der hoffnungsreiche, jugendliche Geist des ersten Christentums aus. Die nicht seltene Behauptung, daß der antike Apollotypus die Vorlage geboten habe, scheitert sofort an dem scharfen Unterschiede beider Typen. Das älteste Christusbild der Kunst ist eine Schöpfung der christlich-künstlerischen Phantasie.

Indes noch ehe Konstantin der Große der Kirche auch auf weltlichem Gebiete eine Machtstellung gab, vollzog sich eine leise Wandelung. Schon im Laufe des dritten Jahrhunderts nimmt das Antlitz des Heilandes einen feierlichen Ausdruck an; Locken umrahmen es, und die jugendliche Unbefangenheit weicht einem gewissen Ernste. Im konstantinischen Zeitalter kommt dieser Typus zum Abschluß. Auf den Sarkophagen ist er die Regel (Abb. 3). Auch ein bekanntes Elfenbeinrelief des fünften Jahrhunderts (Abb. 4) zeigt ihn so. Doch dies war nur der Anfang einer weiteren, bedeutungsvolleren Fortbewegung. Gegen Ende nämlich des vierten Jahrhunderts tritt ein ganz neuer Christuskopf hervor, der bärtige Typus. Anfangs eine vereinzelte Erscheinung, gelangt er kurz vor dem Eingange des Mittelalters zum Siege. Dadurch wurde mit der Vergangenheit völlig gebrochen. Die Zukunft gehörte dem neuen Typus, der bis zur Gegenwart seine Herrschaft behauptet und in der religiösen Vorstellung des christlichen Volkes feste Wurzeln gefaßt hat.

Der sogenannte kallistinische Christuskopf (Abb. 5) bezeugt die ältere, ein Freskobild in der Kirche S. Peregrino vor Rom (Abb. 6) eine Weiterbildung aus späterer

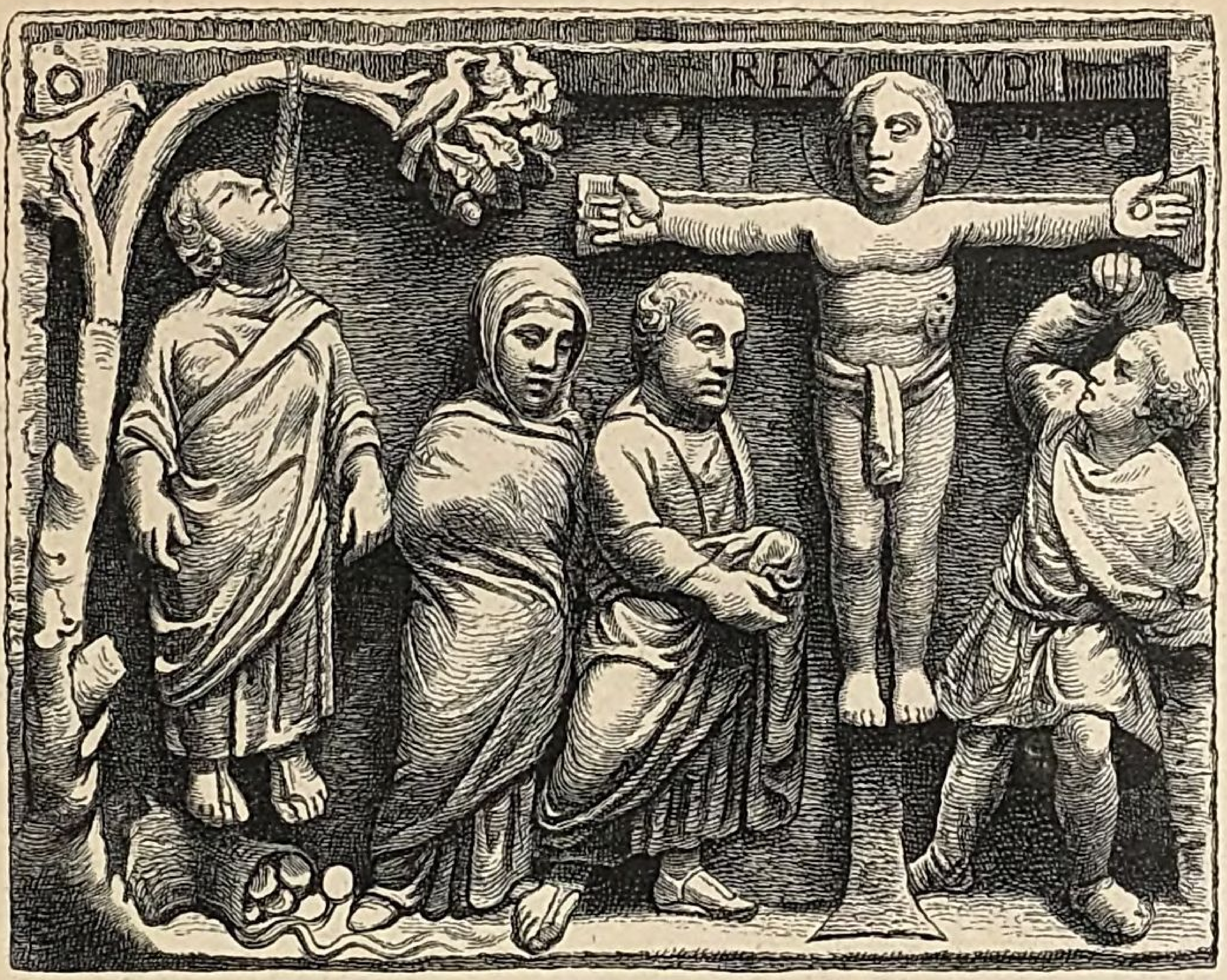


Abb. 4. Tod des Judas und Kreuzigung.
(Elfenbeintäfelchen im Britischen Museum.)

Zeit. Hier erblicken wir auch den Nimbus. Derselbe ist kein Erzeugnis der christlichen Kunst, sondern bezeichnete schon in der Antike die Göttlichkeit und wurde daher Göttern und Kaisern gewährt. Die älteste Kunst verwertete ihn nicht, offenbar aus religiösen Bedenken; erst im nachkonstantinischen Zeitalter fand das heidnische Attribut Aufnahme und wurde in der Anwendung auf das Christusbild Regel.

In den ersten Jahrhunderten war die christliche Kunst vorwiegend allegorisch-symbolisch. Auch neben das Christusbild hat sie schon frühzeitig Figuren und Symbole gestellt, welche in einer nur dem Eingeweihten verständlichen Sprache denselben Inhalt hatten. Größter Beliebtheit erfreute sich der „Gute Hirte,“ zumeist in idyllischer Umrahmung. In wechselnder Anordnung haben die Maler und Bildhauer das liebliche Bild vor uns hingestellt. Gewöhnlich trägt der Hirte ein Schaf auf der Schulter; andere umstehen ihn. Selten fehlt in der Malerei die landschaftliche Umgebung. Verschlossener war das Fischsymbol. Noch heute ist die Frage nicht beantwortet, welche Erwägung es schuf, denn die bekannte anagrammatische Auflösung gehört einer späteren Zeit an. Nur steht fest, daß der Fisch den Heiland in seiner Beziehung zum heiligen Abendmahl bezeichnet. Dagegen kennen wir den Ursprung des Monogramms Christi: es ist aus der Vision Konstantins des Großen vor der entscheidenden Schlacht gegen Maxentius geboren. Seitdem verbreitete es sich sehr schnell in der gesamten Christenheit, in wechselnden Formen und in umfassender Verwertung. Endlich sei auch noch des Lammes gedacht, welches Christum in seiner duldenden Todesbereitwilligkeit vor Augen stellt.

In der Erschütterung der Völkerwan-



Abb. 5. Der sog. kallistinische Christustypus.
(Katakombengemälde des VI. Jahrhunderts.)




Abb. 6. Fresko in der Kirche S. Peregrino bei Rom.
(Anfang des IX. Jahrhunderts.)




Abb. 7. Thronender Christus.
(Aus einem Evangeliarium aus der Zeit Karls d. Gr.)

derung erlag die greisenhaft gewordene antike Welt. Aber der Strom ihres Kulturlebens, obwohl matt und seicht, ging in die neue Welt des Mittelalters hinein und rief dort, durch Zuflüsse anderer Art verstärkt, neue Kräfte und Bildungen hervor. So kam auch die antik-christliche Kunst zu den Völkern, welche im Abendlande die Führung der Geschichte übernahmen. In der Karolingerzeit gewahren wir noch den Abendschein dieser Kunst, und hier zeigt sich vereinzelt nochmals zu unserer Überraschung der ältere ideale Christustypus (Abb. 7). Doch nicht er, sondern der am Ausgange des christlichen Altertums stehende Typus bestimmt das Christusbild des Mittelalters. Eine unübersehbare Mannigfaltigkeit zwar bietet sich dem Auge, aber alle Verschieden-

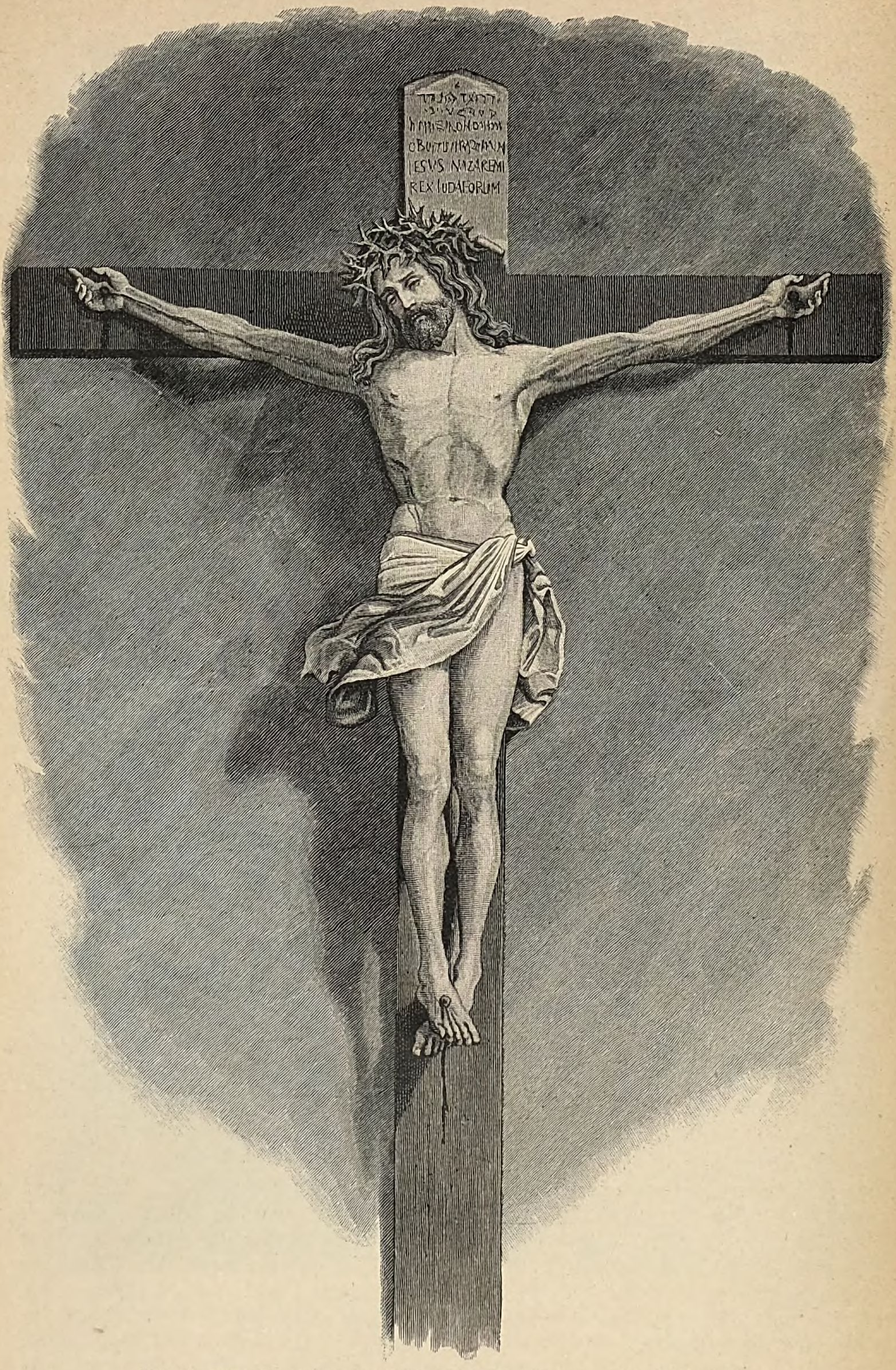



Abb. 8. Kruzifix in der Hauptkirche zu Nördlingen. (XV. Jahrhundert.)
(Aus: Dr. W. Bode, Geschichte der deutschen Plastik. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

heiten der Einzelauffassung verbindet ein gemeinsamer Grundzug: ein ernstes, von dunkelem, lang herabwallendem, schlichtem Haar umrahmtes Antlitz mit Lippen- und Kinnbart und regelmäßigen Zügen, das Auge weit geöffnet, die Lippen scharf geschnitten — so war das Christusbild der mittelalterlichen Kunst und Frömmigkeit gestaltet. Doch hat diese Überlieferung nicht immer ihre Herrschaft voll durchführen können. Es gibt in nicht geringer Zahl Beispiele tieferer, freier Auffassung (Abb. 8). Diese Kunstüberlieferung gewann dadurch eine bedeutende Verstärkung, daß die Legende mit dem Anspruche geschichtlicher Wahrheit für sie eintrat. Nachdem nämlich schon vorher die schöne Sage vom Schweißtuch der heiligen Veronika und die auf den Evangelisten Lukas, der als Maler galt, zurückgeführten Christusbilder das wahre Antlitz des Herrn der Christenheit, wie man annahm, übermittelt hatten, tauchte in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine genaue Beschreibung der äußeren Erscheinung Christi auf, die von dem Landpfleger Lentulus, dem angeblichen Vorgänger des Pilatus, herrühren wollte. Darin heißt es unter anderem: „Glänzendes, dunkelfarbiges Lockenhaar, in der Mitte gescheitelt nach Art der Nazaräer, fällt auf seine Schulter herab. Er hat eine offene, heitere Stirn, ein Antlitz ohne Runzel und Flecken, das durch einen Anflug von Röte verschönt wird. Nase und Mund sind vom edelsten Verhältnis, der Bart üppig und von derselben Farbe wie das Haupthaar und kurz und gespalten. Die Augen sind graublau und klar.“ Dieses Produkt eines müßigen Kopfes beschreibt nur einen Typus, der bereits vorhanden war, gab diesem aber dadurch der leichtgläubigen Zeit gegenüber eine besondere Weihe.

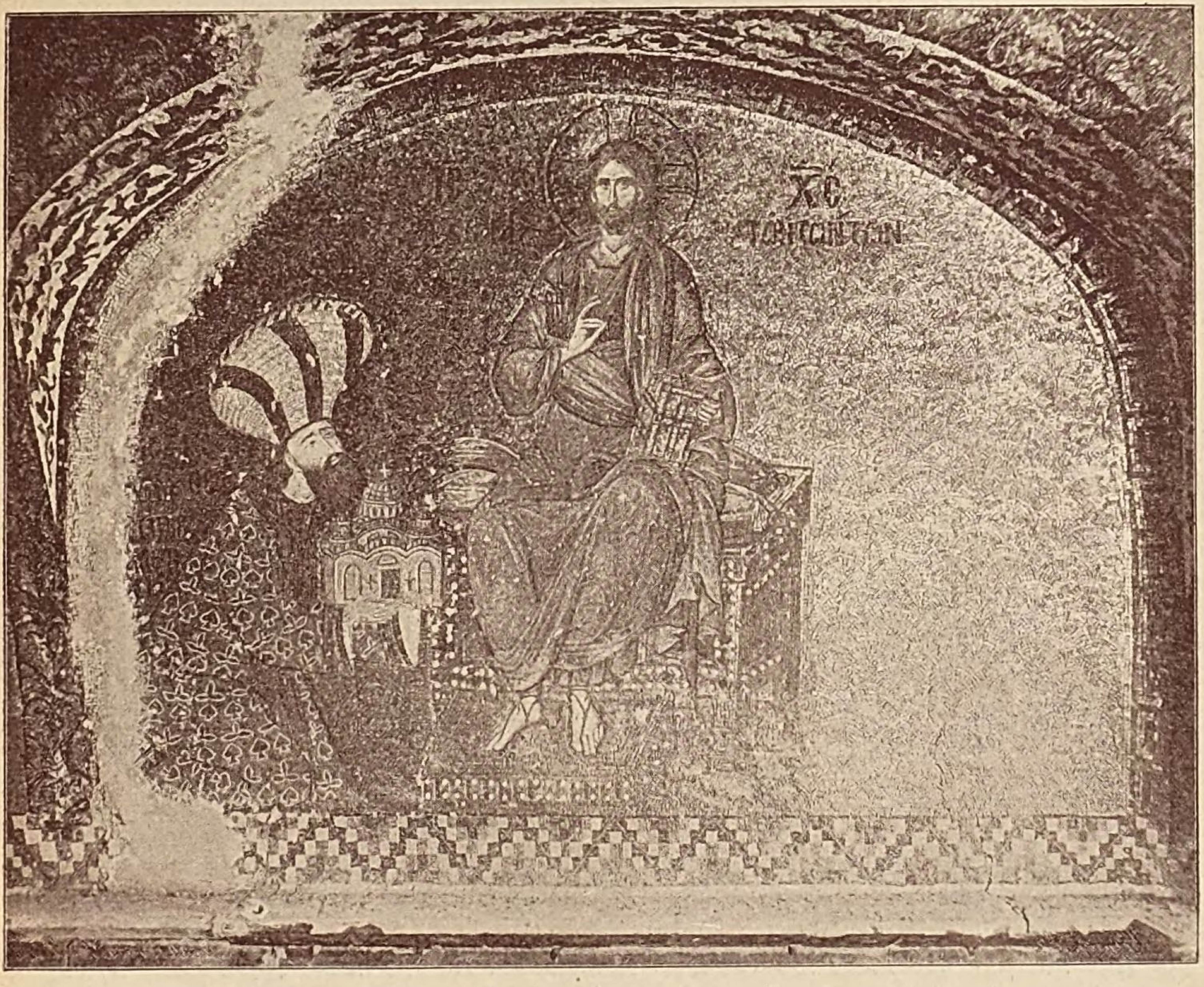


Abb. 9. Thronender Christus mit dem Stifter der Kirche.
(Mosaik in Kahrije Dschami in Konstantinopel. XIII. Jahrhundert.)

Im Osten, im byzantinischen Reiche und

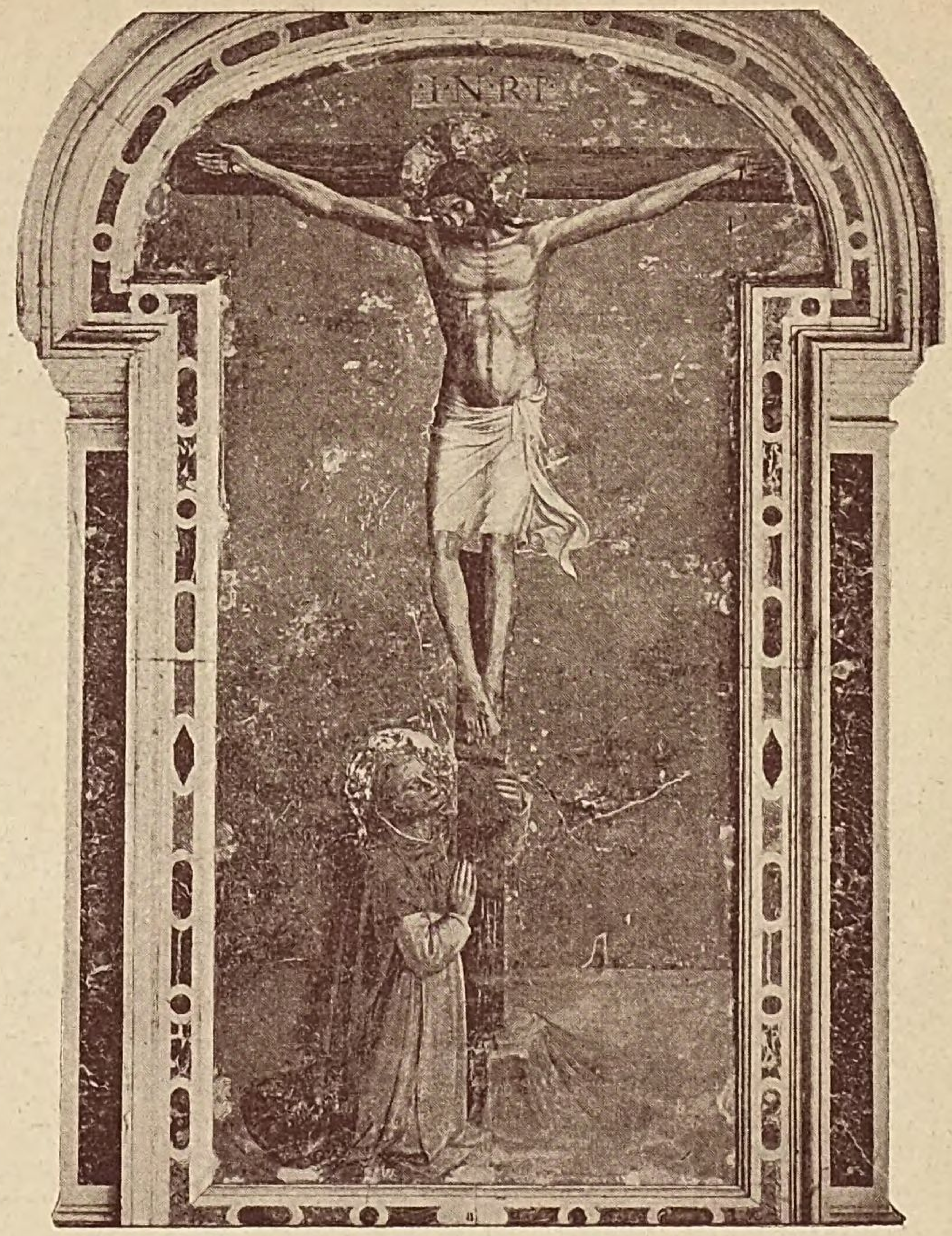


Abb. 10. Christus und der heilige Dominikus.
(Gemälde von Fra Angelico in S. Marco in Florenz.)

wo sonst eine christliche Kultur sich behauptete, ist der Entwickelungsgang derselbe gewesen. Nur ist die Freiheit hier eingeschränkter. Denn die griechische Kirche, welche in dem Bilde die übersinnliche Welt des Göttlichen unmittelbar wiedergespiegelt findet und demselben aus diesem Grunde in tieferem Sinne, als im es Abendlande der Fall war, eine religiöse Verehrung weihte, zog dem Christustypus engere Schranken und unterstellte ihn ihrer Kontrolle. Doch wird diese Einschnürung weniger hart empfunden, weil das byzantinische Christusbild wirkungsvolle antike Elemente behauptet hat. In der Christusgestalt der östlichen Kirche ist die göttliche Hoheit in edelster Weise zur Ausprägung gelangt. Auch darin liegt ein allerdings mehr äußerlicher Unterschied von der abendländischen Überlieferung, daß die Byzantiner Christum fast ausschließlich in seiner Majestät abbilden, dagegen der Darstellung seiner Erniedrigung und seines Leidens ausweichen. Ein charakteristisches Beispiel des späteren byzantinischen Typus bietet ein Mosaik in der jetzt in eine Moschee, Kahrije Dschami, umgewandelten Klosterkirche Chora in Konstantinopel (Abb. 9).

Die große geistige Umwälzung, in welcher das Mittelalter sein Ende fand, die Renaissance, erwies auch an dem Christusbild ihren Bruch mit der Vergangenheit. Sie erfüllte die tote Überlieferung mit Leben. Ohne aus dem Rahmen des überkommenen Typus herauszutreten — es bleibt das bärtige, von reichem Haar umrahmte Antlitz —, legte sie Wärme und Empfindung hinein. Wenn die ältere Kunst im Christusbilde vornehmlich das Göttliche hervortreten ließ und darum den Heiland gern als zürnenden Weltrichter abbildete, so ist jetzt das Bemühen darauf



Abb. 11. Thronender Christus aus Raffaels Disputa.

gerichtet, neben und in der göttlichen Hoheit auch die milde Menschlichkeit hervorstrahlen zu lassen. Schon in Giotto treten die Anzeichen hervor; in Masaccio gelangt die neue Auffassung zu kräftiger Ausbildung. Vor allem aber ist für die sich vollziehende Wandelung bezeichnend Fra Angelico da Fiesole. Weit bekannt sind seine Malereien in dem stillen Dominikanerkloster S. Marco in Florenz. Dort im Kreuzgange hat er den heiligen Dominicus in hingebender Anbetung vor dem Kreuze Christi dargestellt. (Abb. 10.) Dem Antlitze des Heilandes fehlt nicht die göttliche Majestät, aber mehr noch ruht auf ihm der Schimmer einer unendlichen Liebe. Es ist der „milde Herr", der sich zu dem Anbetenden am Marterholze herniederneigt. So auch begegnet er uns in dem großen Gemälde der Kreuzigung im Refectorium.

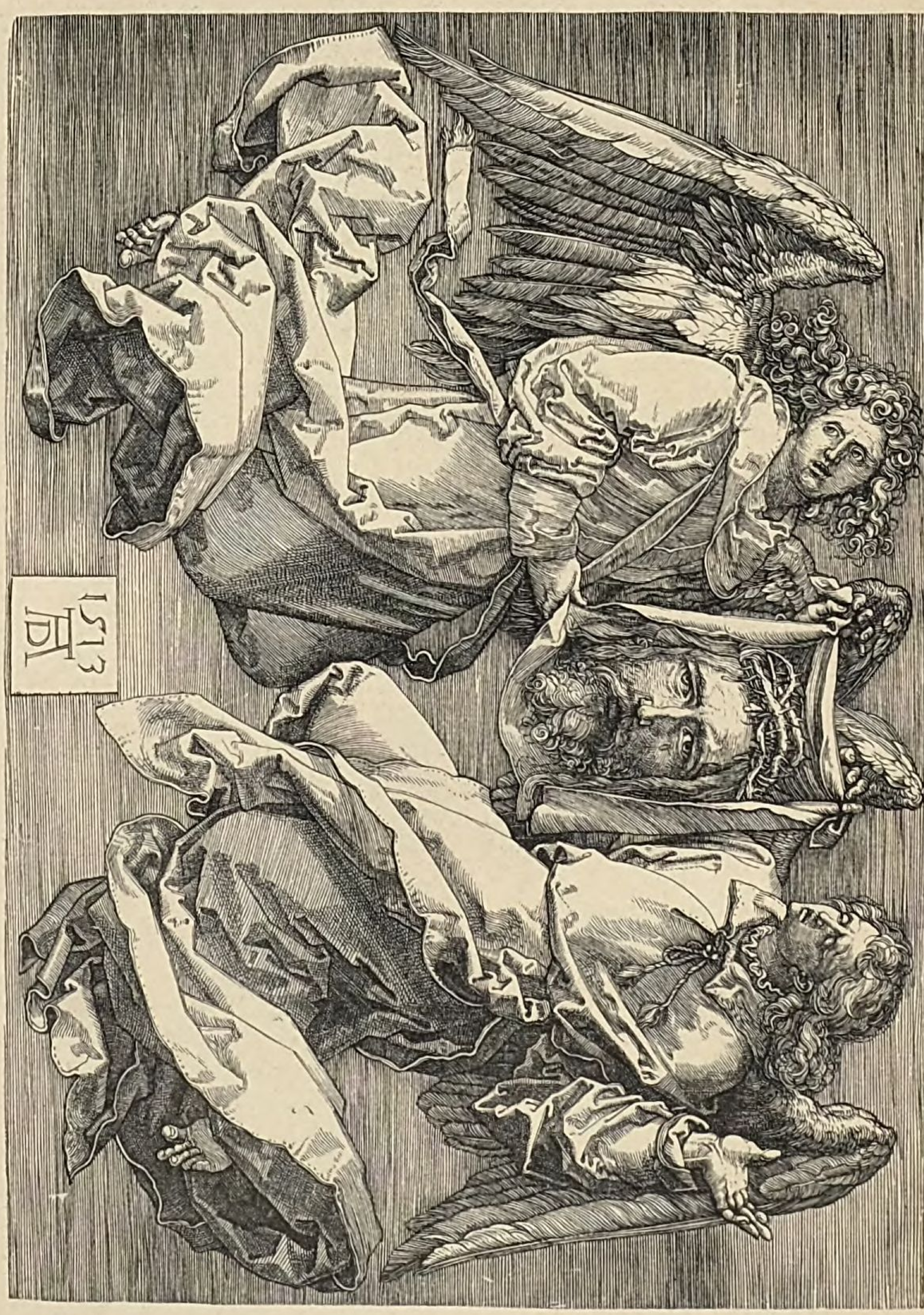



Abb. 12. Schweißtuch der heiligen Veronika von Albrecht Dürer. (Nach einem Kupferstiche von 1513.)

Der Christustypus Fra Angelicos ist indes noch nicht die reifste Frucht der Renaissance. Die mystische Frömmigkeit des Mittelalters und der ideale Realismus der neuen Zeit liegen darin unausgeglichen nebeneinander. Die volle Überführung in die neue künstlerische Auffassung vollzogen erst Lionardo da Vinci und Raffael.

Weltberühmt ist Lionardos heiliges Abend-

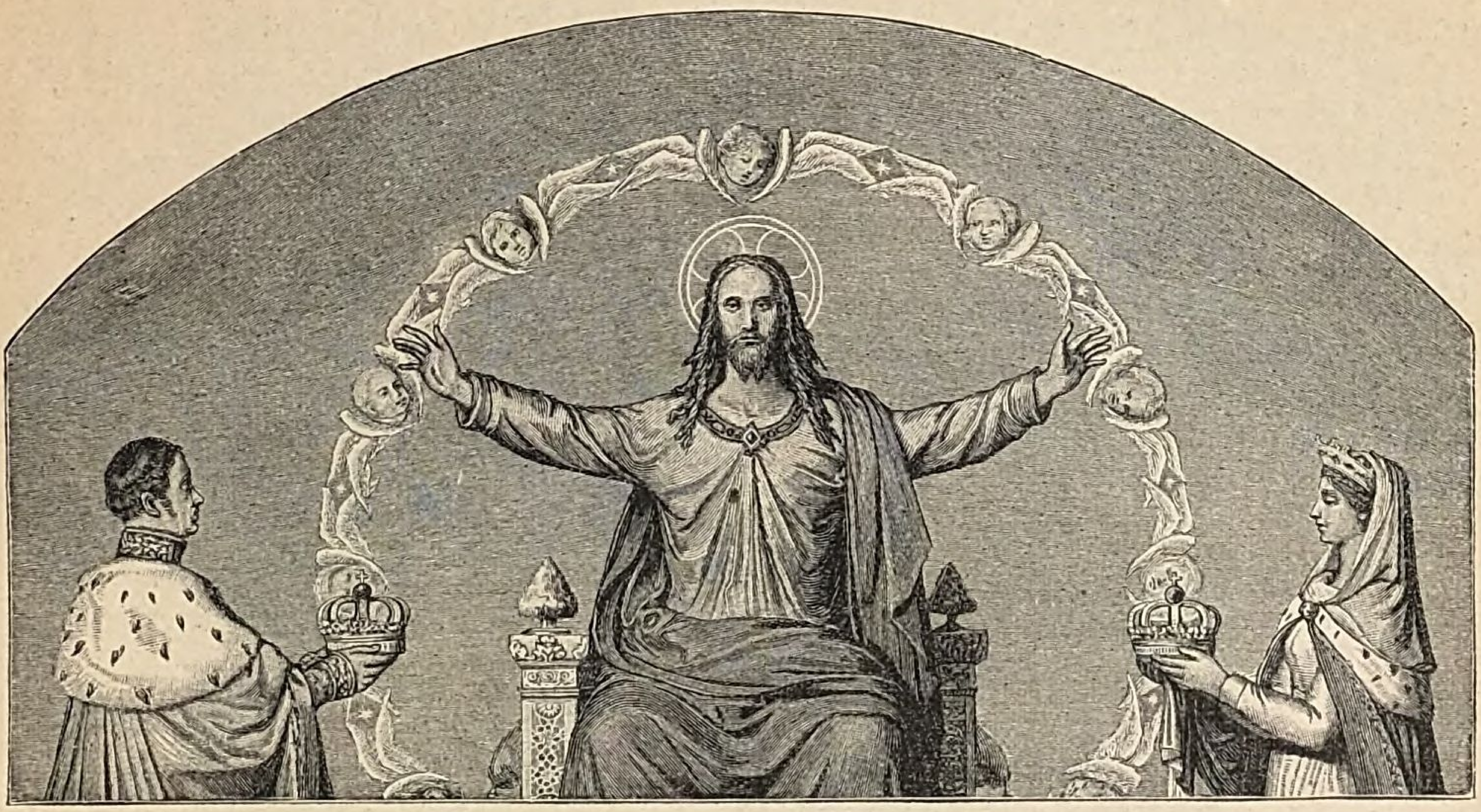


Abb. 13. König Friedrich Wilhelm III und Königin Luise legen ihre Kronen zu Füßen des segnenden Christus nieder.
(Mausoleum zu Charlottenburg.) Nach einem Aquarell von K. G. Pfannschmidt. (Fragment.)

mahl, neuerdings durch den trefflichen Stich von Stang uns in seiner Eigenart aufgeschlossen. Dieser Christus steht voll und ganz in der Menschheit; tiefe Trauer strömt aus seinem Antlitz und seiner Haltung dem Beschauer entgegen. Aber dann anderseits die hoheitsvolle Stirn, die überirdische Entschlossenheit zum Leiden und die himmlische Ruhe im Meere der Leidenschaften und Sorgen, welche rings fluten! Das Problem des Christusbildes hat hier eine vollendete Lösung gefunden (s. Maiheft 1891 pag. 266/267).

So hat auch Raffael dieses Ideal erfaßt. Man darf wohl den thronenden Christus in der Disputa (Abb. 11) hier in erster Reihe nennen. Die machtvolle Erhabenheit des himmlischen Herrn über menschliche Natur und Gewalt hat der große Künstler in die Formen idealer Menschheit in einer Weise zu kleiden verstanden, daß die religiöse gläubige Empfindung nichts vermißte und den Eindruck voller Einheit hat. Dagegen ist in der herrlichen „Verklärung Christi" das Christusbild der geschichtlichen Situation entsprechend, in das Jenseitige gehoben und hat dadurch einen fremdartigen Schein erhalten.

Die Marmorstatue des auferstandenen Christus von Michelangelo in der Kirche St. Maria sopra Minerva in Rom steht gleichfalls in dieser Linie, während der Christus im Weltgericht der sixtinischen Kapelle, soweit überhaupt noch ein Urteil darüber möglich ist, eine ganz einzigartige Erscheinung und mehr nach der Antike als nach dem Christlichen gerichtet ist.

Auf deutschem Boden hat Albrecht Dürer, unbeeinflußt von der Antike, dieselbe Loslösung des Christustypus von der mittelalterlichen Tradition vollzogen, und zwar ausgehend von dem Realismus der damaligen deutschen Kunst. Daher das deutsche Gepräge des Dürerschen Christuskopfes, dessen Grundzüge an das eigene Antlitz des Künstlers uns erinnern (Abb. 12).

Es muß davon abgesehen werden, die Geschichte des Christusbildes in der Folgezeit im einzelnen zu verfolgen. In tausendfachen Ausprägungen ist es bis zur Gegenwart erfaßt worden. Guido Renis dornengekrönter Heiland, Titians Zinsgroschenbild gehören zu den bekanntesten Darstellungen der nächsten Zeit. Wohl hat vereinzelt die mittelalterliche Weise wieder ihre Liebhaber gefunden wie bei Overbeck und Josef von Führich und auf einem Aquarell des sonst dieser Einseitigkeit fernstehenden Pfannschmidt (Abb. 13), aber die epochemachende Grundlegung, welche die Renaissance vollzogen hat, bestimmt seitdem das Christusbild. Die innere Durchdringung göttlicher Hoheit und menschlicher Wahrheit gilt als Ziel. Die jüngere realistische Richtung in Deutschland beseitigt jene, um diese einseitig durchzuführen. Es ist ihr

gelungen, damit psychologisch Interessantes zu schaffen, aber sie kommt in der Regel über die Schöpfung eines edlen Philanthropen nicht hinaus (Abb. 14).

Eine ideale Richtung verfolgt innerhalb dieses Rahmens Eduard v. Gebhardt. Zwar in seinem Gemälde „Christus und der reiche Jüngling" vermeinen wir einen modernen Laienprediger zu sehen, dagegen im „Heiligen Abendmahl" und in „Christi Himmelfahrt" (Abb. 15) in der Berliner Nationalgalerie, von anderen Schöpfungen des Künstlers nicht zu reden, hat derselbe in seiner großartigen psychologischen Meisterschaft die frische wahre Menschennatur unter dem Eindruck überirdischer Hoheit erfaßt.

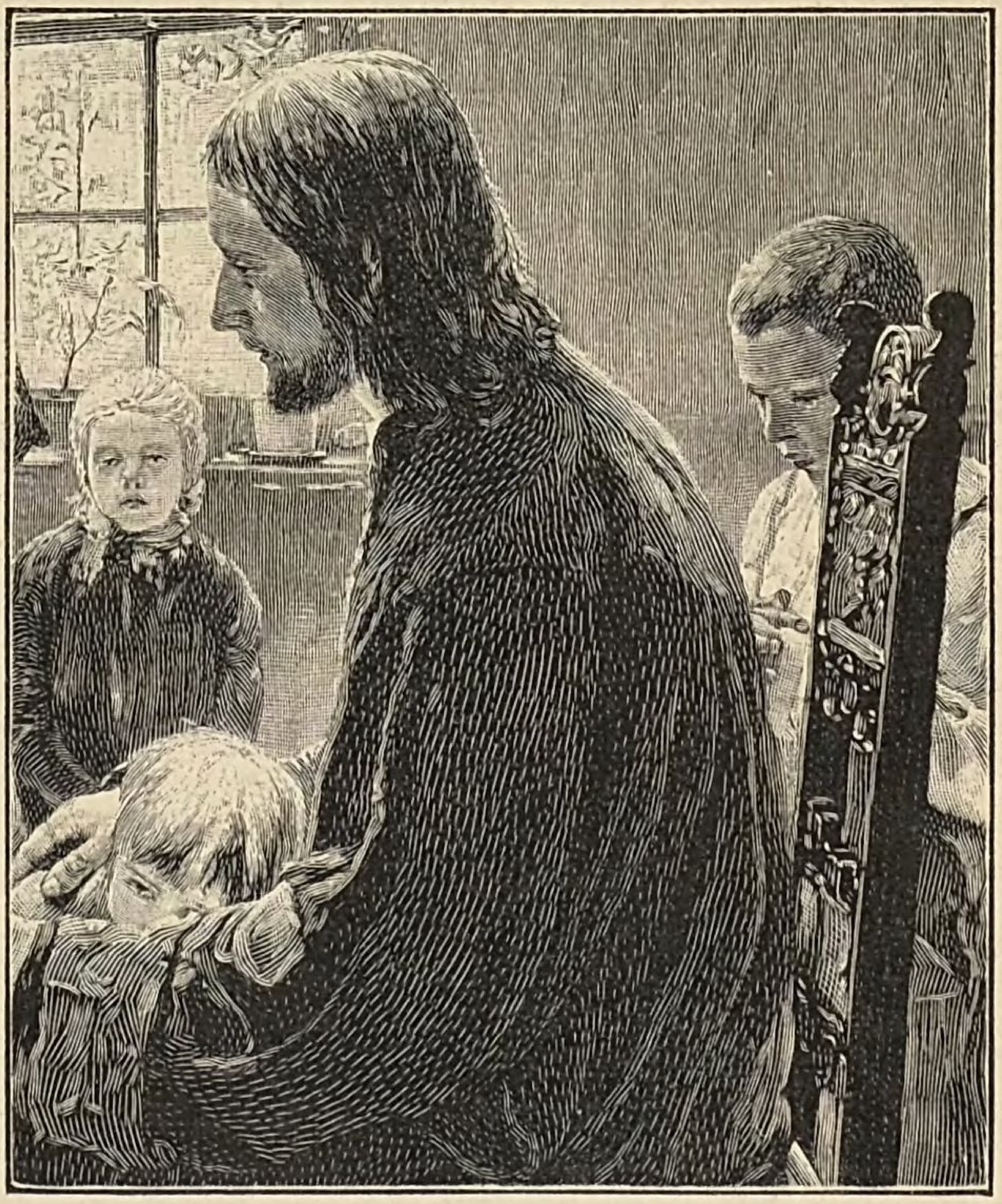


Abb. 14. Fragment aus Fritz von Uhdes Gemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Der große Theologe Augustinus äußert einmal: „Die irdische Gestalt des Herrn wird in tausendfach verschiedener Weise vorgestellt und abgebildet, obwohl sie **eine** war, wie sie auch gewesen sein mag." Vor dieser Sachlage stehen wir auch heute noch nach fast fünfzehnhundert Jahren. Es sind gewisse konventionelle Grundzüge da, welche den gemeinsamen Boden bilden, aber auf diesem Boden bauen sich gerade jetzt in Fülle subjektive Gebilde auf. Wie das geschichtliche Bild Christi, sobald es als religiöser Besitz in die Seele des Gläubigen tritt, sich individuell gestaltet, ohne seine Eigenart aufzugeben, so wird es auch zu allen Zeiten in dieser individuellen Erfassung aus dem Innern des Künstlers heraustreten. Der künstlerische Individualismus hat hier das-



Abb. 15. Fragment aus Ed. von Gebhardts „Himmelfahrt Christi" in der Nationalgalerie zu Berlin.

selbe gute Recht wie der religiöse. Doch darf sich darauf nicht die Meinung stützen, als ob sich in völliger Abstraktion von dem Christus der Geschichte und der Gemeinde allein mit technischen Mitteln und psychologischem Können diese höchste Aufgabe der christlichen Kunst lösen lasse.

Wenn ihr 's nicht fühlt,
Ihr werdet 's nicht erjagen.

Dieses Wort des Dichters gilt, wie von allem menschlichen Wollen und Können, auch von dem künstlerischen, und am allermeisten einem so erhabenen Gegenstande gegenüber.

---

## Zwei Briefe.



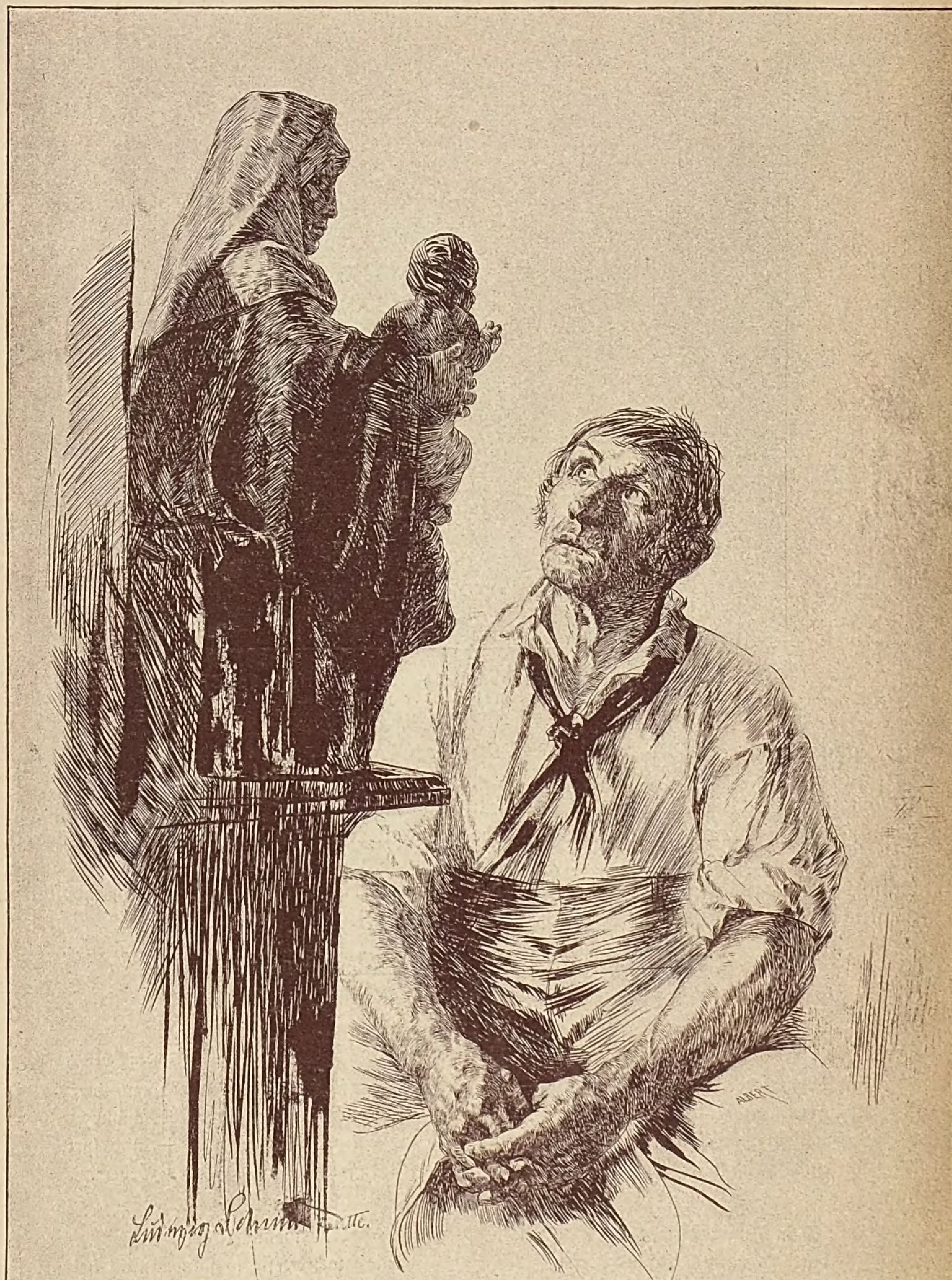
Zur Winterszeit ein Frühlingslied —
Ach, fern von dir es nie geriet!
So send' ich dir an seiner Statt
Ein unbeschrieben weißes Blatt.

Darauf schreib' deinen Namen nur,
Schreib' einen süßen Liebesschwur:
Die Lippe lallt es nach — und spricht
Des Frühlings lieblichstes Gedicht.

Dein herzig Briefchen,
Ich hatt' es einmal kaum gelesen,
Da war von Leid
Mein Herz genesen.

Nur wenig Worte,
Wie mochten sie so schnell mich heilen?
Das macht', ich las
Auch zwischen den Zeilen!

Ernst Lenbach.



Im Gebet. Nach einer Federzeichnung von Ludwig Schmid.



# Das Glöckchen von Innisfär.

Novellette von

**B. Mercator.**

Bilder von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Altweibersommer! Man konnte sich in den Mai hineinträumen, und es war doch November. Durch das Thor des Stadtparkes zog eine Schar junger Mädchen, wohl vierundzwanzig mochten es sein. Sie gingen paarweise, zwei alternde Damen machten den Beschluß — unverkennbar ein Pensionat.

Richtig! Man schlängelte sich der Bismarckstraße zu, jener Straße, in der fast jedes Haus ein Porzellanschildchen trägt mit der Inschrift:

„Boarding-School for young ladies.“

Die Spitze des Zuges bildete ein sehr ungleiches Paar, eine junge Dame von stolzem Wuchs und ein fast kindlich zierliches Mädchen mit kurzem, kastanienbraunem Gelock. Der einen saß ein Filzbarett keck auf dem

aschblonden Haar, der anderen Gesichtchen wurde beinahe versteckt von einem breitrandigen altmodigen Strohhut. Beide hatten blaue Augen, allein das eine Paar blickte klug und siegesgewiß, das andere so weltfremd und träumerisch wie ein deutsches Märchen.

„O, Grace,“ sagte die Kleine und drückte den Arm ihrer Begleiterin, „ich bin so glücklich und dankbar, daß du mich nun wirklich einmal mit dir gehen ließest.“

„Bist du? Good little soul! Ich engagiere dich wieder ßu Samstag, hörst du? Es war auch sehr spazzig für mich.“

„Ach, schon Samstag wieder? Gerne, gerne. Wenn du dann nur —“ sie stockte und sah Grace ängstlich an.

„Eh — what is the matter?“

„Bitte, wenn du dann nur nicht ganz so viel Englisch sprechen wolltest, liebe Grace; ich muß dich schon von heute wenigstens zweimal aufschreiben.“

„O, ich vergaß, es ist deutsche Woche, und du unglückliche kleine Eva hast natürlich das Polißeibuch.“

Eva senkte den Kopf; es sah aus als ob sie gleich weinen würde.

„Never mind, ducky. Es ist ein schändliches Idea von Miß Prager, das ist es! Sieh, ich werde nun auch Deutsch sprechen wie ein Native — Ein-ge-bor-ner, meine ich. Es macht mir gar keine Mühe.“

„O, du kannst alles, was du willst.“

„Sogar in Deutsch Gedichten machen,“ lachte Grace, zeigte rückwärts und deklamierte:

„Die braven Tieren ßwei und ßwein
Gehn in Noahs Kasten ein,
Szu allerletzt, in schwarz und grau,
Kommt Potz, der Bär, und auch Miau.“

Bär und Miau waren die Namen, mit welchen die Vorsteherinnen, das wohlgenährte Fräulein Potz und die hagere Miß Prager, heimlicherweise beehrt wurden. Kein Wunder, daß Graces Vers ein helles Gelächter verursachte.

„Aber Eva, wie unweiblich!“ rief Miau vom Ende des Zuges.

Zum Glück war man am Ziele, schnell brach der Herbstabend herein, und die junge Gesellschaft saß sehr bald sittsam im erleuchteten Schulsaal vor Heften und Büchertürmen. „Surveillance“ hieß die Losung, und Miß Prager bekleidete das Wächteramt in dieser Woche. Ihr entging kein ungehöriges Flüstern, keine Hand- und Fußbewegung, die nicht zu den strengsten Regeln von Fleiß und Anstand paßte. Ihre Brillengläser funkelten im Gaslicht bald hier bald dort über den gesenkten Häuptern ihrer Untergebenen. Nicht einmal ein unschuldiges Briefchen konnte man schreiben. Und der Abend war so lang, und der „Otto“ so langweilig! —

„It is killing!“ dachte Grace, lehnte sich zurück und versuchte in der schwarzen Nacht hinter den Scheiben irgend einen interessanten Punkt zu entdecken.

„Grace, schließe die Läden an deinem Platz. Es ist das nicht wieder zu vergessen,“ bat Miau mit sanfter Stimme.

Grace erhob sich — im selben Augenblick aber geschah etwas Unerhörtes: es wurde finster im Schulsaal, stockpechfinster! —

Verschwunden war Miß Pragers wohlfrisiertes Haupt, verschwunden aber auch alle Feierlichkeit und Stille der Surveillance. Das kreischte, lachte, drängte sich über- und durcheinander, das polterte mit umgeworfenen Stühlen, tappte in des lieben Nächsten Gesicht und an den Wänden entlang.

„Ruhe!“ rief Miau. „Es ist das Gas, es ist nur das Gas!“

„No Miss, no! o dear, es ist das Ende von die Welt!“ rief ein ängstliches Stimmchen aus der Unterabteilung, und dies Wort wirkte wie ansteckendes Gift. Nun war kein Halten mehr, alles drängte zur Thüre, aber auch die Flur war dunkel. Miß Prager hatte glücklich den Klingelknopf gefunden, das elektrische Geläute rasselte durchs Haus, aber kein Dienstmädchen erschien. Dagegen hörte man aus den unteren Räumen, sowie von der Straße her lautes Stimmengewirr.

„Es ist das Gas!“ versicherte die Vorsteherin in den höchsten Tönen, und es war in der That das Gas, das durch irgend ein Mißgeschick plötzlich in der ganzen Bismarckstraße versagte.

„O Pa! o Ma! o Johnny! o Miss Prager, wir gehen alle ßu sterben!“

„Unsinn, Ellen! Wie kannst du nur so einfältig sein! Holt eure Schlafstubenkerzen.“

Auf Lampen war man nicht eingerichtet, und so tasteten sich die Pensionärinnen zu dem Flurtisch, wo der Lichtervorrat samt Zündhölzern bereit stand.

Nur Eva suchte ihre Kerze nicht bei den Übrigen, sondern in der ganz am Ende der Hausflur gelegenen „Garderobe." Denn — es muß bekannt werden: Eva Martin bezahlte nur den halben Preis und schlief infolgedessen auch nicht in einem der luftigen Säle des zweiten Stockwerks, sondern zusammen mit Miß Brik, einer ältlichen Engländerin, welche eine Art von Untergouvernante vorstellte, in einer Dachkammer.

Eva war aufgeregt. Mit siebzehn Jahren träumt man sich mit Wonne in irgend etwas Absonderliches hinein, und glaubte Eva auch nicht an den eben verkündeten Weltuntergang — ihr Herz klopfte doch erschrocken und erwartungsvoll. Hastig öffnete sie die Garderobenthüre. Es war Mondlicht an dieser Seite des Hauses und — fast hätte Eva laut aufgeschrieen vor Überraschung — da stand ja Grace, ihre geliebte Grace, und neben ihr ein schlanker junger Engländer im Cricketanzug!

Sie flüsterten und kicherten und — ja, er hatte höchst vertraulich den Arm um sie gelegt!

Eva war so namenlos erstaunt, daß sie gar nicht daran dachte die Thüre fest zu halten. Klatschend fiel sie hinter ihr ins Schloß.

Die beiden stoben auseinander. Aber Grace fand ihre Gemütsruhe wieder, sobald sie Eva erkannte. „Es ist nur du! O, ich weiß, du erzählst nichts, Eva, denn du liebst mich, nicht wahr? — Und dies ist ja nur mein Vetter Charley, einer von den Klinger-boys."

„Pensionat Klinger" hieß ein großes Knabeninstitut, das, zum Schmerze sämtlicher Pensionsmütter der Bismarckstraße, mitten in ihrer holden Weiblichkeit sein Dasein führte.

Charley, der Klingerboy, schüttelte Eva die Hand wie einer alten Bekannten. „Es war ebenso Nacht bei uns wie in hier," sagte er gemächlich.

Grace unterbrach ihn: „Und da dachte er, es ist netter, wenn bei dem Ende der Welt ßusammen sind, die sich ßusammen lieben, klimmte über die Hecken, und hier ist er."

„Bitte, wachen Sie die Thüre," bat Charley treuherzig, und bebend stand Eva auf ihrem Posten, während er mit Grace auf die Galerie trat, die an der Rückseite des Hauses entlang lief. Dort gab's noch ein eifriges Wispern und einen Kuß — einen wirklichen, hörbaren Kuß! Dann schwang Charley sich über die Brüstung und war weg.

Und war ein großes Glück, denn im nächsten Augenblick steckte Miß Prager den Kopf zur Thüre hinein und sagte sehr sanft und sehr vorwurfsvoll: „Aber Eva! Wo bleibst du so lange? Alles arbeitet schon wieder, nur du mußt natürlich noch fehlen!"

Grace war in den Schatten des Mantelrecks getreten und wurde nicht entdeckt. Als Eva schon eine gute Weile vor ihrem, von Kerzenlicht bestrahlten Geographiebuch saß, trat das schöne Mädchen, tadellos glatt gekämmt, vollkommen ruhig und behaglich ins Schulzimmer. Sie that, als höre sie Miaus Begrüßung: „Endlich, Miß Grace!" durchaus nicht. Aber mehr als einmal flog an diesem Abend ein Blick ihrer hellen Augen zu Eva, und Eva zitterte in unheimlicher Glückseligkeit. —

Endlich erklang die „Theeglocke." Endlich geruhten die Gasflammen wieder zu erscheinen, und ehrbar saß die vor kurzem noch so aufgeregte Mädchenherde bald im Speisesaal an zwei weißgedeckten Tafeln. Gegen Schluß der Mahlzeit verkündete Miß Prager: „Morgen also beginnt der Unterricht in Religion, Litteratur- und Kunstgeschichte bei Herrn Doktor Franke. Wir erwarten, daß ihr demselben die größeste Aufmerksamkeit entgegenbringt. Wahrscheinlich werdet ihr euch im späteren Leben noch glücklich schätzen, zu den Schülerinnen eines solchen Lehrers gehört zu haben. Doktor Franke ist ein bedeutender Mann, dem eine große Zukunft prophezeit wird. Er ist nur vorübergehend hier, und wir genießen eine besondere Bevorzugung —"

Fräulein Potz räusperte sich: „Dank der freundschaftlichen Beziehungen, die ich zu seiner Familie habe," sagte sie in gemütlichem Baß.

„Jawohl — dank Fräulein Potz' Beziehungen. Im übrigen unterrichtet Doktor Franke nämlich nur an Gymnasien und Knabeninstituten," schloß Miß Prager ihre schöne Rede.

Feierliches Schweigen folgte. Nur hinten am „Kleinen Tisch" wurde die brotschnei-

dende Stubenälteste angefleht: „Lottie, dick! Sehr dick, bitte!"

„Noch eins," begann Miß Prager mit niedergeschlagenen Augen, ihren Thee umrührend: „Doktor Franke wird die Mädchen aus der Oberklasse Fräulein nennen. Ich bitte, sich demgemäß benehmen zu wollen."

Grace machte ihr schlauestes Gesicht: „O! ich sehe," tuschelte sie ihrer Nachbarin zu: „er ist junger als Miau ihn liebt zu haben, und dies Fräuleinsagen soll ihm eine Fernung von uns geben. O! o!" —

Ob dieser Offenbarung erhob sich ein so ansteckendes Geflüster und heimliches Lachen, daß der Thee mit einem „Bärengebrumm", wie man Fräulein Potz' Ermahnungen schmählicherweise zu nennen pflegte, endigte.

Eva lag an diesem Abend noch lange wach und sah das Mondlicht von einem der kleinen Dachfenster zum andern gleiten. Als sie endlich dem löblichen Beispiel von Miß Brik folgte und einschlief, da träumte sie — nicht von Grace und Charley, sondern von „zu Hause". In glückliche Tage träumte sie sich zurück, Tage, lang ehe die Mutter jene Anzeige aus der Zeitung geschnitten hatte, aus welcher zu ersehen war, daß in einem der feinsten Residenzpensionate eine junge Deutsche gegen Zahlung des halben Preises freundlichste Aufnahme finden werde und nur die Verpflichtung habe, in den Tagesstunden Deutsch zu reden und den Vorsteherinnen ein wenig bei der Aufsicht behilflich zu sein. — Eva träumte, daß die Mutter ihr den Gutenachtkuß gäbe. Die gute Mutter! Das that sie Abend für Abend bei ihrer Ältesten noch wie bei den „Trabanten" in der Kinderstube. Und ein anderes Küssen war das, als wenn Fräulein Potz und Prager ihren Pflegebefohlenen allabendlich die Wange reichten! Freilich — man muß gerecht sein — Frau Pfarrer Martin hatte auch nur zwei Töchter, Töchter, die vom ersten Schrei an ihr eigen waren, und nicht zwei Dutzend aus aller Herren Länder zusammengeschneite, wie die armen Pensionsmütter! —

Im Traum sah Eva in die lieben Mutteraugen. Dann lag sie still und lauschte dem wohlbekannten Schritt. Nein! Was war das? Sie träumte ja nicht mehr, sie wachte! Aufrecht saß sie in ihrem schmalen Bett und hörte wirkliche Schritte auf der Treppe, elastische, männliche Schritte, die sich schnell aufwärts bewegten.

Es huschte ein Lichtstreif unter der Thüre her, sie wurde geöffnet — auf der Schwelle stand ein großer, schwarzbärtiger Mann! —

Über dem einen Arm hing ihm eine Reisedecke, mit dem anderen hob er einen Leuchter. Hell fiel der Schein auf Evas erschrecktes Gesichtchen, auf ihre gefalteten Hände.

„O nein, nein! Bitte nicht!" rief sie atemlos.

Im nächsten Augenblick war der Eindringling verschwunden, die Thüre schloß sich.

Im anderen Bett aber richtete sich Miß Brik nun auf und sagte mit hohler Stimme: „Eva! that was a man!"

Ja — ein Mann! Man merkte es noch an dem kräftigen Schritt, der in dem, an der anderen Seite des Hauses befindlichen Giebelzimmer verhallte.

„O! o! how dreadful!" stöhnte Miß Brik, und erst als von drüben weder Mordgeschrei noch Brandgeruch zu spüren war, und Eva zum drittenmal versichert hatte, daß sie den Schlüssel ganz bestimmt umgedreht habe, beruhigte sich ihre geängstete Seele. Am Morgen aber wurde das nächtliche Erlebnis, natürlich noch vor dem Frühstück, brühheiß berichtet und erregte gebührendes Aufsehen. Das Stubenmädchen wurde ausgefragt und erzählte: „Es wird der neue Doktor gewesen sein, der ist gestern um Zehne hier angekommen. Die Fräuleins wußten es wohl, haben ja noch 'n warmes Abendessen zusammen verspeist. Aber daß seine Wohnung noch nicht frei war, das wußten sie allemal nicht, und weil Fräulein Potz sagte, sie hätten ja Raum die Menge, und er sollte partout nicht ins Hotel, mußten wir dann noch schnell oben alles zurechtmachen. Fräulein Prager hat sich recht geärgert."

Davon gewahrte man nun freilich nichts, als der Vielbesprochene gleich nach der Schulandacht den gesamten Zöglingen und den dreißig Tagschülerinnen vorgestellt wurde. Die Pensionsmütter lächelten beide so gewinnend, daß Doktor Franke mit seinem ernsten, sonnengebräunten Gesicht fast finster neben ihnen aussah. „Ja, er ist der Mann!" dachte Eva und wurde rot bei der Erinnerung.

Die erste Stunde begann. „Kunstgeschichte in der Oberklasse.“

Fräulein Potz blieb, mit einem Häkelzeug bewaffnet, seitwärts vom Lehrpult sitzen. Das that sie oder ihre Kollegin jedesmal „zur Ermutigung neu eintretender Kräfte.“ Doktor Franke aber warf keinen einzigen fragenden Blick auf sie, wie es sonst die „Neuen“ zu thun pflegten. Er unterrichtete frischweg, als sei überhaupt keine Vorsteherin in der Welt.

„Sie wissen mir etwas zu sagen über die Ausgrabungen in Pergamon?“ fragte er Eva, deren Gesicht bald leuchtete vor Eifer. Aber als sie nun aufstand, ruhten seine Augen mit einem Blick des Wiedererkennens auf ihr. Lächelte er nicht auch? —

„O! he is good looking! Wonderschön!“ flüsterte Grace begeistert.

„Wie heißen Sie?“ fragte er Eva, die vor Verlegenheit glühte. Und lächelte er nun nicht wirklich? — Die arme kleine Eva! Was schwirrte nicht alles durch ihren Kopf! Der Eindringling von gestern Nacht, Graces Gewisper, Miß Pragers Rede am Theetisch — „wie heißen Sie?“ fragte der Doktor zum zweiten Mal, und — „Fräulein Martin“ sagte Eva hastig.

Ja — nun lächelte er ohne Zweifel! Und es war ein feines, sarkastisches Lächeln, das Eva durchs Herz schnitt. Dazu das Gekicher der Mitschülerinnen, Fräulein Potz' drohendes zornrotes Gesicht — Eva war wie erstarrt, und was sie wußte vom Altar zu Pergamon, erfuhr keine Menschenseele, obgleich Doktor Franke wohl eine Minute lang darauf wartete. Eine entsetzliche Minute! Seine Augen schienen sie durch und durch zu sehen; sie fühlte es, obgleich sie mit tiefgesenkten Wimpern dastand, unfähig zu sprechen.

„Setz dich!“ rief Fräulein Potz.

Sie gehorchte stumm, und der Doktor richtete seine Frage an Grace Justice. Zum Glück schellte es sehr bald, sonst hätte Eva das gethan, was sie um keinen Preis thun wollte: vor versammelter Klasse geweint. So folgte sie schweigend dem Wink, den Fräulein Potz ihr sofort erteilte, und stand, immer noch stumm, im Salon vor dem Richterstuhle der Gestrengen. Man ersparte ihr nichts. Aber die Worte: „Albernheit, Arroganz, unerhörte Beschränktheit“ rauschten nur so an ihr vorüber. Erst als Miß Prager hinter dem Vorhang, der die Thür zum Schlafgemach verhüllte, hervorkam und tiefbetrübt sagte: „Eva, Eva, welchen Eindruck wird Doktor Franke von dir haben! Nichts berührt unangenehmer als lächerliche Anmaßung eines jungen Mädchens,“ — erst da stürzten die langbekämpften Thränen hervor, und Eva schluchzte: „Ich war ja nur so verwirrt, ich weiß selbst gar nicht — ich glaube es kam von dieser Nacht — es ist mir ja sonst ganz gleich.“

Allein solch ein unlogischer Satz wurde nur als „leere Ausrede“ bezeichnet, und nachdem Fräulein Potz noch zornig verheißen hatte: „Es ist zu überlegen, ob du nicht zur Strafe von sämtlichen Lehrkräften beim Vornamen und Du genannt wirst,“ entließ man die Verbrecherin in großer Ungnade.

Als Eva zehn Minuten später im Salon das gehaßte „Polißeibuch“ abgeben mußte und an der Thüre zauderte, weil sie sich fürchtete, mit ihrem verweinten Gesichte vor Doktor Franke zu treten, dessen Stimme sie drinnen zu erkennen glaubte, hörte sie deutlich, wie Miß Prager sagte: „Sie können das Mädchen unmöglich schon richtig beurteilen; ich versichere Sie, sie ist ein eitles, störriges Ding und muß geduckt werden.“

War es Mitleid mit Evas kummervollem Gesichtchen, daß Doktor Franke sie in der folgenden Stunde in einem achtungsvollen, vorsichtigen Ton fragte, oder war auch dieser Ton ein geheimer Spott für das „Fräulein“ Martin? —

Wunderbar! Bald vergaß sie darüber nachzudenken. Was war das für ein Unterricht! Ihre ganze Seele war dabei, ihre Antworten kamen immer freudiger, immer ursprünglicher. Der Doktor mußte den Unterschied merken zwischen einem deutschen Pfarrerskind und den englischen Ladies, die, auch durch die Sprache gehemmt, oft sehr gleichgültig vor ihren Pulten saßen. Nur Grace that ihr Bestes, und sie war ein hochbegabtes Mädchen, das mußte der Doktor ebenfalls bald entdecken. Sie hatte eine kühne Art — nicht etwa zu antworten — sondern Fragen zu stellen, Fragen, die von Scharfsinn und Interesse zeugten, Fragen, denen gegenüber selbst ein so „bedeutender Mann“ wie Doktor Franke sich wappnen mußte.

Eva wußte kaum, war sie glücklicher

über Grace, über den Doktor oder über sich selbst. Sie empfand nur, daß sie unbeschreiblich glücklich war solange die Stunde währte, dann aber — ja, dann fielen sie über sie her, die unbarmherzigen, lustigen Genossinnen: „Fräulein! Fräulein Martin! Darf ich die Ehre haben, Ihnen ein Brödchen anzubieten? Schönes Fräulein, haben Sie Ihre Geographie gelernt? Fräulein, hat der Bär dir gebissen? Hat Miau dir gekratzt?“ — So scholl es von allen Seiten, und von diesem Tage an hieß Eva unwiderruflich „das Fräulein.“ Jeden andern Necknamen hätte sie lieber ertragen als diesen, der sie an einen so peinlichen Augenblick erinnerte. Was fragten die Pensionärinnen danach? — o, Mädchen sind grausam, grausamer als Knaben, wo es aufs Necken ankommt!

Was fragten sie danach, daß der Engel Heimweh, der schon längst hinter der kleinen Eva hergegangen war, nun seine dunklen Schwingen fest und fester um sie schlug? — Eva war nie eine der gesuchten Persönlichkeiten gewesen, schon das Polizeibuch hatte dies verhindert. Nun wurde sie immer einsamer. Ja, auch Grace, ihre geliebte Grace, war verändert. Merkwürdig! Je lebhafter und eifriger sie sich in Doktor Frankes Stunden zeigte, desto kühler und gleichgültiger war sie zu der kleinen Deutschen, die sie doch so glücklich machen konnte durch ein einzig freundlich Wort.

Eines Tages wollte sich Eva nach Schluß des Unterrichts ein Buch aus dem Schulzimmer holen und fand Grace auf dem Katheder, beschäftigt ihr Medaillon mit den Fetzen eines Papierchens auszupolstern, das Doktor Franke während der letzten Stunde zwischen seinen Fingern fast zerrieben hatte.

„Aber Charley?!“ fragte Eva erstaunt, als Grace höchst befriedigt ihr Medaillon zuknipste.

„O du kleines Gans! Was thut es dem Doktor, wenn ich habe ein kleine Flirtation mit mein Vetter?“

Seitdem war es Eva sonderbar bang ums Herz, sobald sie Grace außer der Schulzeit neben Doktor Franke sah, und das geschah recht häufig. Bald hatte sie eine Frage zu stellen, bald ihm eins der klassischen Bilder zu zeigen, die sie sich kaufte, bald forderte sie seine Kritik durch irgend eine übertriebene Behauptung heraus.

Mit Eva wechselte er nie ein Wort in der Freizeit. Aber beim Unterricht — war da nicht von Auge zu Auge, von Seele zu Seele eine unsichtbare Brücke? — Jene Stunden wenigstens waren für Eva heimlichen Glückes voll.

Es währte natürlich nicht lange, so munkelte man im Pensionat: Grace Justice und der Doktor! Selbstverständlich drang das Gerücht auch bis in den Salon, und als Grace eines Morgens über heftige Erkältung klagte, wurde sie sofort zu Bett befohlen, der Arzt geholt, und ihr Zustand so bedenklich gefunden, daß mehrere Tage Liegenbleiben unvermeidlich schienen. Eine der im Schulzimmer eingerahmten Vorschriften lautete: „Kranke Schülerinnen werden nur nach eingeholter Erlaubnis und für die Dauer einer Viertelstunde besucht.“ So mußte denn die arme Grace sehr viel allein sein. In drei Tagen sah Eva die schwärmerisch Geliebte nur zweimal fünfzehn Minuten. Das war — trotz Graces schroffem Wesen — ein bitteres Entbehren für das Pfarrtöchterlein, und sehnsüchtig huschte es eines Abends in der Dämmerung an der Krankenzimmerthür vorüber. Da öffnete sie sich, es fuhr ein Arm durch die Spalte, griff nach Eva und zog sie herein. Grace stand vor ihr, stand da, wie ein schöner weißer Geist, küßte sie, wie sie es lange nicht gethan und rief: „O! Sie lassen mich hier sterben vor Langeweile! Eva, du mußt etwas für mich thun, willst du?“

Ja, sie wollte und hörte Graces Auseinandersetzung aufmerksam zu. Da war ein Briefchen mit der Aufschrift: „Bismarkstraße!“ Das sollte sie morgen auf dem Wege zur Musikschule dem Veilchenjungen an der Anschlagsäule geben. Sie konnte es ja so hübsch unbemerkt, denn auf ihres Vaters Wunsch hatte sie Unterricht im Orgelspiel, und diese Stunden ließen sich nicht an den Nachmittagen abmachen, an welchen die übrigen Zöglinge zur Musikschule geleitet wurden. Eva hatte zweimal wöchentlich einen einsamen Weg dorthin. So mochte sie denn auch leicht am nächsten Tage ein Veilchensträußchen von dem bewußten Jungen kaufen. „Und unter dem Szilwerpapier werde ich dann finden, womit er mir meine Langeweile totet,“ lachte Grace.

„Wer?“ fragte Eva, und ihr Herz klopfte unverantwortlich.

„Charley, of course!“

„Aber — liebst du denn nicht Doktor Franke?“

„Unsinns! Was thut es Charley, wenn ich habe ein kleine Flirtation mit dem Doktor?“ —

Nun war Eva ganz am Ende ihrer Weisheit. Grace war ihr die reine Sphinx geworden, aber eine Bitte abschlagen konnte sie ihr nicht und führte gewissenhaft alles aus, wie Grace es vorgeschrieben hatte.

Nur — — es steckte *kein* Briefchen unterm Staniolpapier! —

Grace war außer sich, schalt auf Charley, auf den Veilchenjungen und schließlich auch auf die ganz verwirrte kleine Eva, die „natürlich irgend eine Dummheit“ angerichtet haben mußte. Wäre Grace nicht wirklich noch ein wenig krank gewesen, sie hätte sich jetzt krank geärgert. Und daß sie krank war, eben das war auch so widerwärtig! Gerade in dieser Zeit, dem interessantesten Stückchen des ganzen Jahres! Die Luft im Pensionat schwirrte von Geheimnissen und Erwartung, es war Advent, und obendrein sollte der Tag des Schulschlusses, der mit Fräulein Potz' Geburtstag zusammenfiel, glänzend gefeiert werden. Musikalische und andere Aufführungen wurden einstudiert. Sämtliche Lehrer und Lehrerinnen des Instituts sowie die Eltern und Freunde der Tagschülerinnen wurden eingeladen. Schon veränderte der Eßsaal im Erdgeschoß sein nüchternes Gesicht, denn in ihm sollte heut Abend das große Festmahl stattfinden. Und das Glanzstück der Veranstaltungen war ein Melodram, betitelt: „Das Glöckchen von Innisfär.“ Doktor Franke hatte den musikalischen Teil übernommen, Eva, deren Stimme und Aussprache er für die einzig geeignete erklärte, die Deklamation.

Es ist eine einfache, rührende Geschichte, die vom Glöckchen zu Innisfär: Ein kleines Mädchen sitzt in der Christnacht am Bett der sterbenskranken Mutter. Im Fiebertraum erwähnt diese das Glöckchen der verfallenen Waldkapelle, von dem die Sage geht, daß, wenn es in der Heiligen Nacht vorm zwölften Glockenschlag geläutet werde, jeder Kranke, der seinen Schall vernehme, gesunde. — Das Kind macht sich auf, läuft vorüber an den Häusern des Dorfes, in denen Weihnachtsbäume strahlen, den einen heißen Wunsch im Herzen, der Mutter zu helfen. Gefahr auf Gefahr entrinnt es unterwegs in ahnungsloser Unschuld; die Dorfglocke schlägt elf und weiter, endlich, gerade vor zwölf, hat es sein Ziel erreicht — da flattert das abgerissene Glockenseil hoch oben im Winde! — Das Kind aber kniet nieder und betet, Christkindchen möge nun selbst die Glocke läuten, der armen Mutter helfen — „ich heiß' ja, wie deine Mutter hieß!“ Und siehe: von Engelshand berührt, schwankt das Glöckchen, bebt und läutet, und — „die Mutter wird gesund zur selbigen Stund.“

Das waren Glückstage, an denen Eva neben dem Doktor stand, ihre weiche Stimme seinem Spiel anschmiegte, in seinen Augen Freude und Verständnis las und zu Zeiten ganz vergessen konnte, daß Miß Pragers blanke Häkelnadel im selben Zimmer rastlos auf und niederfuhr. Und die arme verbannte Grace hatte keine Ahnung von all der heimlichen Wonne! Eva fühlte sich oft ganz schuldbewußt, wenn sie es bedachte, und konnte doch kein Wort von ihrer stillen Glückseligkeit verraten.

„Und nicht sogar herunter zum großen supper soll ich, weil ich habe dies bißchen rot in mein Hals!“ rief Grace und schleuderte das unglückliche Veilchensträußchen ans andere Zimmerende.

„Ich will sorgen, daß du von allem mitbekommst,“ tröstete Eva.

Grace sah sie entrüstet an: „Fiddlesticks! Es ist nicht Süßigkeiten, was ich brauche, I want some fun and a letter! Höre!“ fuhr sie plötzlich herum, „geh in die Garderobe, Eva, und sieh, ob nicht ein Brief ist unter einem Blumentopf auf der Galerie.“

Eva nickte. Was hätte sie nicht gethan, um Grace nur halb so glücklich zu machen, als sie selbst es heute war? — Aber auch unter den Blumentöpfen fand sich kein Brief. Sie kniete am Boden und suchte, ob er sich nicht dorthin verirrt habe. Da — was knackte zu ihren Füßen, im Geländer? Was schwang sich hinüber und stand vor ihr? — Der leibhaftige Charley, der „Klingerboy!“

„Wie ist Grace?“ fragte er, noch atemlos vom Klettern. „O, ich war so böse,

wir hatten Schlittschuhlaufen statt Spaziergang heute; und ich konnte den Veilchenjungen nicht treffen. Hier ist mein Brief, es war seit gestern in meine Tasche. Geben Sie es ihr mit dies" — er zog ein niedliches Kästchen, das nach Chokolade duftete, aus seiner Joppe, ,,and tell her, please —" der Rest aber war Schweigen, Wegstürzen — Verschwinden. Denn — o Graus! — In der geöffneten Thür erschien plötzlich, das helle Gaslicht hereinlassend, Miß Prager! —

Sie sprang auf Eva zu, faßte sie an der Schulter und schüttelte sie nicht eben sanftmütig. Wo war ihre würdevolle Ruhe? Ihre zarte Ausdrucksweise? — „So! Da haben wir die Bescherung! Ich traute dir schon längst nicht mehr, mit deinem verträumten Gesicht, du! Du bist ja eine ganz undankbare Kröte, eine falsche Schlange bist du! Bezahlt den halben Preis, und fängt mir hier Liebschaften an! Hier, im feinsten Pensionat auf der ganzen Bismarckstraße —" sie schnappte nach Luft, ungerührt von dem starren, erschrocknen Blick aus Evas Kinderaugen. „Her mit dem Liebesbrief! Her damit, sage ich! Er ist gar nicht an dich? — Das wollen wir doch gleich sehen!"

Und sie sah es!

Mit der einen Hand ihr zitterndes Opfer immer noch an der Schulter haltend, stand sie unterm Flurlicht und las laut und höhnisch: ,„Meine liebe Schönheit mit die blauen Augen!"' Ein scharfer Blitz der Brillengläser zu Eva hin — „Natürlich, sie sind blau! — Also: ‚Meine liebe Schönheit mit die blauen Augen!' Sie sehen, ich weiß ebensowohl Liebe zu machen in Deutsch wie Sie es wissen. Ich war entzückt über endlich ein Brief von mein Schätzchen. So traurig, daß Du stets so gefangen sein mußt bei den alten Hexen —' Miß Prager sah, Gerechtigkeit flehend zum Plafond — ‚geht es nicht sich zu sehen heut Abend wenn der Bär hat sein Geburtstagsfutter? ich werde warten auf den alten Platz von sieben bis ein halb nach. Ich brauche ein süßen Kuß für mein feines deutsches Brief, do'nt I? ever your own loving Charley.'"

Könnten Blicke vergiften, Eva wäre jetzt gestorben! So aber atmete sie weiter, hörte wie geistesabwesend noch eine Anzahl bittrer Vorwürfe, fühlte wie das verräterische Wort: „Es ist ja Grace!" in ihrem Herzen heiß emporquoll, schloß die Lippen nur um so fester und wurde so, „eine ganz verstockte Kreatur," von der erzürnten Dame in ihr Dachkämmerchen befördert.

„So! Hier bleibst du, wäschst dir dein abgeküßtes Gesicht, ziehst dein weißes Kleid an und wartest, bis ich dich hole." —

Schluchzend warf Eva sich auf ihr Bett. Das also war der Abend, auf den sie sich seit Wochen freute! —

Als Miß Prager zurückkam, fand sie ein blasses Kind mit tiefliegenden verweinten Augen; aber das weiße Kleid saß tadellos, dazu der Kranz von Tannengrün im braunen Lockenhaar — die Vorsteherin nickte befriedigt.

„Daß du mir nun nicht etwa stecken bleibst, hörst du? Ich verlange, daß du durchkommst. Das Übrige werden wir morgen erledigen."

Nun stand Eva im festlich erleuchteten Saal neben dem Flügel, vor dem Doktor Franke schon Platz genommen hatte. Sie stand mit gesenkten Wimpern, und ihre Stimme klang so seltsam verschleiert. Der Doktor unterbrach sein Spiel sekundenlang und sah sie überrascht an. Kein Blick gab ihm Antwort. —

Nicht sehr laut, aber mit rührendem Pathos sprach Eva weiter. Er sah sie ängstlich an — kein Blick. — Er sah sie an, so ernst, so warm — — da begegneten sich ihre Augen.

Im Nebenzimmer schlug die Dorfglocke, die ein biederer Zuckermörser vorstellte, soeben dreizehn statt zwölf. Aber das war es nicht, was Eva so fassungslos machte. Sie wiederholte den kaum gesprochenen Vers — stockte, und — brach in Thränen aus.

„Ich glaube, sie ist nicht wohl, Fräulein Prager," sagte der Doktor, seinen Stuhl zurückschiebend.

Fräulein Prager näherte sich teilnehmend und führte sie hinaus. Fräulein Potz aber brummte sehr vernehmlich: „Unsinn, nicht wohl! Ich will Ihnen sagen, was sie im Kopf hat."

Miau sagte draußen ingrimmig nichts mehr als: „Du bist blamiert für ewige Zeiten," brachte Eva zurück in ihr dunkles Zimmer und schloß hinter ihr ab.

„Todunglücklich" — das war das einzige Wort für Evas Gemütszustand. Sie konnte

endlich auch nicht einmal mehr weinen. Still und erschöpft kniete sie in der finstern Ecke zwischen Bett und Schrank. Das Stubenmädchen kam, um Waschwasser zu bringen — sie rührte sich nicht und blieb ungesehen. Das Mariele war ja auch heute so besonders eilig; es lief so schnell wie möglich wieder unten ins Haus, wo es lustig herging. Lachen und Stimmengeschwirr klang ja bis in die Dachkammer, jetzt so viel lauter als vorher — Eva hob den Kopf — richtig! Mariele hatte die Thüre offen gelassen! —

Da richtete sie sich hastig auf, ein einziger Gedanke beherrschte sie, und der hieß: „Zur Mutter! Sie wird mir glauben, auch wenn ich Grace nicht verrate.“

Sie nahm ihren alten Regenmantel aus dem Schrank und einen rosa Kopfschal — alle andern Sachen waren ja in der verhaßten Garderobe — huschte aus dem Zimmer, treppabwärts, unbemerkt, — aus der Hausthüre, die Straße hinunter. — Es steckte nur noch eine einzige Mark in ihrem Geldtäschchen. Das Christkind sollte neuen Vorrat bringen. Ob und wann heute noch ein Zug nach Waldkirchen fuhr, davon hatte Eva keine Ahnung. Allein, was that das? Es war ja nur vier Stunden Wegs bis nach Hause, Vater hatte es ihr oft gesagt; sie kannte die Fahrstraße — und bald eilte sie über den frischgefallenen Schnee auf derselben dahin.

* * *

Doktor Franke war sichtlich verstimmt. Zuerst hatte er Fräulein Potz Beschuldigung kräftig zurückgewiesen, als sie ihm aber in ihrem Eifer Charleys Brief zeigte, biß er sich auf die Lippe und schwieg. Es war Miß Prager durchaus nicht lieb, daß ihre Kollegin „wieder einmal losgepoltert“ hatte. Dergleichen machte man besser in aller Heimlichkeit. Sie ärgerte sich außerdem über des Doktors Art die Sache aufzunehmen. Dieser dumme Mensch sagte nämlich im Tone tiefsten Bedauerns nichts als: „Das arme Kind! das arme Kind!“ und sie, Potz und Prager, waren doch die Hintergangenen, die Bedauernswerten!

Nun legte sie ihm nichts in den Weg, als er, sobald die letzte Aufführung vorbei war, sich verabschiedete. „Ich will morgen mit dem Frühzug zu einem Freunde,“ entschuldigte er sich bei Fräulein Potz, die ihn gutmütig noch zurückzuhalten versuchte.

Als er draußen stand, schüttelte er sich wie einer, der sich von einer ganzen Staubwolke befreien möchte. Was war es nur, daß ihm die Welt so grau in grau erscheinen ließ? — Ein feindseliger Blick traf das „Institut Klinger“ — „verliebte Laffen!“

— — — — — — — — — — — —

„Um wie viel Uhr soll ich wecken?“ fragte die Hauswirtin mit erhobener Stimme, nachdem zwei Angriffe auf „ihres Doktors“ Hörfähigkeit nutzlos abgeprallt waren. Er saß schon über eine Viertelstunde müßig vor seinem Schreibtisch. —

„Wecken? — Ach so! Es ist nicht nötig, Frau Müller, ich gehe gar nicht zu Bett, habe zu arbeiten.“

Warum arbeitete er denn nicht? —

Ein wenig später hatte er sogar sein Buch zugeklappt, war aufgesprungen, stand am Fenster und sah nach den Sternen.

„Ei was! Ich will mir's verlaufen. Wie oft habe ich als Student solch eine Winternacht durchwandert! Das thut gut, das befreit!“

Er schrieb einen Zettel für die Wirtin, die bereits in den Federn lag, packte seine Umhängetasche und schritt bald rüstig aus auf der menschenleeren Landstraße. Es war nicht kalt, doch hatte ein starker Schneefall der Gegend ein winterliches Ansehen gegeben. Immer noch rieselten die Flocken, und dies sanfte Hinsinken, dies kühle Berühren hatte etwas Beruhigendes für den einsamen Wanderer. In seiner Seele aber klang immerfort die Melodie des Glöckleins von Innisfär, immer wieder hörte er eine weiche Mädchenstimme, die flehte, wie durch verhaltene Thränen gedämpft:

„O Christkind du, im Himmelslicht,
Mach alles gut, ich kann es nicht!“

Und er, der Gelehrte und Doktor der Philosophie, fühlte in dieser Winternacht, daß er im tiefsten Grunde auch nichts war als ein hilfloses Kind, das all sein Fragen und Begehren hinbringen muß zu Ihm, der „unser Heiland selber“ sein will, „die Thäler füllen aus, erniedrigen die Höhen.“ —

Der Morgen graute — das Glöcklein und die Stimme tönten fort und fort, da — er blieb stehen, als sei er verzaubert

— nein! Ein Zauber war es nicht, aber wie war es denn möglich? Dort saß auf einem gefällten Baumstamm am Wege, den Kopf an eine Pappel gelehnt, eine schlafende zarte Gestalt in dunklem Mantel — das Kind? — Nein! Sie selbst, Eva! —

Er kniete vor ihr, tief erschrocken und doch unsagbar glücklich. Er faßt ihre Hände, sie sind eisig kalt, aber sie zucken in den seinen. Er schaut in das reine, stille Gesichtchen: „Eva! Eva! Und ich glaubte, du hättest mich lieb!“

Da öffnet sie die Augen, noch wacht sie nicht, wie traumverloren sieht sie ihn an — ein Blick — und wieder senken sich die Lider. Aber die Lippen bewegen sich, und der große bärtige Mann neigt sich wie ein Dürstender sich neigt zur Quelle; ein Hauch nur sind die Worte, aber keins geht ihm verloren: „Du lieber, liebster Mann!“

Da umschlingt er sie mit beiden Armen, und nun wacht Eva auf, wacht auf an seinem Herzen, wacht auf von seinem Kuß. „Nein, nein! Wehre dich nicht, mein Liebling! Ich weiß, was ich weiß! Du hast mich lieb, sag' mirs noch einmal, ja? Mich und nicht den langen Engländer?“

„O, Herr Doktor!“

„Soll ich wieder Fräulein sagen? — Schnell nenne mich Leonhard und küsse mich, du böses kleines Schulkind du!“

Und sie that ihm den Willen. That sie es wie ein gehorsames Kind? — Nein, sie war kein Kind mehr, das fühlten sie beide, die glücklichen Menschen, die dort am Wegrand Welt und Zeit vergaßen.

Erstere aber, in Gestalt eines schmauchenden Fuhrmanns, der gewaltig mit der Peitsche knallte, machte sich bemerkbar, sobald die Frühsonnenstrahlen über den glitzernden Schnee huschten.

„Es wird Tag!“ flüsterte Eva erstaunt.

„Jawohl, und hier können wir nicht Hütten bauen, Liebling. Was fange ich nur mit dir an?“

„O! Nur nicht wieder zurück ins Pensionat!“

„Nein, nie wieder in Sir Charlies gefährliche Nähe. Ich weiß was: Wir fahren sofort zu deinen Eltern; es ist kaum eine Viertelstunde von hier bis Neudorf, dort treffen wir den Frühzug, mit dem ich ja eigentlich nach Berge fahren wollte. Du hast es nun auf dem Gewissen, wenn deine zukünftige Frau Kollegin dort heute umsonst ihren Pudding einrührt. Sie erwarteten mich so bestimmt. Nun, sieh mich nur nicht so ängstlich an. Sie werden's schon verschmerzen; übrigens gibt es ja auch noch so etwas wie Telegraphendienst im deutschen Reich, nicht wahr? — Und wir beide fahren also nach Waldkirchen? Ist dir's recht?“

„O, Leonhard! Das Liebste auf der Welt!“ ....

Nur eine Stunde später war es, da standen Pastor Martin und seine Frau auf der Schwelle ihres Pfarrhauses und schauten aus nach dem Briefträger. Sie hätten zu gerne vor der Kirche noch einen Brief von Eva gehabt. Die kleine Hexe fehlte einem an allen Ecken und Enden.

„Friedrich, es ist doch grausam, daß du sie nicht kommen lassen willst für die Ferien,“ sagte die Mutter.

„Ach was! Man muß alles einmal durchmachen, auch Weihnacht und Neujahr unter Fremden,“ entgegnete der Vater, sah aber noch eifriger als zuvor nach der Waldecke.

Man hörte Schritte.

„Da kommt er!“ — Nein, der Briefträger war es nicht, — wer denn? — Die Pastorin griff vor Schreck nach dem Rockärmel ihres Mannes, — war das denn wirklich Eva, Eva im kurzen braunen Regenmantel, die da, Hand in Hand mit einem wildfremden Herrn, an den Tannen vorbeiging? —

Im nächsten Augenblick ließ sie ihn los und flog der Mutter entgegen: „O, Mutti, Mutti! Nun bin ich doch gekommen, und das ist — er —“ sie brachte es nicht über die Lippen, Doktor Franke aber trat hinzu: „Das ist der Mann, der Ihr Kind lieb hat und auf Händen tragen möchte, durch Freud' und Leid, wie Gott es fügt,“ sagte er ernst, „vertrauen Sie mir's an?“

Die beiden waren starr vor Staunen. Eine solche Frage pflegt man ja auch nicht auf der Treppe zu beantworten. — Allein, als der Doktor fortfuhr: „Ich bin Evas Lehrer gewesen, Doktor Leonhard Franke,“ legte Pfarrer Martin ihm die Hand auf die Schulter: „Ein Sohn vom alten Franke aus Ehrenthal? — Stimmt? — Na, will-

kommen! Willkommen! Nur herein ins warme Nest, das Übrige findet sich." —

Ja, es fand sich! — Und es fand sich, daß der liebe Gott wieder einmal alles ganz wunderschön gefügt hatte; es fand sich, daß noch nie zwei Menschen und zwei Familien besser zueinander gepaßt hatten, als die, die das Glöckchen von Innisfär zusammenläutete. Es fand sich, daß niemand betrübt und zerknirscht war, als noch vor Wiederanfang der Schulzeit mit Evas Habseligkeiten ein Brief von Miß Prager an den Doktor anlangte, in dem sie erklärte, sie sehe sich genötigt, auf den Unterricht eines jungen Mannes zu verzichten, der so taktlos gewesen sei, sich auf offener Landstraße mit einer entlaufenen Schülerin zu verloben. —

Es fand sich endlich, daß zugleich mit diesem ein Brief von Grace an Eva eintraf, folgenden Inhalts:

„Eva Martin! Du bist das süßeste kleine Ente das ich denken kann! Warum verratetest Du mich nicht? Ich schäme mich kein fiddlestick vor Bär und Miau. Ich sagte ihnen natürlich alles alsbald ich erfuhr, daß sie so beastly zu Dir gewesen sind, und nun schicken sie mich natürlich fort und Charley muß auch zurück zu England. Hurrah! Und hurrah für Dich und Dein Doktor! Ich sah es gleich, er ist nicht für Flirtation, er ist zu deutsch. Vergiß es nicht, Eure Hochzeitsreise zu machen zu old England. Bis dann hoffe ich, daß ich ganz für gut verlobt bin mit Charley oder mit jemand anders.

Immer Deine Grace."

„Sie ist nicht so," sagte Eva entschuldigend, als ihr Bräutigam den kleinen Brief zerknitterte. „Sie weiß nur noch gar nicht, wie es ist — "

„Nun, was denn, du lieber Advokat?"

„Wenn man jemand so ganz für gut lieb hat," lächelte sie. „Ach, Leonhard, und sie ist so klug und schön und liebenswürdig, ich will sie nie vergessen, nie!"

„Und ich will Gott alle Tage danken, daß er mir zur rechten Zeit die Augen öffnete für meines Lebens wahres Glück."

Sie lehnte sich still an seine Brust. „Und die Hochzeitsreise?" fragte er und sah ihr in die Augen.

„Die machen wir nach Innisfär!"



## Heckenrose.

(Abdruck verboten.)

Am staubigen Weg, am Grabenrand,
Vom Winde zerzaust, von der Sonne verbrannt,
Da blüht die Heckenrose.
Ihr Kleid ist schlicht, doch süßen Duft
Verhaucht in die leuchtende Sommerluft
Die Blüte, die flatternde, lose.

Das Haar zerzaust, von der Sonne verbrannt,
Mit bloßen Füßen und rauher Hand
Ein Mägdlein steht bei der Rose.
Ihr Kleid ist arm, doch glüht und lacht
Der Lippen Rot, der Augen Nacht
So lustig und so lose.

Ein kecker Bursch des Weges geht;
Beim Rosenstrauch er stille steht,
Schlägt lachend in die Blüten.
Die flattern zur Erde — ein trauriger Schwarm —
Ach Kleine, du bist so verlassen und arm!
Wer wird dein Herz behüten?

Friedrich Reifenrath.

---

# Weihnachten am Kilimandscharo.

Von

**Otto E. Ehlers.**

(Abdruck verboten.)

Am 2. Oktober des Jahres 1888 hatte ich in die, am schneebedeckten Kilimandscharo, dem größten Bergriesen des dunkeln Kontinents, gelegene Station Moschi meinen Einzug gehalten und saß beim Sultan Mandara, dem Napoleon des Kilimandscharo, wie ihn ein englischer Missionar getauft hat, wie in Abrahams Schoß, während an der Küste der Araberaufstand in hellen Flammen stand und alle in das Innere vorzudringen versuchende Expeditionen an die Küste zurückgeworfen, versprengt oder vernichtet wurden.

Damals hatten wir Deutschen uns die Wadschagga noch nicht zu Feinden gemacht, der „Msungu" (Europäer) galt noch in diesem paradiesischen Lande gewissermaßen als ein unantastbares Wesen, und wenn er sich auch besonderer Wertschätzung nur deswegen erfreute, weil er, gleich dem guten Onkel, in der Regel Geschenke mitbrachte und man ihn fürchtete, da man ihn aller möglichen Zauberkünste für fähig hielt, hütete man sich jedenfalls, ihm zu nahezutreten und ließ ihn ungehindert im Lande umherreisen. Zwischen Mandara und mir bestand sogar ein geradezu freundschaftliches Verhältnis, welches ich dadurch, daß ich dem Fürsten des Landes niemals den ihm gebührenden Respekt vorenthielt und ihn nebenbei durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten erfreute, von Tag zu Tag mehr befestigte. Ich leugne nicht, daß ich mir diese Freundschaft etwas kosten ließ. „Nur nicht kleinlich", das ist von jeher mein Grundsatz gewesen, und diesen brachte ich auch sowohl in Bezug auf die Geschenke, welche ich Mandara machte, als auch hinsichtlich der ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen zur Anwendung. Besuchte er mich, so kam es mir auf ein halbes Dutzend Salutschüsse mehr oder weniger ebensowenig an, wie auf einige Flaschen des dem Fürsten besonders zusagenden Getränkes, eines von mir bereiteten Gemisches von Wasser, billigem Cognak, Fruchtsaft und Zucker.

Auf diese Weise hatten sich unsere Herzen gefunden, wir hatten uns gegenseitig liebgewonnen. Mandara war für mich ein außerordentlich interessantes Beobachtungsobjekt, er war schlau, witzig und eine durchaus großartig angelegte Natur. Das zeigte er in allem, was er that, im Schlechten wie im Guten, in seinen Tugenden wie in seinen Lastern.

Ebenso wie ich ihm, erwies auch mir Mandara die mir seiner und meiner Ansicht nach zukommenden Ehren bei jeder passenden Gelegenheit, und er ließ es dabei nie an der nach afrikanischen Begriffen notwendigen Pulververgeudung, wie an Geschenken in Gestalt von vortrefflich gemästeten Buckelrindern, Fettschwanzschafen oder Ziegen fehlen.

Nahezu drei Monate hatte ich hier, fernab vom Getriebe der großen Welt, in entzückender Landschaft inmitten einer, mir im höchsten Grade sympathischen Bevölkerung, ein glückliches, sorgenloses Dasein geführt, als das Weihnachtsfest vor der Thüre stand.

Es war nicht meine erste Weihnacht, die ich im Auslande, getrennt durch hunderte von Meilen von der Heimat, verleben sollte, und wenn mir auch das Gefühl des Heimwehs im allgemeinen fremd ist, ja ich mich überhaupt im Auslande fast niemals nach Europa zurückgesehnt hatte — um die Weihnachtszeit herum überkam mich doch bisweilen eine eigenartige Stimmung, und ich sehnte mich dann zum mindesten nach gleichgestimmten Seelen, um nicht unter Larven die einzig fühlende Brust zu sein.

Auch für diese Seele war am Kilimandscharo gesorgt, denn in meiner Nachbarschaft hauste ein englischer Missionar, mehr allerdings als politischer Agent, denn als ein solcher des Christentums. Wir hatten von Anfang an in Frieden und Eintracht gelebt, er wirkte für England, ich für Deutschland, und trotzdem wir uns als Kolonialpolitiker gegenseitig keinen Bissen gönnten, als Menschen sahen wir uns unsere Wünsche dennoch an den Augen ab.

Ich lud also meinen Herrn Kollegen zu einer regelrechten Weihnachtsfeier ein und traf mit meinen beiden Dienern Almasi und Juma, sowie dem Koch Songoro, der sich zu meiner Freude als ein gottbegnadeter Kasserolenheld entpuppt hatte, die nötigen Festvorbereitungen. Im großen und ganzen war seit einigen Wochen Schmalhans Küchenmeister bei mir gewesen; denn da der Karawanenverkehr mit der Küste des Aufstandes wegen unterbrochen war und man nicht wissen konnte, wie lange diese Unterbrechung andauern würde, hatte ich mich hauptsächlich von den Produkten des Landes genährt, um alle Konserven wie sonstigen Leckerbissen für die zu erwartende Zeit der schweren Not oder für den Fall, daß ich mich einmal mit Mandara und seinen Getreuen überwerfen sollte, aufzusparen. Ich schwankte denn auch längere Zeit, ob ich den einzigen Schinken, der sich noch in meiner Speisekammer befand, opfern sollte oder nicht, als eines Morgens aus der unterhalb der Station gelegenen Thalschlucht nacheinander drei Schüsse knallten und gleich darauf Almasi mit der Meldung zu mir ins Zimmer stürzte, daß Extrapostboten von der Mission in Rabai mit zwei Kisten für mich den Berg hinauf kämen.

So war es, und eine Viertelstunde später standen auf meinem Weihnachtstisch mehrere Flaschen Champagner, Rheinwein und Portwein, verschiedene Büchsen Sardinen, Spargel und eingemachte Früchte sowie einige Dosen heimatlicher Leberwurst.

Unser Generalkonsul in Zanzibar, mein alter Jugendfreund Michahelles, sowie der mir ebenfalls befreundete englische Generalkonsul Evan-Smith und dessen liebenswürdige Gattin hatten meiner gedacht und die Mission veranlaßt, die Sachen so abzusenden, daß sie gerade am Weihnachtsabend in meinen Besitz gelangten. Neben diesen hochwillkommenen Geschenken erhielt ich noch einen ganzen Stoß Zeitungen und mindestens ein Dutzend Briefe von lieben Freunden in Zanzibar und aus der Heimat.

Selbstverständlich wurden die Postboten mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt und ausreichend beschenkt, um sich verschiedene vergnügte Abende machen zu können.

Durch die unerwartete Spende war ich nun des größten Teiles der Sorgen eines Festordners überhoben, einige Dracenen, welche die Stelle des Christbaumes vertreten sollten, waren bereits von den Leuten herbeigebracht worden, und ruhig konnte ich somit meine Drehorgel hervorholen, um, durch Ableiern einer Anzahl Gassenhauer zu Nutz und Frommen der, bei den ersten

Tönen in Scharen herbeiströmenden Wadschagga meiner freudigen Stimmung Ausdruck zu verleihen. Gegen Sonnenuntergang wurden auf der Veste Mandaras ungezählte Salutschüsse — „zu Ehren des Geburtstages des Gottes der Europäer", wie er mir melden ließ — abgegeben, die ich natürlich von meinen Askaris erwidern lassen mußte, sodaß es knallte, wie bei einem Kriegsmanöver, zumal auch der zwischen mir und Mandara wohnende Missionar sich nicht lumpen ließ und zeigte, daß die Engländer ihr Pulver noch nicht verschossen hätten.

Während des Salutfeuerns erschien Meli, der Sohn Mandaras, gefolgt von zweien seiner Brüder und dem Kriegsminister des Landes. Der damals etwa vierzehnjährige Fürstensohn, der heute durch seine den Deutschen gegenüber eingenommene feindliche Haltung und seinen Kampf mit der Bülowschen Expedition eine vielgenannte Persönlichkeit geworden ist, erschien mit den Festgeschenken seines Vaters, einem mit Bananen gemästeten wunderbaren Fettschwanzschaf, welches zweifellos auf jeder europäischen Mastviehausstellung prämiiert worden wäre, und sechs Paketen Stearinkerzen — etwa die vierfache Anzahl hatte ich dem leutseligen Monarchen bei meiner Ankunft von der Küste mitgebracht — sowie endlich einem herrlich gearbeiteten, von Mandara selbst geschmiedeten Speer.

Die Kerzen müsse ich, so bedeutete mir Meli, dem Befehle seines Vaters gemäß, alle zusammen am Abend anzünden und in mein Zimmer stellen, so sei es Sitte in Uleia (Europa), wie Mr. Fitch, der Missionar, ihm erzählt habe.

Meli war schon zu jener Zeit ein herrschsüchtiges Bürschlein, hatte eine außerordentlich hohe Meinung von seiner Stellung als Kronprinz und tyrannisierte, wenn sein Vater nicht in der Nähe war, seine zukünftigen Unterthanen, daß es eine Art hatte. Als ich dem alten Kriegsminister den einzigen Stuhl, den ich, außer demjenigen, den ich für meine Person reservierte, besaß, anbot, und er sich niedergelassen hatte, stieß ihn Meli zornig wieder herunter und setzte sich mit den Worten: „Mir gebührt der Platz", an seine Stelle. Aber er war ein viel zu lebhafter Junge, um auch nur imstande zu sein, eine Minute sitzen zu bleiben. Sein Vater gestattete ihm nur selten, zu mir zu kommen, sodaß ein solcher Besuch für ihn stets eine Haupt- und Staatsaktion war, denn der „Msungu" hatte immer wieder neue Merkwürdigkeiten zu zeigen, und an allerhand kleinen Geschenken fehlte es auch niemals. Am meisten interessierte den Jungen aber doch stets der Inhalt meiner Taschen, und er ruhte nicht eher, als bis er sie sämtlich durchstöbert hatte. Ich ließ ihn gewähren, da sein Gebahren mich amüsierte und er außerdem mir gegenüber nie den Gehorsam verweigerte. Schlank gewachsen wie eine Tanne, gewandt wie eine Eidechse, war er trotz seiner, auf Anlage zur Grausamkeit schließen lassenden Gesichtszüge ein netter Junge und nicht mit Unrecht der Stolz seines Vaters, nach dessen Ansicht, entgegen der meinigen, er sogar in Bezug auf geistige Begabung nichts zu wünschen übrig ließ. Als ich Mandara einmal sagte, ich hielte Meli für beschränkt, gab er, wie dies stets, wenn ihn etwas befriedigte, der Fall war, einen langgezogenen pfeifenden Ton von sich und sagte:

„Es ist gut für Leute, welche auf dem Thron sitzen, wenn sie Söhne haben, die dümmer sind als sie selbst."

Die Gewandung Melis bestand ebenso wie die seiner Brüder aus einem mit roter Erde und Fett eingeriebenen, um die Schulter gehängten, aber vorn offenen Baumwolltuch mit Perlenbesatz. Um den Hals trug er eine Schnur himmelblauer, erbsengroßer Glasperlen, zu der ich ihm jetzt noch eine zweite von roter Farbe umhängte, worauf er sehr stolz zu sein schien. Dann bekamen sie alle, vom Kriegsminister bis zum jüngsten Prinzen, einige Fruchtbonbons in den Mund und ein Stück Seife in die Hand gesteckt und wurden mit Dank und besten Grüßen an Mandara entlassen.

Kaum war ich allein, als mir gemeldet wurde, Mr. Fitch, der Missionar, käme bereits gen Moschi gezogen und könne in zehn Minuten eintreffen. Schleunigst wurden nun die Fensteröffnungen mit bunten Stoffen verhängt, die sämtlichen von Mandara gestifteten Kerzen angezündet, der Tisch gedeckt, und für meinen Gastfreund ein paar kleinere Geschenke aufgebaut. Dann nahm ich an meiner Drehorgel Aufstellung, und als die Thür aufging, empfing ich Mr. Fitch mit dem, der Feierlichkeit des Augenblicks entsprechend

choralartig verlangsamt gespielten Traumwalzer aus dem „Feldprediger". Nachdem ich meine Geschenke überreicht hatte, und die Suppe, nebenbei bemerkt eine ganz vortreffliche, von der bewährten Frau Charlotte Erasmi aus Lübeck bereitete Krebssuppe, aufgetragen worden war, setzten wir uns zu Tische. Der Speisezettel war so reichhaltig und zivilisiert, wie in irgend einem Hause von Berlin W, und wir thaten denn auch allen von Almasi aufgetragenen Schüsseln die verdiente Ehre an.

Selbstverständlich hatte ich einer Flasche Champagner den Hals gebrochen und trank nun in perlendem Heidsieck das Wohl aller Lieben daheim, während mein temperenzlerischer Tischgenosse desgleichen in Himbeersaft mit Wasser that. Kein Wunder, daß er sich nicht in dieselbe Begeisterung hineinzutrinken vermochte, in der ich mich nach gründlicher Erledigung meiner Flasche befand, und schließlich nicht recht begreifen konnte, wie man im fernen Afrika am Heiligabend als gesitteter Abendländer sich so weit vergessen konnte, mit den Händen auf der Drehorgel einen Walzer zu spielen und ihn gleichzeitig mit den Füßen zu tanzen. So weit nämlich vergaß ich mich.

Erst nach Mitternacht trennten wir uns und wenn ich am folgenden Morgen ohne den geringsten Anflug eines Katzenjammers erwacht bin, so spricht das erstens für die Güte der mir gesandten Weine und zweitens für die Vortrefflichkeit meiner Gesundheit.

Als ich aus dem Hause trat, um den jungen Christmorgen zu begrüßen, drückte die, selbst im schwarzen Welttheil rosenfingerige Eos gerade ihren ersten Morgenkuß auf den schneegebleichten Scheitel des altehrwürdigen Kibo, gleichzeitig die Spitzen des wildzerklüfteten Kimawenzi vergoldend. Unten wallten dichte, milchweiße Nebelmassen über der wildreichen Massaiebene, in südöstlicher Richtung hoben sich die scharfen Konturen des prächtigen Ugenogebirges vom Horizonte ab, und weit, weit im Süden gewahrte man die schwachen Umrisse der Pareberge, während im Westen die unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Riesenpyramide des etwa 4500 Meter hohen Meruberges in die Wolken ragte.

Vergebliche Mühe wäre es, zu versuchen, dem Leser dieser Zeilen die Großartigkeit des Bildes und der empfangenen Eindrücke zu schildern. Meine Feder wenigstens ist einer solchen Aufgabe nicht gewachsen.

Mit aufgehender Sonne wurde von den Askaris zur Feier des Tages an dem, vor meiner Wohnung stehenden Maste die große schwarz-weiß-rote Stationsflagge gehißt und dann sämtlichen Leuten ein volles Monatsgehalt als Festgeschenk ausgezahlt. Von den Eingeborenen erhielt ich meinerseits allerhand kleine Spenden, einen Topf mit wildem Honig, eine Schachtel mit krabbelndem Käfergetier, von einem meiner jungen Freunde, der mich zuweilen auf die Schmetterlings- und Käferjagd begleitete, für mich gesammelt, und einen mit Armen und Beinen der Länge nach an einem Stock festgeschnürten Affen. Natürlich mußte ich mich für alle diese Aufmerksamkeiten entsprechend revanchieren, und dieser Pflicht kam ich denn auch mit fürstlichem Anstande nach, um mich nach beendeter Gratulationscour in meine Hängematte zu legen und mich in die gestern angekommenen deutschen Zeitungen zu vertiefen, die mir das Neueste berichteten, was sich vor zwei Monaten daheim ereignet hatte.

Gegen 11 Uhr verkündete wohltönender Gesang das Herannahen eines Zuges von Kriegern Mandaras. In langer, schier endloser Reihe, hintereinander marschierend, ihre in der Sonne blitzenden Speere in den Händen, zogen sie auf hoher Berglehne entlang, der Station entgegen. Auf etwa 20 Meter herangekommen, machten sie Halt, sammelten sich und unternahmen dann unter lautem Kriegsgeschrei einen Scheinangriff, von meinen Askaris mit verschiedenen Gewehrsalven empfangen. Es war ein Bild von unbeschreiblichem Reize. Die nackten schwarzen Gestalten der wild heranstürmenden Wadschagga in ihrem vollen Kriegsschmuck, das Gesicht umrahmt von einem Kranze schwarzer Straußenfedern, um den Hals das hinten über den Rücken herabfallende schwarz-weiße, langhaarige Fell des Colobusaffen oder einen aus Adler- und Habichtsfedern kunstvoll zusammengenähten Schmuck in Form und Größe der im Winter bei uns von herrschaftlichen Kutschern getragenen Bärenfellkragen, klingende Schellen an den Kniee- und Fußgelenken. Die Hüften hatten sie umgürtet mit einem in rotgefärbter Lederscheide steckenden lanzettförmigen Schwert, in der Rechten schwangen sie den

silberglänzenden, prächtigen Speer und in der Linken den mit heraldischen Figuren bemalten Schild aus Büffelhaut. Dazu denke man sich das üppige Grün der an den Schluchtabhängen sich ausdehnenden Bananenhaine, durch welches hier und dort trauliche bienenkorbähnliche Grashütten hervorlugen, im Hintergrunde den schneebedeckten Bergtitanen, und über alledem den tiefblauen, wolkenlosen Tropenhimmel, und man wird verstehen, daß ich alle Ursache hatte, das Geschick zu preisen, welches mich soviel des Schönen erleben ließ.

Nachdem die Leute durch das Thor einer Holzpallisade in den Stationshof eingetreten waren, stellten sie sich, etwa hundert an der Zahl, im Halbkreise auf, pflanzten ihre Speere senkrecht in den Boden, lehnten die Schilde dagegen und kauerten sich nieder.

Ihr Anführer — ein Bruder Mandaras — erhob sich dann, trat auf mich zu und hielt — seinen Worten durch Herumfuchteln mit einer aus dem Horn des Rhinoceros geschnittenen Keule den nötigen Nachdruck verleihend — eine längere Rede, in der ich als Freund des Fürsten und des Volkes gepriesen und mir alles Gute für die Zukunft gewünscht wurde. Als auch ich einige passende Worte des Dankes gestammelt, begann der Hauptteil der Ovation, nämlich ein Ballett mit Gesang, ausgeführt auf dem weiten ebenen Platze vor meiner Veranda, von sämtlichen Mitgliedern der Truppe.

Hunderte von Eingeborenen waren inzwischen von den umliegenden Bergen herbeigeströmt und lagerten nun in buntem, malerischem Durcheinander auf dem terrassenförmig von dem Wohnhause abfallenden Gelände oder auf den die einzelnen Bodenerhebungen miteinander verbindenden Treppen.

Der Tanz bestand in der Hauptsache aus einem Emporschnellen des Körpers, einer Bewegung, die bald von der ganzen Gesellschaft zugleich, bald von einzelnen vor die Front tretenden Leuten ausgeführt wurde. Abwechselung wurde ab und an durch einen im Kreise unternommenen Gänsemarsch in die Sache gebracht. Gesungen, und keineswegs übel gesungen, wurde vom Beginn bis zum Schluß des Tanzes.

Die ganze Vorstellung leitete ein Bruder Mandaras, der neben verschiedenen anderen hohen Posten auch den eines Hofballettmeisters zu bekleiden scheint, sich aber mit seinem schäbigen alten Filzhut recht unvorteilhaft von seinen stylgerecht und kriegsmäßig gekleideten Untergebenen abhob.

Nachdem sich der Schwarm nach etwa zweistündiger Tanzerei und Singerei endlich verlaufen hatte, folgte ich einer Einladung des Missionars zum Diner, zu dem mir freundlicherweise gestattet worden war, mir meinen eigenen Rebensaft mitzubringen, nachdem alle Überredungsversuche Mr. Fitch's, mich zum Temperenzlertum zu bekehren, erfolglos geblieben waren.

Der Himmel hatte sich im Laufe des Nachmittags bezogen, schwüle Gewitterluft lag über der Landschaft und wirkte lähmend auf die Nerven sowohl der Eingeborenen wie von uns zwei Europäern. Eine um so belebendere Wirkung schien sie auf die, uns keinen Augenblick in Ruhe lassenden Fliegen auszuüben, die ihre Ehre darein gesetzt zu haben schienen, uns um den Genuß des ganzen Festmahles zu bringen, und diesen Zweck auch teilweise erreichten.

Zeitiger, als ich es unter anderen Umständen gethan haben würde, machte ich mich abends auf den Heimweg, und kaum hatte ich mein schützendes Dach erreicht, als ein Gewitter losbrach, wie man es eben nur in den Tropen erleben kann. Der Himmel öffnete seine Schleusen, als stünde die Erde in Flammen, ohne Unterbrechung folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner verhallte dumpf rollend in den Bergen, und die ganze Natur befand sich in einer Aufregung, als sei der Tag des jüngsten Gerichts angebrochen.

Etwa eine halbe Stunde lang dauerte dieses schauerlich schöne Schauspiel, dann wurde der Regen schwächer und schwächer, Blitz und Donner wurden seltener, bis sich allmählich über uns die Wolken teilten und der Mond die erfrischte Erde mit seinem milden Silberglanze überflutete. Nur um den Schneedom des Kilimandscharo lagerten noch dicke schwarze Wolkenballen, ab und an durchzuckt von bläulich leuchtenden Blitzen.




# Die Tierwelt des Winterwaldes.

Von

**Christian Schwarzkopf.**

Bilder von **Ch. Votteler.**



Es gibt nicht wenige Menschen, die den Winter mehr lieben als den Sommer, und wenn sie Städter und gar Großstädter sind, so ist das einigermaßen begreiflich. Von den Unbilden der Jahreszeit merkt der wohlhabende Großstädter wenig genug. Die Wärmeverhältnisse seiner Wohnung kann er nach Belieben regeln, und wenn er sein Heim verläßt, schützt ihn warme Kleidung. Es erhöht nur sein Behagen, wenn der Wintersturm um das Haus braust, und ein starker Frost ist ihm im Interesse der Schlittschuhbahn hochwillkommen. Je weiter draußen auf dem Lande Kälte und Dunkelheit vorschreiten, umsomehr füllen sich die Städte. Die Zeit der Geselligkeit, der Theater, der Bälle, der Konzerte, die „Saison" beginnt.

Und es sind doch nicht nur die Wohlhabenden, die sich auf die „Saison" freuen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun," wenn die reichen Leute sich vergnügen, haben die arbeitenden reichen Verdienst.

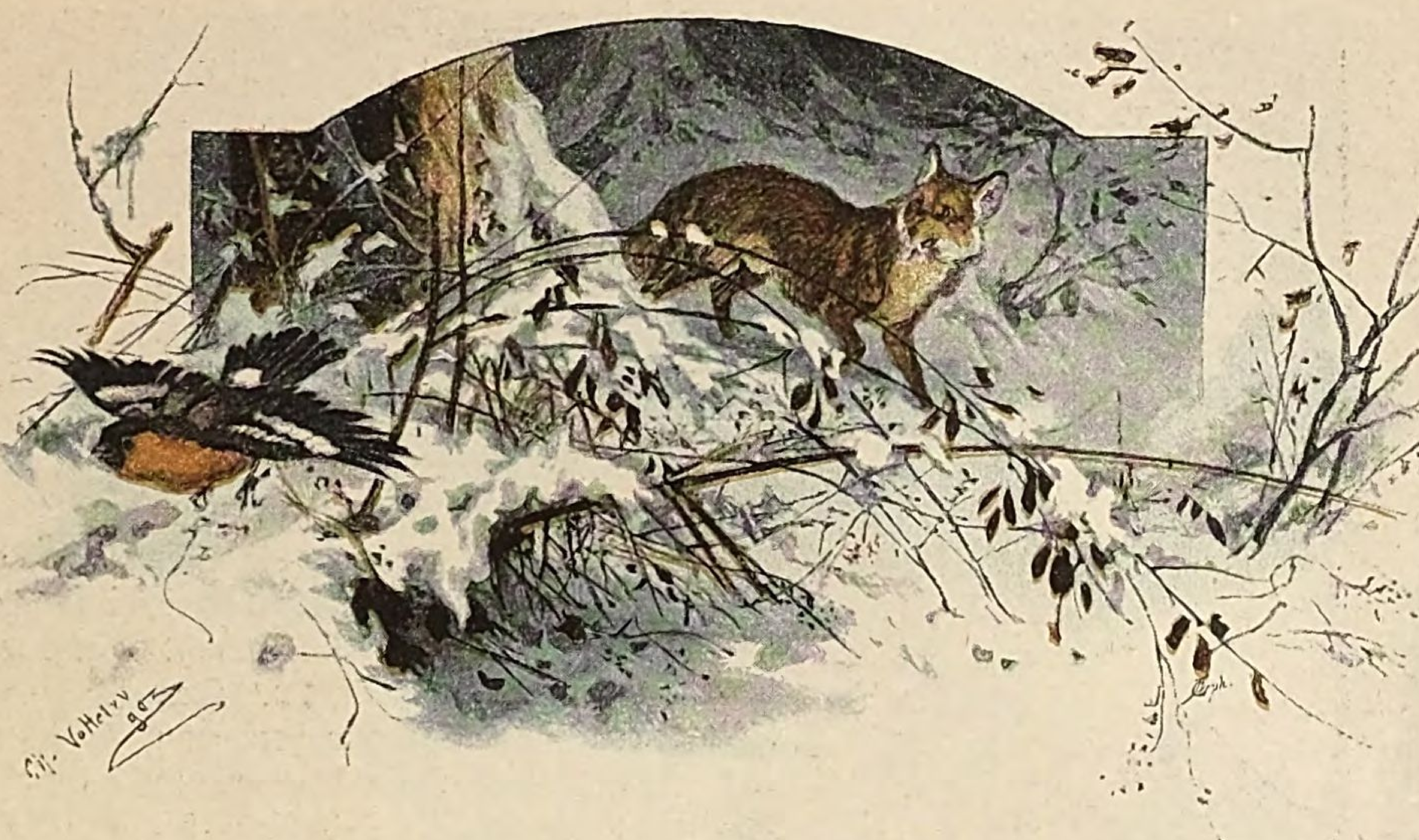
Was aber draußen, fern von menschlichen Wohnstätten, sein Wesen treibt, die Tiere des Waldes, das muß den Winter in seiner ganzen Furchtbarkeit über sich ergehen lassen. Alles kehrt sich zum Schlimmen, Licht, Wärme, Nahrung schwinden dahin, und die Gefahren mehren sich mit jedem Tage. Mit den Blättern gingen die meisten Verstecke verloren, und auf der „Neuen," der frischen Schneedecke, wird jeder Schritt zum Verräter. Wo sind sie hin, die köstlichen Sommertage, wo es überall Nahrung



in Fülle gab und die „Schonzeit“ Sicherheit vor dem weitaus furchtbarsten Feinde, dem Menschen, gewährte? Gerade jetzt beginnt die eifrigste Verfolgung, denn eben, was die Natur dem Wilde zum Schutz mitgab für die arge Zeit, die Feiste des Hirsches und des Rehwildes, die Winterpelze von Fuchs und Marder, sie reizen den Menschen, den Tieren unablässig nachzustellen. Zu keiner Zeit ist der scheue Waldbewohner sicher vor dem Grünrock. Und wenn der Forst noch so still und scheinbar ungefährlich ist, knallt plötzlich ein Büchsenschuß und bringt das tödliche Blei. Oder es wird mit einemmal ein kurzer, heulender Ton laut, an den sich unmittelbar ein lautes und immer lauteres Gekläff schließt. Eine Hundemeute hat eine Spur gefunden und wird sie nun rastlos verfolgen. Durch dick und dünn, stundenlang, bis sie das verfolgte Wild dem Jäger stellte oder bis sie es gar







selber zerriß. Oder es wird plötzlich unruhig im Walde. Zahlreiche Menschen schreiten in weiten Zwischenräumen durch den Forst, alle in derselben Richtung. Alles, was sie hört, wendet sich zu langsamer oder schneller Flucht und sucht einen stillen Waldteil zu erreichen. Aber ehe das gelang, fiel Schuß auf Schuß aus den Gewehren der Jäger, die sich tückisch hinter allerlei Gebüsch verborgen hatten, und nur zu viele der Flüchtenden bezahlten mit ihrem Leben, daß sie vor den waffenlosen Treibern geflohen waren.

Kein jagdbares Tier ist jetzt zu irgend einer Zeit vor der Tücke des Menschen sicher. Wenn mit der Wintersonne der Waidmann mit seiner Büchse den Wald verließ, dann schleicht der Wilddieb hinein und legt auf dem Wechsel seine furchtbare Drahtschlinge. Jetzt, wo überall mit Wild gehandelt wird, kann er die erlangten Tiere anstandslos an den Mann bringen. Er schont kein Alter, kein Geschlecht, was er erbeutete, wird erschlagen.

Aber auch wenn der letzte Schuß im Walde fiel und die Schonzeit endlich wieder begann, sind oft erst noch die schlimmsten Tage zu überwinden. Gerade im Februar decken oft ungeheure Schneemassen den vorher hart gefrorenen Boden. Was noch zurückgeblieben war von den Spenden des Sommers, das letzte verdorrte Gras, das Haidekraut selbst, liegt unter dem Schnee begraben. Wenn es dann taut und wieder friert, wird die Oberfläche scharf wie Glas. Die durch dasselbe brechenden



Läufe werden wund, und jeder neue Tag vergrößert die Wunden. Langsam schleppen sich die gequälten Tiere dahin, bis Hunger, Kälte und Blutverlust endlich das Ende herbeiführen.

Glücklich die Hirsche und Rehe, die einen waidgerechten Jagdherrn haben. In jener wunderlichen Mischung von Grausamkeit und Tierfreundschaft, die für den Jäger so charakteristisch ist, tritt er jetzt thatkräftig für das Wild ein. An gewissen Stellen hat er Heuschober errichtet, und zu bestimmten Stunden füllt der Wildpfleger die Raufen mit duftigem Heu und streut Hafer und Eicheln in kleinen Häufchen auf eine vom Schnee gereinigte Stelle. Von allen Seiten kommen dann die Tiere mit ihren Kälbern, die Schmaltiere, die Spießer und Gabler herbei, und auch mancher Hirsch findet sich, wenn der Hunger sehr quält, ein. Den Kapitalhirsch freilich gewahrt man nur selten. Die Rehe kommen in Revieren, die Hirsche und Rehe beherbergen, meist nicht zu ihrem Rechte, weil die Hirsche sie abtreiben, aber wo sie allein hausen, ist ihnen diese Unterstützung sehr willkommen. Ist der Magen gefüllt, so läßt sich auch der Schneesturm einer Winternacht aushalten.






Auch die Wildschweine erliegen vielfach dem Winter, wenn sie während desselben nicht gefüttert werden. Wohl sind sie für den Kampf ums Dasein trefflich ausgerüstet, stark, fest gekleidet und wenig wählerisch in ihrer Nahrung, aber wenn anhaltender Frost die Erde in Stein verwandelt hat und tiefer Schnee sie ebenso anhaltend bedeckt, dann gehen sie doch in großer Zahl ein. Wo sie gefüttert werden, da haben sie sich Ort und Zeit bald gemerkt. Sobald der Mann mit dem Futtersack auf dem Rücken erscheint, eilen die Schwarzröcke grunzend von allen Seiten herbei. Auch hier sind nur die ganz alten Keiler zurückhaltend.

Glücklich ist in dieser Zeit, wer sich rechtzeitig eine warme Wohnstätte bereitete und auch um Nahrung nicht besorgt zu sein braucht. In dieser Lage befindet sich Grimbart, der Dachs. Noch während der warmen Jahreszeit hat der fette Bursche keuchend und schnaufend reichlich Moos in den Hauptkessel seines Baues eingetragen und auch die Vorratskammer mit allerlei Wurzelwerk gut versorgt. Von letzterem hat er sich an kalten Novembertagen genährt. Den Dezember und Januar verschläft er in seinem warmen, ein paar Meter unter der Erdoberfläche liegenden Schlafstüblein, und im Februar macht er es an kalten Tagen ebenso. Nur

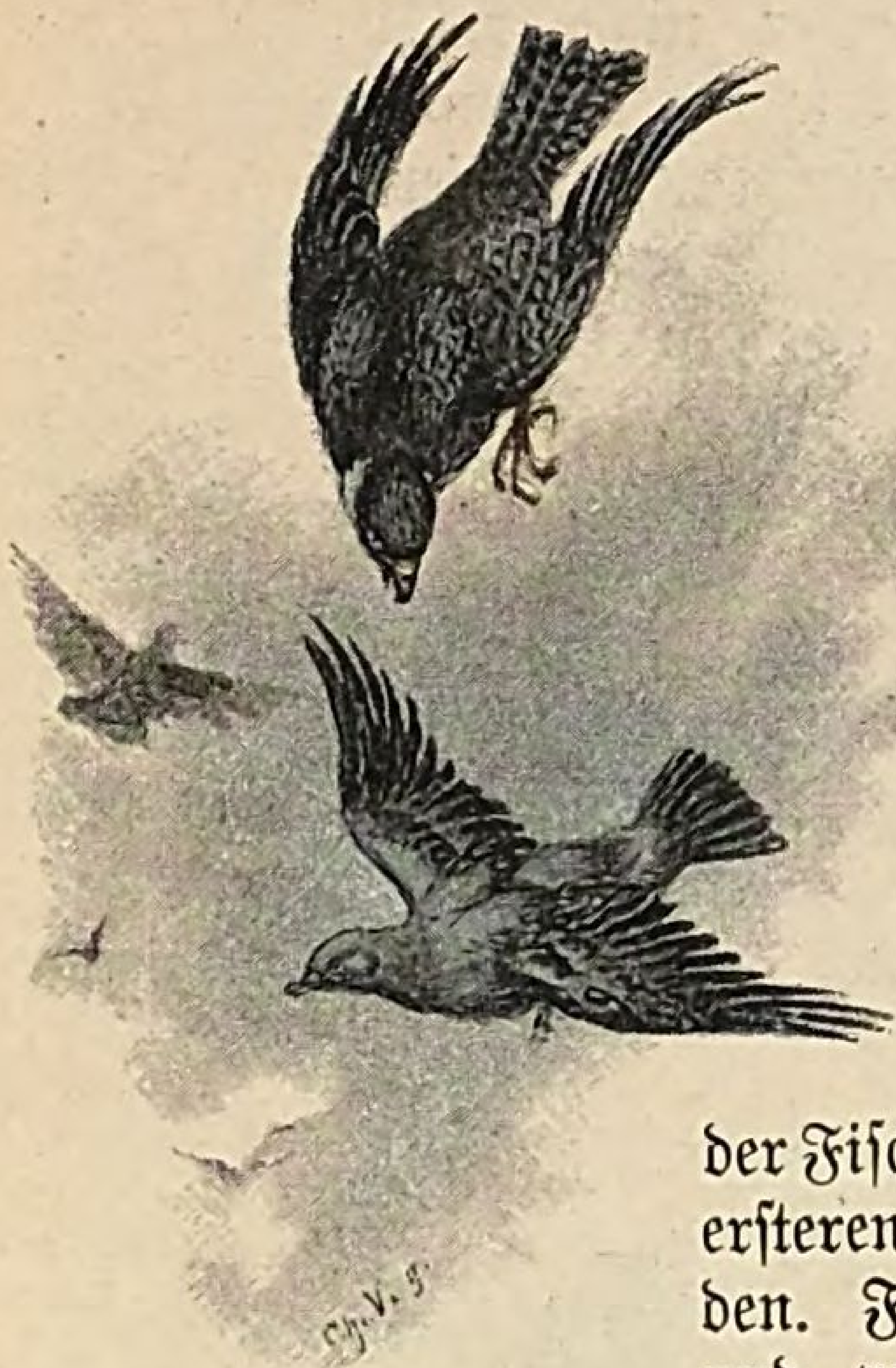


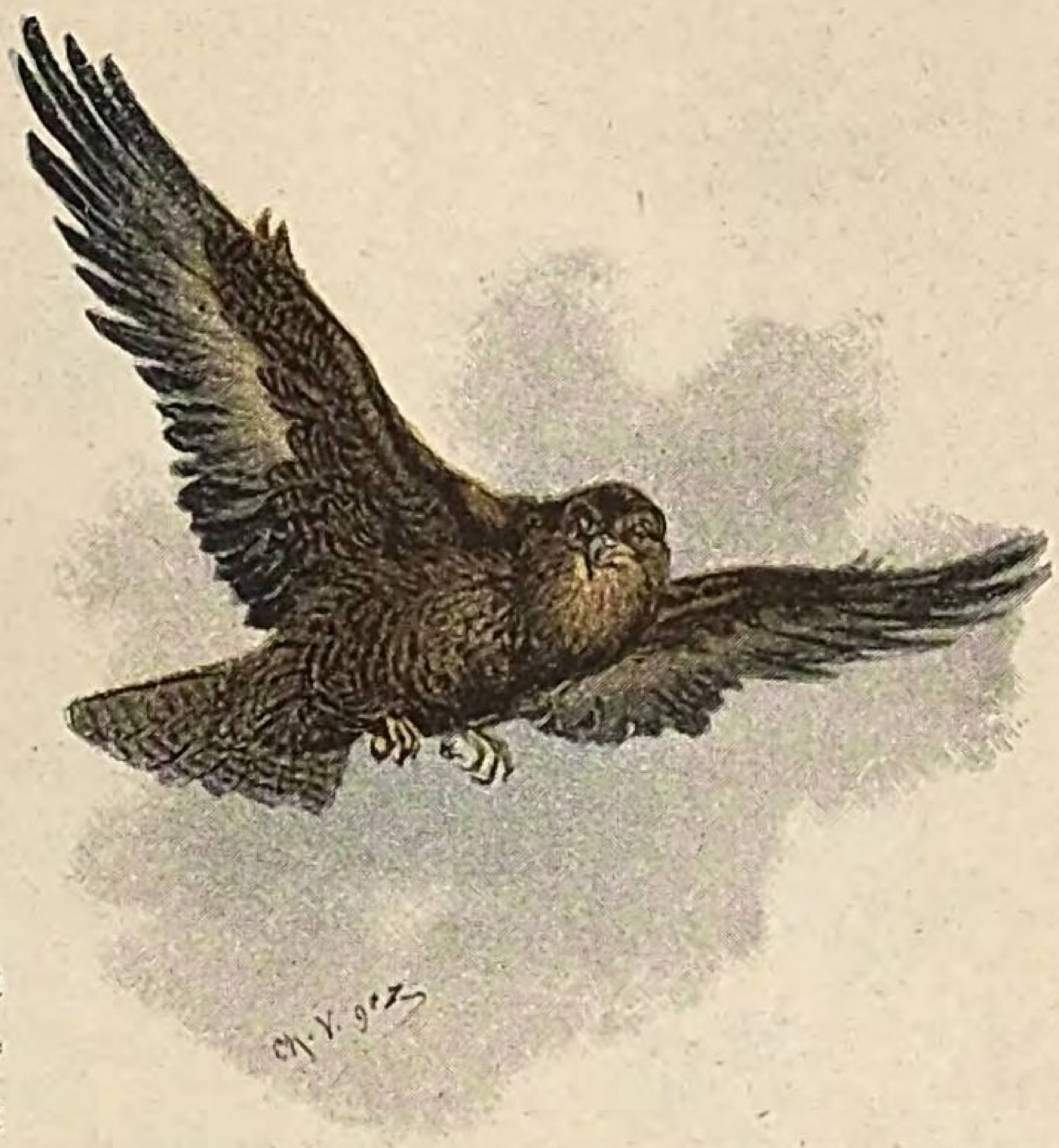


bei sehr warmem Wetter fährt er dann schon probeweise aus dem Bau und holt sich, wenn es geht, etwas frische Birkenwurzel. Auch der Zaunkönig fragt nicht viel nach dem Wetter. Auch er hat sich an geschützten Stellen, unter Brücken u. s. w. weiche, warme Schlafnester gebaut, und auch an Nahrung fehlt es ihm nie ganz. Im Innersten der Reisighaufen, in allerlei Winkeln und Ecken findet sich immer ein versteckt lebendes Spinnlein, und am offenen Wasser fehlt es nie ganz an allerlei lebendem Kleinzeug. Ist es nicht gar zu kalt, so läßt der muntere kleine Bursche sogar mitunter sein fröhliches, lautes Lied erschallen, als ob der Lenz schon seinen Einzug gehalten hätte.

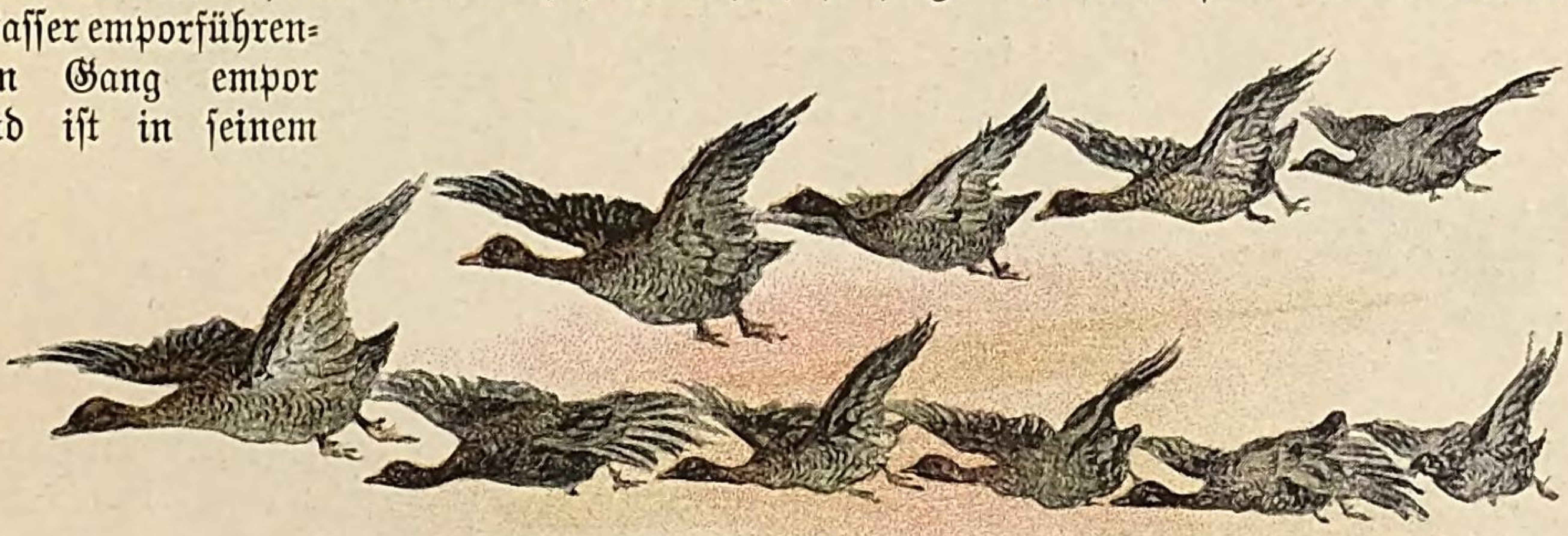
Am und im Wasser hört das Leben nie ganz auf, und wenn es auch eine noch so dicke Eisdecke trägt. Die Fische leben im Winter wie im Sommer, deshalb hat auch







der Fischotter unter dem ersteren wenig zu leiden. Findet er nur hin und wieder ein Eisloch, groß genug, um eben die feine Nase durchzustecken, so ist er seelenvergnügt. Sein Fell bleibt immer glatt und trocken, und will er sich ausruhen, so steigt er den ein paar Meter weit vom Wasser emporführenden Gang empor und ist in seinem



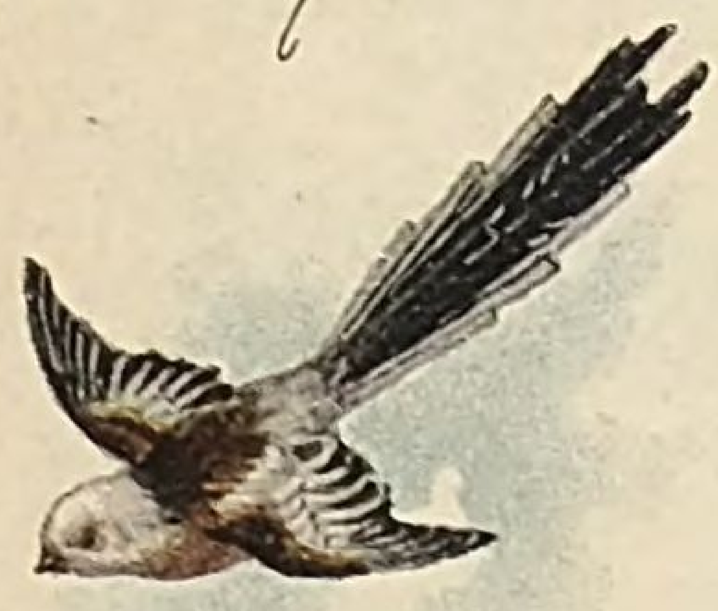
warmen, trockenen, mit Gras ausgefütterten Kessel. Er macht sich aber auch aus der Kälte gar nichts, steigt, wenn er einen Fisch gefangen hat, durch ein größeres Eisloch aufs Eis und verzehrt hier seine Beute mit dem äußersten Behagen. Gerade im Winter machen die Fischottern oft weite Wanderungen, um in einen anderen Bach oder einen fischreichen Teich zu kommen.



Da hat es der Fuchs schwerer. Für ihn ist der Winter eine böse Zeit, auch abgesehen von den Jagden, die ja vielfach ihm in erster Reihe gelten. Es scheint, daß er von der Kälte selbst mehr leidet, als man bei seinem dicken Pelzrock annehmen sollte, man hört die Füchse wenigstens bei starker Kälte ungleich mehr bellen, als bei milderem Wetter, wenn sich auch in den Schneeverhältnissen nichts geändert hat. Am meisten zu schaffen macht ihm der Hunger. Hase und Feldhuhn sind für ihn viel mehr Sonntagsbraten, als man gewöhnlich annimmt, die Werktagskost bilden die Mäuse. Diese frißt er, solange kein Schnee die Erde bedeckt, in großer Zahl, und kann er ihnen nicht an den Leib, so steht es schlimm um ihn. Wohl ist er in solcher Lage in Nah-

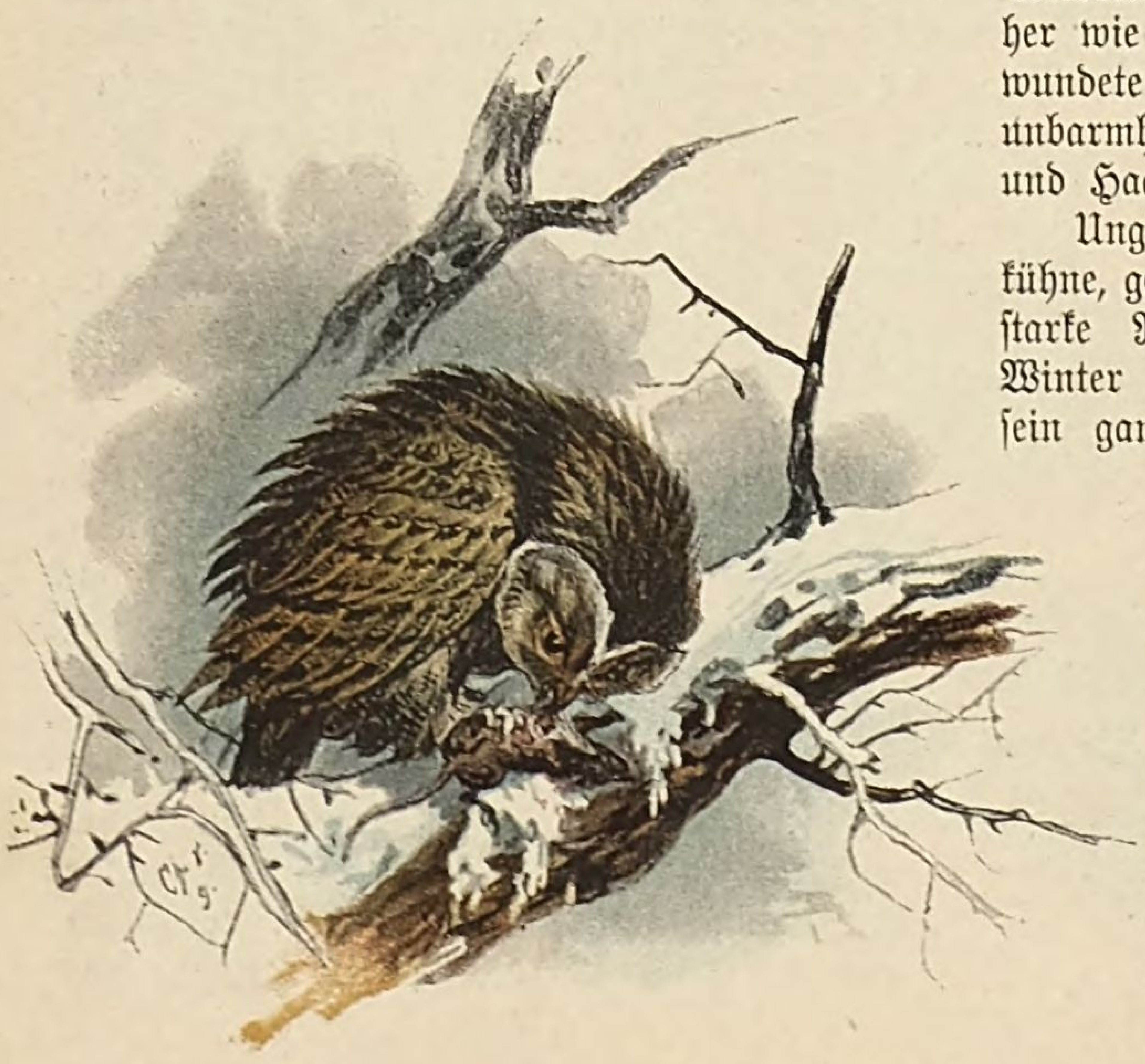


rungssachen nicht wählerisch. Er frißt tote Tiere mit Vergnügen, aber auch diese lassen sich nicht immer auffinden. Vergeblich durchstreift er nun auch bei Tage ein weites Revier, so scharf er auch windet und äugt, es läßt sich kein lebendes Tier erbeuten, kein totes finden. Und kein Jagdherr nimmt sich seiner an, denn gerade der tierfreundliche Waidmann haßt den Fuchs wie den Tod. Seine äußerste Not ist ihm gerade recht, um dem listigen Räuber zu Leibe zu gehen. Jetzt werden die Fallen mit verlockendem Köder gerichtet, jetzt werden dem Hungrigen mit Strychnin vergiftete Lockspeisen hingestreut. Das kluge Tier merkt fast immer Verrat, aber sein Hunger wird schließlich so stark, daß es, sozusagen wider besseres Wissen, doch zugreift. Fraß der Fuchs von Vergiftetem, so ist er natürlich verloren, geriet er aber nur mit einem Lauf in das Fangeisen, so soll er mitunter entschlossen mit eigenem Maul eine Amputation vollziehen und als Krüppel zwar, aber doch lebendig entfliehen. Eine Gefahr droht ihm dann immer noch: trifft er, so schwer verwundet mit einem Artgenossen zusammen, so ist er verloren. Bei den Füchsen geht es her wie bei den Wölfen, der Verwundete wird von dem Gesunden unbarmherzig zerrissen und mit Haut und Haar aufgefressen.





Ungleich schlimmer noch als das kühne, gewandte und verhältnismäßig starke Raubtier Fuchs hat es im Winter der arme Hase. Ist schon sein ganzes Leben eine Leidenszeit, so steigern sich die ihn bedrohenden Gefahren im Winter ins Ungemessene. Wohl weiß er sich vor der Kälte gut zu schützen, indem er sich ruhig einschneien läßt oder sonst in die Schneedecke einwühlt; wohl weiß er durch die geschicktesten „Haken“ seine Spur zu verwischen, aber nicht nur



der Hund findet ihn vermöge seines feinen Geruches im Lager und treibt ihn aus demselben dem Jäger vor die Flinte — nein, alles was Raubtier ist und jetzt hungrig durch Wald und Feld streift, will sich durch ihn erhalten. Der Schuß des Jägers und das furchtbare Gebiß des Fuchses bringen dem armen Geschöpf wenigstens ein schnelles Ende. Ungleich schlimmer ergeht es ihm, wenn er den Franktireurs der Raubtierwelt in die Hände fällt, wenn ein schlankes Wiesel sich an ihn klammert, bis es ihm die Schlagadern zerbeißt, oder wenn ein paar Raben es erspähen und langsam zu Tode quälen.

Da hilft kein noch so schneller Lauf, kein Haken; gelingt es dem Hasen nicht, ein sicheres Versteck im Dickicht zu finden, so ist er verloren. Seine gewandten Verfolger hetzen ihn solange, stoßen so kräftig immer wieder auf ihn, daß er schließlich wie betäubt ist. Dann fahren die starken, spitzen Schnäbel ihm in die Augen, und er wird angefressen, während sein jämmerliches Klagen noch durch die winterliche Einöde schallt. Nicht anders ergeht es ihm, wenn er in dunkler Nacht in die furchtbaren Fänge des Uhu oder bei Tage in die eines anderen Raubvogels fiel. Das Raubtier kennt kein Mitleid, weil es unfähig ist, sich in die Lage des Beutetieres hinein zu versetzen. Für den Menschen ist es ein gräßlicher Anblick, wenn er gewahrt, wie der Raubvogel das erbeutete Geschöpf, ohne es vorher zu töten, von hinten anbricht.

Viele Raubtiere scheinen ja auch mit den Beutetieren zu spielen — wir haben keinen anderen Ausdruck für diese Sache. — Wer hat nicht schon eine Katze die gefangene Maus in dieser Weise quälen sehen? Professor Jäger hat das daraus zu erklären gesucht, daß die Tiere in der Angst einen starken Geruch von sich geben. Dieser Angstgeruch des Beutetieres soll nun den Appetit des Raubtieres reizen und, um ihn zu verstärken, soll das letztere, wenn es nicht sehr hungrig ist, sein Opfer peinigen. Es ist möglich, daß es sich so verhält.

Jedenfalls „spielen“ nicht nur die Katzen mit ihren Gefangenen, sondern auch die Marder. Das sind an sich reizende Geschöpfe, und man sieht es ihnen garnicht an, was für furchtbare Räuber sie sind. Und doch gibt es nur wenige Tiere, die so blutdürstig sind, ja dieses Wort selbst mag durch Beobachtungen, die man an ihnen gemacht hat, entstanden sein. Baum- und Hausmarder, Iltis, Wiesel und Hermelin lieben das Blut über alles. Wenn sie können, nähren sie sich nur von dem Blut der getöteten Tiere, ja sie scheinen sich an ihm förmlich zu berauschen. Gelang es einem von ihnen, in einen reichbesetzten Tauben- oder Hühnerstall zu schlüpfen, so fand man den Räuber wohl am hellen lichten Tage festschlafend neben all den erwürgten Opfern seines Blutdurstes, und er bezahlte die reichliche Stillung desselben mit seinem Leben. In diese Gefahr kommen die Marder aber nur selten. Meist müssen auch sie sich tüchtig tummeln, wollen sie sich im Kampf ums Dasein behaupten, im Winter zumal, wenn die Eichkätzchen, von denen der Baummarder lebt, in ihren warmen Nestern bleiben.

Der Marder klettert und springt aber so meisterhaft, daß er doch selten Not leidet. Zeigt sich auch weder Eichhörnchen noch Bilch, so findet er doch genug schlafende Vögel oder erwischt wohl auch einen Hasen. Er ist immer leidlich im Stande.

Auch der Iltis findet selbst im Winter reichliche Nahrung. Wird es draußen kalt, so zieht er sich in die Scheunen, und in diesen wimmelt es im Winter von Feldmäusen. Findet er in den Winkeln, die er durchstöbert, im Winterschlaf liegende Schlangen, so verzehrt er sie mit dem größten Vergnügen, auch die giftigen Ottern. Diese Delikatesse verursacht dem kleinen Gesellen keinerlei Übelbefinden.

Von den Vögeln sind die meisten fortgezogen nach dem Süden. Die, welche dablieben, haben es schwer genug. Solange es noch Beeren an den Bäumen und Sträuchern gibt, haben die Amseln noch leidliche Tage. Sind diese zu Ende, dann gehen nur zu viele von ihnen elend zu Grunde. Den Meisen werden wieder Fröste verhängnisvoll, welche auf Thauwetter folgen. Dann umzieht der uns Menschen so malerisch erscheinende Rauhreif Äste und Stämme mit einer für ihre Schnäbelchen undurchdringlichen Schicht, und die Meisen können nicht mehr hinter den Rinden und Borken nach dort versteckten Insekten und deren Eiern suchen. Auch die Enten und Gänse verleben im Winter sorgenvolle Tage. Um

von einer eisfreien Stelle zur anderen zu gelangen, müssen sie weite Strecken überfliegen und werden bei dieser Gelegenheit von den Raubvögeln verfolgt und ergriffen.

Es ist wenig Erfreuliches von den Tieren des Winterwaldes zu berichten. Und doch folgt die Zeit der höchsten Lebensfreude, die Zeit der Liebe, bei den meisten von ihnen unmittelbar auf dieses Elend. Sobald im Februar die ersten Tauwinde über die Wälder gestrichen, erwacht überall in ihnen neues Leben und steigert sich im März und im Anfang des April. Was nicht stark war, ging im Laufe des Winters zu Grunde, die Kräftigen aber, die Kälte und Mangel überdauerten, freuen sich nun ihres Lebens — bis auch für sie ein Winter kommt, dem sie nicht mehr gewachsen sind, den nur ihre Nachkommen überleben werden. Das ist der Lauf der Natur. Wie der Lenz die Zeit des Entstehens, so ist der Winter die des Absterbens.



## Man lebt so hin.

(Abdruck verboten.)

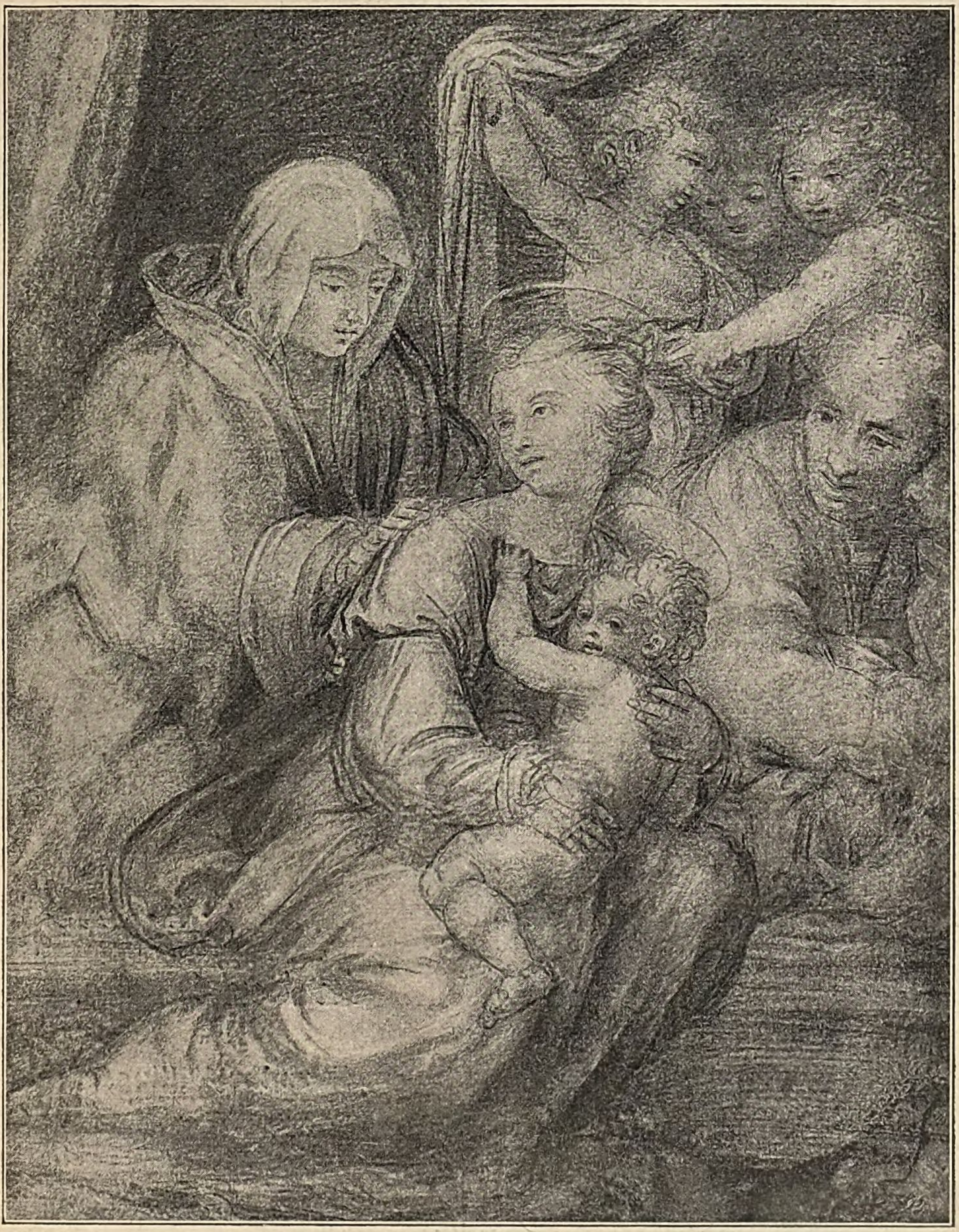
Man lebt so hin,
Und es verzehrt der Tag
Die kleinen Freuden und die kleinen Schmerzen,
Es brennen sacht herab des Lebens Kerzen,
Wir träumen diesem, träumen jenem nach —
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Und aus dem Flutgebraus
Da ragen hoch gleich steilen Felsenriffen
Die großen Schmerzen, die ins Leben griffen,
Daran sich blutete die Seele aus,
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Der Abend bricht herein,
Betroffen fragt man sich: Nach welchem Ziele
Hast du gestrebt im wechselvollen Spiele,
Dich rettend vor des Daseins leerem Schein?
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Und plötzlich ist es Nacht,
Und achtlos über unsrem Grabe weiter
Geht hin der Schritt der Welt — O ew'ger Leiter,
Hast du dir so des Menschen Los gedacht?
Man lebt so hin.

Clotilde von Schwartzkoppen.



Die heilige Familie. Nach einer Zeichnung von Fra Bartolommeo in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.



# Christnacht in den Alpen.

Von

**Hermine Villinger.**

Bilder von **Paul Hey.**

(Abdruck verboten.)

Durch die Wintereinsamkeit des mächtigen Ortlergebietes —

„Des Thals am End' der Welt,
Schier himmelhoch gestellt" —

tönte emsiges Geläute; die hohen Bergesspitzen, sonst allein gedeckt vom ewigen Schnee, schauten jetzt in ein Thal hinab, so weiß wie sie selber; darüber glänzte der Mond in seiner goldgelben Winterpracht.

Jetzt aber wetteiferte mit seinem Glanze ein wunderbares Geflimmer von brennenden Kerzen, die, mit farbigem Papier umwunden, von allen Seiten des Thales einhergetragen wurden — denn die heilige Christnacht war ins Land gekommen, und die Kirchenglocken von St. Gertraut riefen die Hochländer zur mitternächtlichen Andacht.

Lautlos, auf weichem Schnee, kamen sie daher, von dröhnenden Böllerschüssen — des Älplers höchster Andachtslust — feierlich willkommen geheißen.

Im Kirchlein gab's nur für die Weiber und Kinder Platz, die Männer standen draußen auf dem kleinen Kirchhof, und der älteste von ihnen, ein kahlköpfiger Veteran, den's fror, kroch gar ins Beinhäuschen und saß da ganz traulich, im Schein der ewigen Lampe, unter den Gebeinen seiner ehemaligen Mitgenossen.

Der Schullehrer spielte die Drehorgel, und der Kurat sang mit heiserer Stimme: Ehre sei Gott in der Höhe!

Allein die Wucht der Böllerschüsse übertönte das Unzulängliche des Gottesdienstes, und die Gemeinde lag auf den Knieen und fühlte ein andächtiges Schauern.

Dann kam die Predigt, und sie wurde ihnen wiederum verkündigt, die wunderbare Mär vom Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande hinleitete nach Bethlehem, wo das Kind Jesus zur Welt gekommen, im Stall, auf Stroh gebettet, vom Odem der Tiere behaucht und von frommen Hirten bestaunt.

Und sie alle, die da lauschten, freuten sich in tiefster Demut, daß sie selber Hirten waren wie jene, die das Kind in der Krippe zuerst hatten sehen und anbeten dürfen.

„So müsset ihr halt," fuhr der Kurat zu predigen fort, „auch die Treuesten sein, die am Erlöser hangen, schon z'wegen der Gnade, daß wir so viel tausend Fuß dem Himmel näher wohnen, als die am Meer und wo die Berge aufhören, und unser Geläute drum am ehesten zu Gott dringt und unsere Bitte ums tägliche Brot.

Denn wenn uns kein Erlöser geboren wär', da könnten wir lang bitten und würden nicht erhöret, auch keiner ewigen Glückseligkeit könnten wir uns freuen, nicht einmal ein Bäumel brennet für die Kinder zum heiligen Weihnachtsfest, denn kein Kirchl hätten wir, und keine Glocken würden uns zur heiligen Nacht verkündigen: Christus, der Herr, ist geboren!

So aber gehet heim und freuet euch und haltet ein frohes Fest, und wisset ihr einen, der krank ist, oder allein und traurig, so denket sein und teilet ihm mit, auf daß jeder seine Freude habe am heiligen Christ" —

„Halt nur ich net," sagte auf einmal eine jugendliche Stimme mitten in die Pause hinein, die der Kurat mit dem Segen ausfüllte.

Er selber hatte den kleinen Sprecher nicht gehört, der völlig schmerzversunken in der vordersten Bank kniete, den blaubebänderten Lodenhut fest gegens Kinn pressend und nicht ahnend, daß er mit seinem lauten Denken sämtliche Blicke der neben und hinter ihm knieenden Kinder auf sich gezogen hatte. Voller Mitleiden schauten sie ihn an, den kleinen blauäugigen Aloisl, dessen Stimme zur Sommerszeit am hellsten durch die Berge jodelte, wenn er die Kühe zur Weide trieb, und dessen sanfte Fröhlichkeit sie nun in bittern Schmerz verwandelt sahen.

Dicke Thränen liefen ihm unaufhaltsam über die Wangen, und er seufzte so herzbrechend, daß die Kinder um ihn her eine lebhafte Unruhe erfaßte.

„Was hast — was hast denn, Aloisl?" flüsterte ihm ein kleines Mädchen ins Ohr.

Aber er gab keine Antwort; es lag ihm gar so viel auf dem Herzen.

Erst war das Brüderchen gestorben, das in der Früh' auf die Welt gekommen; Vater und Mutter hatten geweint, und der Aloisl hatte sich ohne Besinnen dem allgemeinen Schmerz angeschlossen. Dann aber fand er es für geraten, den Vater daran zu erinnern, ja nicht auf das Weihnachtsfest zu vergessen, worauf ihm die niederschmetternde Antwort zu teil wurde: „O Bub', mit so viel Kreuz im Haus schickt sich koan Freud'."

Damit er aber doch etwas vom heiligen Weihnachtsfest habe, hatte man ihn des Nachts geweckt und in die Christmette geschickt.

Allein die Kirche mit all ihrer Feierlichkeit vermochte dem Aloisl nicht das Bäumchen zu ersetzen, das ihm im vorigen Jahr beschert worden und in so strahlender Erinnerung geblieben war.

Ganz allein und langsam, als habe er Blei in den Füßen, stampfte er durch den Schnee, ohne zu bemerken, daß ihn die mit-

leidigen Blicke seiner jungen Genossen begleiteten, die, an der Hand von Vater oder Mutter, immer wieder nach dem einsamen Kind zurückschauten, das heute keiner Freude entgegengehen sollte.

Unterhalb des mächtig zum Himmel ragenden Ortlers lag der Hof, dessen Schwelle das Büblein überschritt. Im dunklen Flur blieb er stehen, als fürchte er sich, die Stube zu betreten, in der er die weinenden Eltern zurückgelassen. „Vader," rief er zaghaft in die bängliche Stille hinein, „woants oes no? — Ich bin wieder da —"

Der Mann kam heraus: „D' Mutter schlaft," sprach er, „aber kimm, ich zeig' dir was" —

Er nahm den Kleinen bei der Hand und führte ihn in den Stall, dessen Thüre er weit offenließ, um der Helle des Mondes Eingang zu lassen.

Da lag die Kuh auf dem Stroh ausgestreckt und daneben ein neugeborenes Kälblein. „Jesses, Vader," jubelte der Aloisl auf, „gelt, wonn mer aber dös g'wußt hätt'n, nachert hätt'n mer net so z' woan'n brauch'n, daß dös Büberl g'storb'n is" —

Der Vater ließ ihn allein, und der Aloisl hatte alsbald nichts Eiligeres zu thun, als für das „Kalberl" eine Weihnachtsbescherung ins Werk zu setzen.

Vorbei war's mit aller Trauer, vergessen, daß ihm das Christkind kein Bäumchen gebracht, dem kleinen Mann glühten die Wangen bei seinem Unternehmen, obwohl sich's um weiter nichts als um einen Lichtstumpen handelte, den er auf die Futterkiste stellte und anzündete und unter welchen er sein verrostetes Taschenmesser legte, das nur noch eine halbe Klinge besaß.

Nun aber galt es, die Aufmerksamkeit des neugeborenen Tierchens auf diese Herrlichkeiten zu lenken, und das war kein kleines Unternehmen; dem Aloisl traten Schweißperlen auf die Stirne im Kampf mit dem blöden Geschöpf, das durchaus noch kein Interesse für die Erscheinungen dieser Welt an den Tag legen wollte. Als es endlich gezwungenerweise dumm, scheu, mit verglasten Augen in den Lichtstrahl blinzelte, atmete der Aloisl auf, bildete sich ein: jetzt freut sich's — und streckte sich vergnügt im Stroh aus und schlief ein.

Ein fahles Licht im Osten verkündete die Nähe des Tages, aber die leuchtende Mondesscheibe war noch die mächtigere und warf ihr schimmerndes Licht weit hinaus ins Thal, in dem plötzlich da und dort allerlei kleine vermummte Gestalten auftauchten, die hurtig durch den Schnee getrippelt kamen, dem Hofe zu, wo der Aloisl lag und schlief im Scheine des dem Erlöschen nahen Lichtstumpens.

Beim Anblick des flackernden Schimmers blieb die kleine Schar vor der Stallthüre stehen und schaute hinein; darauf gab's ein leises Gekicher und Geflüster, und es dauerte lang, bis man sich endlich auf den Zehenspitzen über die Schwelle traute. Dann aber, welch ein geschäftiges Treiben!

Sie alle waren gekommen, die kleinen Genossen des Aloisl, ihm die Freude zu bringen, nach der er so sehnsüchtig in der Kirche geseufzt. — Jetzt aber, wohin mit all dem Segen? Denn keines hatte von dem Vorhaben des anderen etwas gewußt, und so waren nun nicht weniger als drei mit Bändern und Lichtlein geputzte Bäumchen zusammengekommen, deren Unterbringen den kleinen Freudenspendern nicht geringes Kopfzerbrechen verursachte. Endlich aber hatte ein jedes der Bäumchen seinen Platz gefunden — das größte auf der Futterkiste samt einer Anzahl rotbackiger Äpfel und weißer Wecken; das zweite stand auf dem Melkstühlchen, und das dritte hatten sie gar im Melkkübel untergebracht.

Als es nun aber an das Anzünden der Lichter gehen sollte, entstanden mit einem Male Schwierigkeiten; die Mädchen waren der Ansicht, daß ihnen das wichtige Geschäft allein zukomme, was von den Buben energisch bestritten wurde, die unbarmherzig darauf losbliesen, so oft ein Lichtlein brannte. Erst die tiefsinnige Betrachtung eines der Mädchen — daß in der heiligen Nacht Rauf'n gewiß eine Todsünde war — stellte den Frieden wieder her.

Schon erstrahlten zwei der Bäumchen im sanften Licht ihrer paar Kerzlein, als einer der größeren Buben, ein hellblonder mit weit abstehenden Ohren, mit einem Ausdruck der Schadenfreude in die Worte ausbrach:

„Jesses, do is ja no der Sepp mit'n Has'n." —

Richtig, da stand noch ein Büblein,

fast verborgen im Schatten der Thüre, der Kleinste von allen und so warm verwahrt, daß nichts von ihm zu sehen war als ein Paar tief unter Wasser stehende Augen. Im Arm, fest an sich gepreßt, hielt er ein fast gänzlich unbehaartes Häschen, dem beide Ohren abgebrochen waren und dessen ganzes Aussehen den Stempel eines vielgebrauchten Spielzeugs trug.

Der kleine Mann brach in lautes Schluchzen aus, als nun die andern auf ihn eindrangen, um ihm das Häschen zu nehmen.

„Hast's doch 'n Aloisl zu'n Christkindl bring'n woll'n, dein Haserl," meinte eines der größeren Mädchen, sich zu ihm niederknieend, „magst's hitzt nimmer hergeb'n, Kloaner?"

„Ja, ich mag schon," behauptete dieser, „aber 's Haserl, 's Haserl mag halt lieber bei mir bleib'n —"

Die Mädchen lachten und kamen überein: „Dann muß er's halt b'halt'n, wonn 's Haserl net mag —."

„Sö, ah, der is fein 'raus," entrüstete sich jener Hellblonde mit den abstehenden Ohren, „aber meine rot'n Äpfel, dö dort lieg'n, dö fragt neamd, ob sö net a lieber bei mir bleib'n." —

Die Empörung war eine allgemeine, und schon wollte die ganze Schar über den Sprecher herfallen, als der Klang eines hellen Glöckchens sich hören ließ. Da wurden sie alle still, erfaßt von jener heiligen Scheu, wie sie nur das Klingen der Bescherungsglocke im Kinderherzen zu erwecken vermag. Die Mädchen knieten nieder, die Buben rissen den Filz vom Kopf, und als eine Stimme zu singen anhub: Stille Nacht, heilige Nacht — sangen sie alle mit, die Augen ungeduldig auf das im Stroh schlafende, lichtumstrahlte Kind gerichtet, hinter dem die verwundert dreinschauenden Köpfe der Tiere auftauchten, deren Odem sich dampfend von der Kälte schied.

Und sie ahnten nicht, die da im Dunkel knieten und die Geburt des Erlösers besangen, wie eigen dieses Bild im Stall an jene heilige Nacht gemahnte und daß sie selber jenen Hirten glichen, denen zuerst die Kunde geworden: Christ, der Retter, ist da!





# Mein Kindchen.


Gedichte von

**Hans Haide.**

In Rahmen von E. Unger.



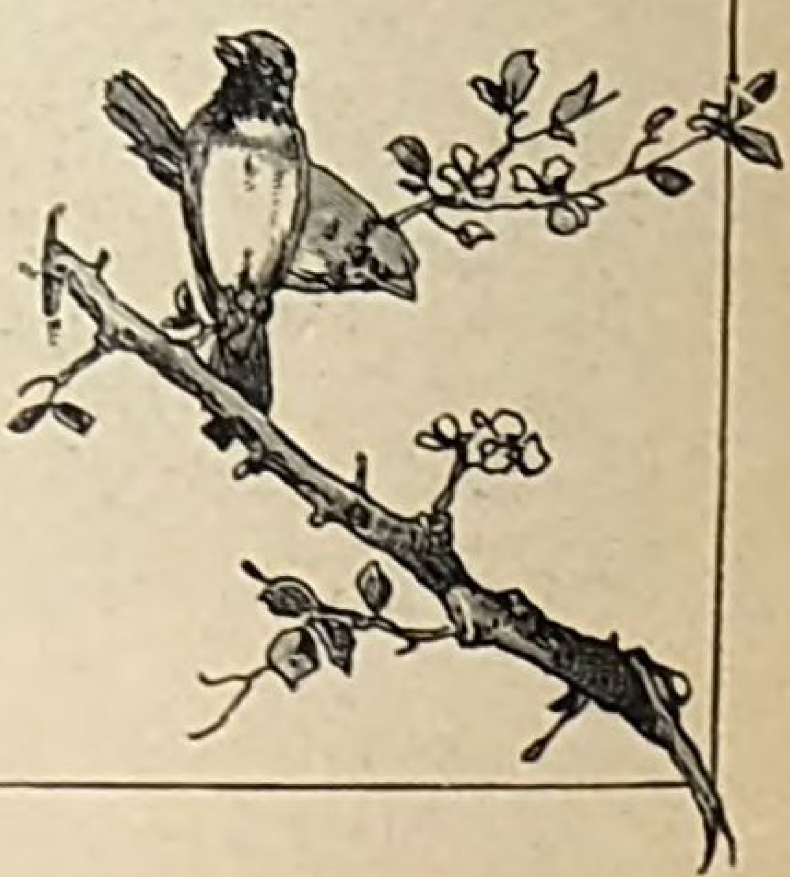

1.

## Aufstehn.

Zwei Fäustchen rund und wundernett,
Und gar so'n winz'ger Daum,
Und klimperkleine Nägelchen —
So klein, man sieht sie kaum;

Zehn klimperkleine Nägelchen,
Und alle rosenrot,
Doch geht noch grad' ein Küßchen drauf —
Damit hat's keine Not.

Zehn Küßchen und zehn Fingerchen —
Und nur ein winzig Ding;
Ja, wenn erst solch Exempelchen
Ins kleine Köpfchen ging!



2.

## Beim Anziehen.

Kleines, dummes Herzchen du —
Erst das Strümpfel, dann den Schuh,
Erst das Beinchen, dann das Füßchen.
Und hernach — ein Küßchen!





3.

## Großer Kummer.

Was gibt es denn, was hat es denn,
Was fehlt denn meinem Kind,
Daß so voll heißer Tröpflein
Die klaren Aeuglein sind?

Doch schau nur mal, doch sieh nur mal
Im linken Aeugelein,
Da glänzt ja schon verstohlen
Ein Stückchen Sonnenschein.

Und warte Schelm, im andern auch,
Da lacht's ja schon vor Freud'!
Was hat's denn nur gegeben
Du dumme kleine Maid?



4.

## Abend.

Mein Liebling guckt so schläfrig her,
Mein Liebling guckt so müd;
Auf jedes klare Aeuglein senkt
Sich sanft sein schirmend Lid.

Und still naht sich im Mondeslicht
Ein schlummersüßer Traum,
Küßt meinen Liebling leis zur Ruh —
So leis, er ahnt es kaum.

5.

## In treuer Hut.

Klein-Liebchens Bettchen ist — oh — so weich,
Von Mutterhand gemacht;
Klein-Liebchens Schlummer ist — oh — so süß,
Von Mutterang' bewacht.

Die liebe Frau Nacht am Bettchen klein
Still segnend vorübergeht —
Sie lächelt, sie weiß, wie zauberstark
Schützt Mutternachtgebet!



# Die Geschichte von Abdul-Kassim und dem eisernen Kästchen.

Ein orientalisches Märchen von

**Julius R. Haarhaus.**

Illustrationen von **Fried. Stahl.**

(Abdruck verboten.)

Zu Bagdad, in der kleinen Gasse dicht an der Brücke, die man die „goldene" nennt, wohnte vor grauer Zeit ein Kaufmann mit Namen Kalaf. Es war ein stiller, bescheidener Mann, der von früh bis spät in seinem Lädchen saß und nur ein- oder zweimal alljährlich auf den Bazar nach Mosul oder Schiraz zog, wo er gewirkte Gewänder gegen Rosenöl einhandelte.

Einstmals hatte er sich auf seiner Reise in einem Thale des Kalaat-Gebirges von seiner Karawane entfernt, als er im Dickicht zur Seite des Pfades Gebrüll und Hufgestampf vernahm. Er zog seine Damascener-Klinge, die er der Räuber wegen immer bei sich trug, und trat in das Gebüsch. Auf einer kleinen Wiese inmitten des Waldes gewahrte er einen Reiter in lichtblauem Kaftan, dessen Turban eine Diamant-Agraffe schmückte. Das Pferd, ein Araber vom edelsten Blut, schien rasend geworden zu sein, es bäumte unter entsetzlichem Gewieher hoch auf und versuchte vergebens einen Panther, der die scharfen Krallen in seinen Bug eingeschlagen hatte, abzuschütteln. Der Reiter vermochte es nicht mehr zu zügeln; Blut und Schaum floß aus Nüstern und Maul des herrlichen Hengstes. Da sprang Kalaf schnell entschlossen hinzu und spaltete mit einem wuchtigen Hiebe dem Raubtier den Schädel. Dann warf er den Säbel von sich und fiel dem Rosse in die Zügel, so daß der Reiter Zeit gewann, abzuspringen.

Als man das zitternde Tier beruhigt hatte, bat der Gerettete den Retter, ihm zu folgen. „Ich habe mich auf der Jagd verirrt," sprach er, „und gerade jetzt, wo ich den rechten Weg wiederfand, wäre ich die Beute des Panthers geworden, wenn nicht Allah dich zu meiner Rettung gesandt hätte. Aber ich will dich für deinen Mut belohnen, komm, laß uns meine Begleiter aufsuchen, dort hinter dem Wald müssen wir unser Lager finden!"

„Herr, ich that, was ein jeder an meiner Stelle gethan haben würde," entgegnete Kalaf einfach, „und verlange keine Belohnung. Aber wenn du es wünschest, so will ich dich zu deinen Begleitern bringen."

Der Fremde führte sein Roß am Zaume und schritt schweigend neben dem Kaufmann dahin. Sie gelangten zu einem Platze, auf dem neben mehreren kleinen ein großes Zelt aus purpurner Leinwand aufgeschlagen war. Eine Anzahl Männer in den reichsten Kleidern mit silbernen Helmen und Reiherbüschen warf sich vor den Ankommenden zu Boden. Jetzt merkte Kalaf, wen er gerettet hatte. Es war der Schah Schadschâ selbst gewesen. Er wollte dem Gewaltigen zu Füßen fallen, doch dieser ergriff seine Hand und führte ihn in das Prunkzelt, wobei er seinem Gefolge des Fremdlings mutige That erzählte. Dort standen auf Tabourets aus Ebenholz fünf kleine Kästchen, das erste von Gold mit Edelsteinen besetzt, das zweite von Gold allein, das dritte von Silber,



„Wähle dir eins von diesen Kästchen aus!" sagte der Schah.

das vierte von Kupfer und das fünfte von Eisen.

„Wähle dir eins von diesen Kästchen aus!" sagte der Schah. Kalaf zögerte. Endlich sprach er: „Was ich gethan habe, ist keiner Belohnung wert, aber wenn du es wünschest, König der Könige, so will ich eins dieser Kästchen zur Erinnerung an den Tag, da meine Augen die Leuchte Asiens schauen durften, mitnehmen." Er neigte sich und nahm das Kästchen von Eisen. Der Schah stutzte. „Fremdling," sprach er, „deine Bescheidenheit hat ihre Belohnung gefunden, du hast das wertvollste gewählt, denn siehe, die anderen Kästchen sind leer, dieses aber enthält zwei Edelsteine, die ihrem Besitzer zu ungeahnter Macht verhelfen können." Er öffnete den Deckel und zeigte dem erstaunten Kalaf die beiden Steine.

„Dieser hier," sprach er, „ist ein Lapis

Lazuli, wer ihn in den Dulbend seines Turbans wickelt, dem wird alles offenbar, was seit Erschaffung der Welt geschehen ist, und kein Geheimnis bleibt ihm verborgen. Jener Stein aber," — er nahm einen Diamanten von der Größe eines Taubeneis aus dem Kästchen — „vermag dem, der ihn im Kaftan trägt, alle Schätze der Welt zu verschaffen, man braucht ihn nur zu reiben und auszusprechen, was man zu haben wünscht."

Dann legte er die Kleinode wieder an ihren Platz zurück, schloß den Deckel und reichte das Kästchen dem Kaufmanne.

Dieser verbarg seinen Schatz unter dem Kaftan, dankte dem Schah und machte sich auf, um mit seiner Karawane zusammenzutreffen. Als er nun wieder in seiner Heimat angelangt war, betrachtete er oft das herrliche Geschenk, und als er einstmals das Kästchen sorgfältig vom Roste gereinigt hatte, vermochte er eine Aufschrift, die ihm bisher unbemerkt geblieben war, zu entziffern. Sie lautete:

Wohl dem, der jenes Kleinod hegt,
Das auch vor Allah hat Bestand,
Ihm zollt dereinst das Morgenland,
Soweit der Palmbaum Datteln trägt!

Von seinem Abenteuer im Kalaat-Gebirge jedoch erzählte er niemandem etwas, auch konnte er sich nie dazu entschließen, die Macht der Steine zu erproben, da er genügsam war und auch an Weisheit seine Freunde und Bekannte nicht übertreffen wollte. Aber endlich drang die Kunde von der Rettung des Schahs durch den Kaufmann Kalaf und von der Belohnung, die diesem zu teil geworden, bis nach Bagdad, und jeder beeilte sich, den tapfern Mann zu besuchen und sich von ihm selbst das geheimnisvolle Kästchen zeigen zu lassen. Die Folge davon war, daß Kalaf an einem Tage mehr Kunden bekam als vorher in zehn Jahren und daß er schon an seinen täglichen Einnahmen den Segen des Kästchens verspürte. So genoß er viele Jahre hindurch die Belohnung für seine Entschlossenheit.

Als er aber gestorben war, und seine drei Söhne sich anschickten das Erbe zu teilen, schlug Ali-Haitam, der älteste von ihnen, der sich auf seine Klugheit viel einbildete und der von ganzem Herzen hoffte, den Lapis Lazuli zu erhalten, vor, die beiden Edelsteine zu verlosen. Auf diese Weise, meinte er, würden wenigstens zwei von ihnen zu Ansehen und Macht gelangen. Ali-Jussuf, der zweite der Söhne, dessen einziger Fehler unersättliche Habgier war, schien hiermit einverstanden, aber heimlich überlegte er schon, auf welche Weise er sich in den Besitz des Diamanten setzen könne, falls dieser in die Hände des jüngeren Bruders gelangen sollte. Schon wollte man mit Losen beginnen, als dieser, Abdul-Kassim mit Namen, also sprach: „Liebe Brüder! Wir sind zu dreien, der Kleinode sind aber nur zwei vorhanden. Es ziemt sich daher, daß einer von uns freiwillig zurücktrete, auf daß in unserer bisher so friedlichen Familie nicht Neid und Streit entstehe. Ich bin der Jüngste und kann aus diesem Grunde am wenigsten Anspruch auf den Besitz eines der Steine machen. Loset ihr, wem von euch ein jedes der Kleinode gehören soll; ich will verzichten." Wer war froher als die beiden Brüder? Sie losten und es traf sich, daß jedem von ihnen der erhoffte Stein zufiel.

„Aber, damit auch ich ein Andenken an unsern lieben Vater erhalte," fuhr Abdul-Kassim fort, „so gestattet mir das Kästchen mit nach Hause zu nehmen, welches für euch, die ihr seinen Inhalt besitzt, sicherlich nicht von großem Werte sein wird." Ali-Jussuf, der Geizhals, zögerte anfangs mit seiner Zustimmung, da er auch das Kästchen gerne gehabt hätte, doch endlich gab er den Bitten Kassims nach.

So verließen die drei Brüder das vereinsamte Haus, und jeder ging sein Glück auf eigene Faust zu versuchen.

Ali-Haitam kaufte sich ein Stück Musselin, faltete einen Dulbend daraus, nähte den Lapis Lazuli hinein und schlang das Band um seinen Turban. Dann begab er sich auf den Bazar hinaus und wartete darauf, daß ihn die Weisheit überkommen würde. Und siehe da! Des Steines Kraft bewährte sich, es gab nichts mehr, das seinem Scharfsinn verborgen geblieben wäre. Er vermochte jetzt aller Dinge Ursprung zu erkennen, und seine Augen verstanden durch fünffüßige Mauern zu schauen. Er kam am Palaste des Kalifen vorüber, da ward ihm offenbar, daß in den Gewölben des Kellers 7000 Säckel gemünzten Goldes lagen, und daß die Tochter des Kalifen das schönste Weib im ganzen Morgenlande war.

Und ein Gedanke tauchte in ihm auf, der ihn schwindeln machte. „Wie wäre es," sprach er bei sich selber, „wenn ich meine Weisheit in den Dienst des Kalifen stellte, sein oberster Rat würde und schließlich die schöne Fatime heiratete?" Aber mit diesem Gedanken überkam ihn auch das Bedürfnis, dem erstaunten Volke einige Proben seiner Weisheit abzulegen.

Er eilte nach dem Bazar zurück, stellte sich auf die oberste Stufe am Portale der Moschee und rief: „Ihr Leute von Bagdad, ihr glaubt, daß die Sonne auf und unter gehe, denn ihr seid unwissende Thoren und Söhne von Thörinnen! Höret nun, was ich euch verkünde, die Sonne steht fest, aber die Erde bewegt sich!"

Er wollte noch weiter reden, jedoch das Lärmen der Umstehenden unterbrach ihn.

„Ali-Haitam ist verrückt geworden!" schrieen sie, „höret nur, welchen Unsinn er schwatzt!" „Auf! laßt uns ihn mit dem Kopf unter das Löwenmaul am Brunnen halten, damit er wieder zur Besinnung kommt!" riefen andere, und einer, ein Obsthändler, nahm eine Orange und brüllte: „Ali-Haitam hat Recht! So wenig sich diese Orange hier bewegt, so wenig bewegt sich die Sonne!" Mit diesen Worten schleuderte er die Frucht nach dem Philosophen auf der Moscheetreppe. Das saftige Geschoß riß dem Bestürzten den Turban vom Haupte, er bückte sich danach, aber vergebens. Mit schnellen Sprüngen mußte der Arme seinem Hause zueilen, da der Wurf des Obsthändlers das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff gewesen war. Schnaufend und beschmutzt erreichte er seine Gasse, tief bekümmert um den Verlust des kostbaren Steines und wütend über die Dummheit des Volkes, das für die einfachsten Lehren der Weisheit so wenig Verständnis hegte.

Der zweite der Brüder ging etwas vorsichtiger zu Werke. Da er fast nie aus der engen Straße an der goldenen Brücke herausgekommen war, so konnte er sich auch nicht sofort auf etwas besonders Kostbares, das er sich hätte wünschen können, besinnen; er besuchte daher den Bazar und erkundigte sich überall, wo er etwas Schönes sah, nach dem Werte. Endlich fand er einen Gegenstand, der wegen seines hohen Preises Eindruck auf ihn machte. Es war ein türkischer Säbel, den ein kunstreicher Juwelier an Scheide und Griff über und über mit Brillanten besetzt hatte. Der Händler forderte 15000 Golddenare dafür, und die Umstehenden betrachteten staunenden Auges den Mann, der nach solchen Kostbarkeiten Gelüste hegen durfte. Grade als Ali-Jussuf den herrlichen Säbel prüfend in der Hand wog, wurde unter dem Zusammenströmen des Volkes eine Sänfte vorüber getragen. Er wandte sich um und erblickte hinter den durchsichtigen Vorhängen derselben ein Mädchen von wunderbarer Schönheit. Als er vernahm, daß es die Tochter des Kalifen sei, erwachte das Verlangen in ihm, dies unvergleichliche Weib zu besitzen, und es schien ihm nicht unwahrscheinlich, daß der Kalif einem Manne von solchem Ansehen, wie er es als Besitzer des Zauberdiamanten genoß, seine Tochter zum Weibe geben würde. Er beschloß daher, die Waffe zu kaufen und mit derselben geschmückt gleich am andern Tage den Kalifen zu besuchen.

„Ich komme morgen, in aller Frühe wieder," sagte er zu dem Händler, „ich habe jetzt grade nicht genügend Geld bei mir, aber noch heute Abend werde ich mir die Summe verschaffen. Übrigens," fügte er prahlerisch hinzu, „hatte ich geglaubt, dieser Säbel würde teurer sein!"

Dann wandte er sich und ging nach Hause. Dort sattelte er seinen mageren Esel und hing zu beiden Seiten desselben große Tragkörbe.

Als es zu dämmern begann, trieb er das Tier leise aus dem Hofe und wanderte, dasselbe am Zaume führend, in die Wüste hinaus. Vielleicht eine Stunde lang schritt er dahin und sah sich in Gedanken schon im Besitze all' der Herrlichkeiten, die ihm der Zauberstein verschaffen sollte. Er bemerkte nicht, daß ihm in einiger Entfernung drei dunkle Gestalten folgten, die ihn seit seinem Besuche beim Waffenhändler nicht aus den Augen verloren hatten. Er machte bei einer Gruppe verkrüppelter Palmen Halt, breitete ein großes Tuch auf die Erde und begann den Diamant mit zitternden Fingern zu reiben. Dabei sprach er: „Geist des Steines! Verschaffe mir jetzt auf der Stelle zwanzig Säckel gemünzten Goldes!" Dann wartete er einen Augenblick und lauschte in die Dunkelheit hinaus, da er Geflüster vernommen zu haben glaubte. Als aber alles still blieb, wiederholte er seinen Wunsch zum

zweiten und dritten Male. Da hörte er ein Geräusch wie vom Fallen schwerer weicher Körper, und als er sich bückte, fand er zwanzig wohlgefüllte Säckel. Er öffnete eins und griff hinein. Und, wahrhaftig! es war richtiges Gold in schönen neugeprägten Stücken darin. Mit fieberhafter Hast lud er die Säcke auf des Esels Rücken und schickte sich zum Heimwege an. Da vernahm er wieder jenes sonderbare Geflüster, aber diesmal in seiner nächsten Nähe. Er blieb stehen und spähte mit angehaltenem Atem in die Nacht. Da fühlte er sich plötzlich von kräftigen Fäusten gepackt und zu Boden geworfen und sah, wie eine Gestalt sich des Esels bemächtigte. Zwei Männer mit geschwärzten Gesichtern rissen ihm Turban und Kaftan ab und ließen ihn halbnackt am Wege liegen, nachdem sie ihm geboten hatten, über diesen Überfall bei Vermeidung ihrer Rache tiefes Schweigen zu bewahren. Zitternd vor Schrecken und Wut sah er die Räuber mit seinem Esel in der Richtung nach dem Gebirge verschwinden. Was ihn am meisten schmerzte, war der Verlust des Diamanten, den er in seinem Kaftane verborgen getragen hatte. So erreichte er sein Haus und hielt sich dort Wochen lang versteckt, da er sich schämte auf den Straßen und dem Bazare zu erscheinen.

Nur einmal, als er abends auf der goldenen Brücke saß und sein Netz in den Tigris warf, um sich ein kärgliches Mahl zu verschaffen, kam der Waffenhändler an ihm vorüber.

„Nun, Ali-Jussuf,“ sprach er, „wann holt Ihr Euch den Säbel?“

Aber Säbel und Prinzessin waren für ihn auf immer verscherzt.

Indessen nun die beiden ältesten Brüder den Verlust ihrer Schätze betrauerten, saß Abdul-Kassim, der jüngste, daheim in seinem kleinen Hause bei den Gärten, dachte mit herzlicher Betrübnis an seinen Vater und überlegte, was er jetzt selbst anfangen solle, um sich seinen täglichen Unterhalt zu verdienen. Vor ihm auf einem Tabouret stand das Kästchen von Eisen, das, so oft er es ansah, des Verstorbenen Bildnis vor seinen Augen aufsteigen ließ. Da klopfte es an der Pforte, und als er geöffnet hatte, trat Micha ben Jahzeel, der Jude, ein, bei dem er vor etlichen Monaten Geld geliehen hatte. Micha machte ein ernstes Gesicht und sprach: „Abdul-Kassim, die Zeiten sind schlimm, und bar Geld wird immer rarer. Du weißt, daß ich dir zehn Golddenare geliehen habe, und ich komme jetzt zu fragen —“ sein Blick fiel auf das Kästchen, da stutzte er, doch er faßte sich schnell und fuhr fort: „ich komme dir zu sagen, daß ich das Geld für die nächste Zeit noch nicht brauche. Wenn es dir also beliebt, so magst du die Summe, die ja kaum der Rede wert ist, behalten, vielleicht noch etliche Monate oder, wenn es dir angenehm ist, noch etliche Jahre. Ich wollte dir nur sagen, daß du dir nicht Sorge zu machen brauchst wegen des Zurückgebens. Das hat durchaus keine Eile!“ Dann machte er seinem Schuldner einige tiefe Verbeugungen und ging von dannen. Abdul-Kassim wunderte sich über das veränderte Wesen des Juden, als er aber daran dachte, mit welchen Blicken dieser das Kästchen betrachtet hatte, mußte er lächeln.

Am selben Abend kam auch sein Nachbar, der Kleiderhändler, der ihn seit Jahren nicht besucht hatte. „Lieber Freund,“ sprach er und legte ein Bündel vor Kassim auf den Boden, „ich komme mich zu entschuldigen, daß neulich mein scheu gewordenes Pferd Euern Kaftan mit Schlamm bespritzte. Allein Ihr wißt, es ist ein junges Tier und noch nicht ordentlich zugeritten. Ich hoffe, Ihr werdet mir jenes Ungeschick nicht übel nehmen. Hier bringe ich Euch einen Ersatz für euern verdorbenen Kaftan; hoffentlich gefällt er Euch.“ Dann entfernte er sich. Der junge Mann vermochte sich nicht zu entsinnen, jemals von dem Rosse seines Nachbars beschmutzt worden zu sein, noch weniger konnte er sich erklären, wie dieser, der sonst als Geizhals bekannt war, sich dazu entschlossen hatte, ihm ein so kostbar gesticktes Gewand zum Geschenk zu machen.

Am andern Morgen, als er gerade das neue Kleid angelegt hatte, erschien ein entfernter Verwandter von ihm, der ein prächtig gezäumtes und gesatteltes Pferd brachte. „Lieber Vetter,“ sprach er — früher hatte er ihn niemals gegrüßt — „dein Aussehen macht mir Sorge. Ich befürchtete, du möchtest dich dem Kummer um deinen verstorbenen Vater allzu sehr hingeben, und so würde ich mich freuen, wenn ich zu deiner Aufheiterung ein klein wenig beitragen könnte. Deshalb bringe ich dir dieses Pferd, das in meinem Stalle überzählig war. Thu mir

den Gefallen und nimm dieses kleine Geschenk an!"

Abdul-Kassim wollte danken, allein der Vetter war schon von dannen. Da stand er nun und hielt den herrlichen Renner am Zaume. Als er das schöne Tier so betrachtete, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, dasselbe einmal zu besteigen. Er schwang sich in den Sattel und ritt durch die Stadt. Alle Leute grüßten ihn, und wenn er vorüber war, blieb manch einer stehen und sprach: „Sagt' ich's nicht? Abdul-Kassim war immer der Lieblingssohn des alten Kalaf, er ist auch der Erbe des Wunderkästchens!"

Am anderen Tage in der Frühstunde, als der Barbier sein Messer schliff und sich anschickte, dem Kalifen den Bart abzuschaben, sprach dieser: „Sag, Hormos, wovon reden denn jetzt meine getreuen Unterthanen?" Der Barbier verneigte sich bis auf den Boden und entgegnete: „Wovon sollten sie sich unterhalten, o Beherrscher der Gläubigen, wenn nicht von Eurer Güte und Weisheit?"

„Von deiner Dummheit, du Sohn einer Eselin!" brauste der Kalif auf, dem die ewigen Schmeicheleien des Barbiers mißfielen. „Du sollst mir sagen, worüber die Leute sprechen!"

„Nun," begann Hormos zögernd, „sie reden von dem Glücke Eures Knechtes Abdul-Kassim, den sie den weisesten und reichsten Eurer Unterthanen nennen."

„Abdul-Kassim? Den kenne ich ja nicht einmal dem Namen nach," versetzte der Kalif.

„Es ist der Sohn und Erbe Kalafs," fuhr der Barbier mutiger fort, „desselben Kalafs, den Schah Schadschâ einst mit dem Wunderkästchen belohnte."

Alsdann erzählte er ausführlich, wie es sich mit den Steinen verhielt. Der Kalif hörte aufmerksam zu, dann entließ er den Barbier und sandte einen Läufer zum Großwesir mit der Weisung, daß dieser sogleich vor ihm erscheinen solle. Der Wesir kam und bestätigte die Aussagen des Barbiers. „Abdul-Kassim," sagte er, „weiß alles, was sich seit Erschaffung der Welt auf der ganzen Erde zugetragen hat, und wenn er irgend einen Wunsch hegt, so braucht er, um ihn erfüllt zu sehen, nur den Diamanten zu reiben und dabei auszusprechen, was er haben will."

Der Kalif wurde ernst. „Glaubst du nicht auch, Wesir, daß dieser Mann, wenn er nur wollte, mich des Thrones berauben könnte? Mir scheint es gut, dieses Menschen Freundschaft zu suchen. Wie wäre es, wenn ich ihm einen Palast schenkte und ihn zum Gemahle meiner Tochter erhöbe?"

Der Großwesir fand den Vorschlag seines Gebieters zweckmäßig und unternahm es selbst, dem staunenden Abdul-Kassim die Mitteilung zu überbringen, daß der Beherrscher der Gläubigen ihm einen Palast zum Geschenke mache und seinen Besuch erwarte.

Noch am selben Abend lud der neue Günstling des Kalifen seine wenigen Habseligkeiten auf das Roß, nahm das eiserne Kästchen unter den Arm und zog unter dem Jubel des Volkes in den Palast ein. Eine Schar von Negern empfing ihn und warf sich vor ihm zu Boden. Dann führte ihn ein besonders reich gekleideter Sklave in einen Saal, wo ein köstliches Mahl seiner harrte. Abdul-Kassim ließ sich's schmecken, noch nie in seinem Leben hatte er so herrlich gespeist. Aber er vergaß auch nicht Allah für seine Güte zu danken. Am anderen Morgen kleidete er sich aufs Beste an, schnallte den prächtigen Säbel um, den er im Prunksaal des Palastes gefunden hatte, und ritt, von den Mohren begleitet, zum Kalifen.

Der Beherrscher der Gläubigen saß auf dem Throne und wartete bereits auf die Ankunft seines Unterthanen. Als dieser eintrat und sich vor dem Gebieter in den Staub werfen wollte, schritt der Kalif die drei Stufen des Thrones hinab und ergriff des Jünglings Hand.

„Bist du Abdul-Kassim," sprach er, „der Sohn Kalafs, des Kaufmanns, der bei der goldenen Brücke wohnte?"

„Der bin ich, Kalif," entgegnete jener, „nun aber gestattet mir, Euch meinen Dank für den herrlichen Palast auszusprechen, mit dem Ihr Euern niedrigsten Knecht beschenkt habt!" Er wollte dem Kalifen den Saum des Gewandes küssen.

„Ich habe viel Gutes über dich vernommen," fuhr der Kalif fort, nachdem er seinem Gefolge geboten hatte, sich zu entfernen, „und möchte dich bitten, mir einmal die wunderbaren Edelsteine zu zeigen, die dir zu solcher Macht und Weisheit verholfen haben."

„Von welchen Edelsteinen redet Ihr, Herr der Welt?“ fragte Abdul-Kassim erstaunt.

„Nun,“ entgegnete der Kalif lächelnd, „welche Steine sollte ich anders meinen, als jene Kleinode, die du von deinem Vater geerbt hast?“

Der junge Mann stutzte. Sollte auch der Kalif ihn für den Besitzer der Zaubersteine halten? Ohne Umschweife gestand er nun, daß er, um Familienzwistigkeiten zu vermeiden, bei der Teilung freiwillig zurückgetreten sei und die Edelsteine seinen Brüdern überlassen habe.

„Aber,“ hob jener wieder an, „Micha ben Jahzeel, der Jude, hat doch das Kästchen in deinem Hause gesehen!“

„Das Kästchen mag er gesehen haben,“ erwiderte Abdul-Kassim, „ich erbat es mir von den Brüdern, damit ich ein Andenken an meinen teuren Vater hätte.“

Der Kalif schien noch immer Zweifel zu hegen. Er sandte einen Sklaven nach Abdul-Kassims Palast, der das Kästchen holen sollte. Der Bote kehrte mit demselben zurück, reichte es dem Kalifen und entfernte sich wieder. Dieser öffnete den Deckel und blickte hinein. Das Kästchen war in der That leer! Da fiel sein Blick auf die Inschrift.

Wohl dem, der jenes Kleinod hegt,
Das auch vor Allah hat Bestand,
Ihm zollt dereinst das Morgenland
Soweit der Palmbaum Datteln trägt!

Er las die Strophe und blickte den Jüngling an. „Abdul-Kassim,“ sprach er, „du trägst Edelsteine im Busen, die köstlicher sind als alle Schätze der Welt! Aus Liebe zu deinen Brüdern hast du auf jene beiden Kleinode verzichtet, und als treuer Sohn hast du dies unscheinbare Kästchen zur Erinnerung an deinen Vater aufbewahrt. Aber Allah hat dich auch sichtlich für deine Tugenden gesegnet und hat dir eben durch dies schlichte Kästchen aus Eisen zu Ansehen, Macht und Reichtum verholfen. Da darf auch ich nicht zurückstehen. Ich will dir das Köstlichste geben, worüber ich verfüge — die Hand meiner einzigen Tochter!“

Er ließ den Oberaufseher des Harems rufen und gebot ihm, Fatime in den Thronsaal zu führen. Das Mädchen hatte die ganze Nacht über geweint, denn sie hatte bereits vernommen, daß sie einem fremden Manne verheiratet werden solle. Vor diesem Schicksale graute ihr, denn als das einzige Kind des Kalifen war sie in jeder Beziehung verwöhnt worden und konnte sich in den Gedanken, den väterlichen Palast verlassen zu müssen, nicht finden. Gesenkten Hauptes kam sie in den Saal und warf sich dem Vater schluchzend in die Arme.

Abdul-Kassim, der vor Staunen über die Worte des Kalifen bis jetzt sprachlos gewesen war, vermochte einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, als er das herrliche Mädchen sah. Sie erschien ihm noch hundertmal schöner, als man sie je in Bagdad geschildert hatte.

Bei allem Kummer hatte Fatime die weibliche Neugier nicht verlassen, und als sie die Stimme des jungen Mannes vernahm, konnte sie sich doch nicht enthalten, über des Vaters Schulter hinweg einen Blick auf ihn zu werfen. Der erste Eindruck, den er auf sie machte, schien kein ungünstiger zu sein, sie schien einzusehen, daß der schmucke Jüngling, wie er so auf seinen Säbel gestützt dastand, keine üble Erscheinung sei, und so bemühte sie sich das Schluchzen allmählich zu unterdrücken. Ja, sie richtete sich sogar auf und ergriff des Kalifen Hand. „Vater,“ sprach sie, „thu mit mir, was dir gut scheint; nicht umsonst nennen dich deine Unterthanen den ‚Weisen!‘“

So ward dann Fatime mit Abdul-Kassim vermählt. Aber weder sie noch irgend ein anderer erfuhr, daß das eiserne Kästchen, mit welchem ihres jungen Gemahls Glück und Ansehen verknüpft zu sein schien, leer war. Denn der Kalif hatte dem Schwiegersohne geraten, tiefes Schweigen über den Verbleib der Steine zu bewahren.

Im fünften Jahre, nachdem Fatime Abdul-Kassims Gemahlin geworden war, beschloß der Kalif, der schon die Beschwerden des Alters nahen fühlte, sich ganz auf sein Schloß am Bachri-Nedschef-See zurückzuziehen, wo er sich alljährlich im Herbste aufhielt, um seinem Lieblingsvergnügen, der Reiherbeize, nachzugehen. Er entsagte daher zu gunsten seines Schwiegersohnes dem Throne und verließ die Stadt.

Zwanzig Tage lang wurde das Fest der Thronbesteigung des neuen Herrschers gefeiert, und wer von Erzerum bis Maskat Zeit hatte, der zog nach Bagdad, um seine Augen an all' der Pracht zu weiden. Am zehnten Tage sollte die Huldigung der Städte und der Empfang der fremden Gesandten




„Vater," sprach sie, „thu mit mir, was dir gut scheint!"

stattfinden, und an diesem Tage wurden im Palaste und auf dem Platze vor der großen Moschee alle Fremden, von den Fürsten Persiens bis zu den indischen Gauklern, aufs herrlichste gespeist. Auch die Bettler des Landes hatten sich eingefunden und lagerten auf der marmornen Treppe, die zu dem großen Portale des Kalifenschlosses emporführte. Die Vorhalle war zum Thronsaale hergerichtet worden, und von den Großen des Reiches umgeben, saß Abdul-Kassim auf dem Throne. Ein weißes, perlenbesticktes Gewand umhüllte seine schlanke Gestalt, ein weißer Turban, an dem ein Halbmond aus Diamanten glänzte, bedeckte sein Haupt, und auf seinen Knieen lag das uralte heilige Schwert der Kalifen von Bagdad. Neger fächelten ihm mit gewaltigen Fächern aus Straußenfedern Kühlung zu, und Knaben aus Tschigil, die schönsten ihres Stammes, bestreuten den Boden mit Rosen.

Da verkündeten Trompetenstöße die Ankunft der Gesandten des Scheich-el-Beled von Kairo. Sie trugen gelbe Gewänder und auf dem Haupte lange, spitze Mützen mit



„Bei Allah!“ rief er, „Ali-Haitam und Ali-Jussuf, wie kommt ihr in dieser Tracht hierher?“

einem Busche von Flamingofedern. Ein kurzes Schwert hing ihnen am Gürtel. Sie warfen sich vor Abdul-Kassim nieder und überreichten das Geschenk ihres Herrn, die Nachbildung einer Pyramide aus purem Golde. Ihnen folgten die Gesandten Arabiens. Sie brachten drei weiße Hengste, deren Stammbaum sich vierhundert Jahre zurückführen ließ, und einen Schmuck von haselnußgroßen Perlen. Den großen Gestalten der Araber folgten winzige Männer im Festkleide von Hamsterfellen, den Bogen über die Schulter gehängt. Es waren die Gesandten eines Fürsten in der kirgisischen Steppe, sie brachten Platten von Malachit, daneben ein Bündel vergifteter Pfeile und

zehn auserlesene Jagdfalken, zum Gazellenfang abgerichtet. Dann kamen Perser mit Krügen voll Rosenöl und kostbaren Teppichen und die Abgesandten eines indischen Fürsten, die eine ganze Schale vollstrahlender Diamanten überreichten. Als diese vorüber waren, erschienen drei Mohren aus dem Herzen Afrikas, in grüne Kaftane gehüllt und purpurne Turbane auf dem kurzen schwarzen Haar. Ihr Geschenk war ein Elefant, der eine ganze Last von Elfenbein und Straußenfedern trug.

Der Kalif erhob sich und schritt bis zur Treppe vor, um das gewaltige Tier in Augenschein zu nehmen. Da ließ er den Blick über die Gestalten der Bettler schweifen und gebot dem zweiten Schatzmeister, einige Säckel Goldes unter dieselben zu verteilen. Dann wollte er in die Halle zurücktreten, doch er wandte sich noch einmal um, denn ihm war, als ob ihm einer der Bettler bekannt vorgekommen wäre. Da erhoben sich plötzlich zwei aus der Schar, warfen die Schildkrötenschale, die sie nach Art der bettelnden Derwische an einem Tragbande um die Schulter gehängt hatten, von sich und stürzten dem Kalifen zu Füßen. Diener, welche bei diesem Auftritte hinzugeeilt waren, wollten sie zurückstoßen, doch Abdul-Kassim gebot den vor ihm Liegenden sich zu erheben und blickte ihnen ins Antlitz. Plötzlich fuhr er zurück. Er hatte seine Brüder erkannt.

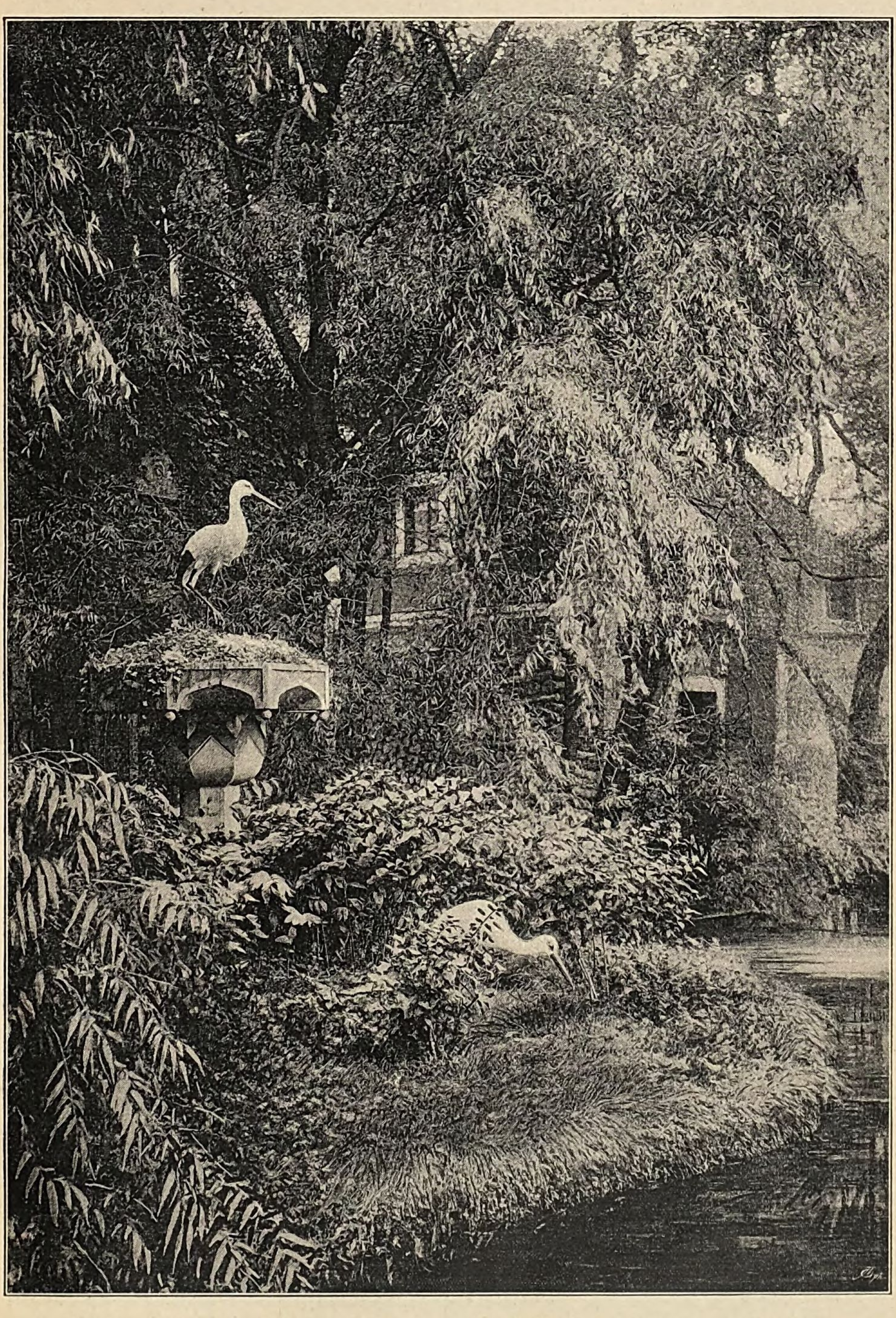
„Bei Allah!" rief er, „Ali-Haitam und Ali-Jussuf, wie kommt ihr in dieser Tracht hierher? Hörtet ihr nicht, daß euer Bruder der Herr dieses Landes geworden ist? Und wenn ihr in Not waret, wußtet ihr nicht, an wen ihr euch zu wenden hattet? Aber so sollt ihr nicht länger einhergehen, ihr sollt euch kleiden, wie es den Brüdern des Kalifen geziemt!"

Er erteilte einigen Dienern Befehle und führte sodann die Brüder in ein Gemach, wohin der Lärm des Festes nicht dringen konnte. Dort bat er sie, sich auf dem Diwan niederzulassen und ließ sich von ihnen erzählen, welches Unglück sie mit den Steinen gehabt hatten, und wie sie von Stufe zu Stufe gesunken waren.

„Ich will euch helfen," sprach er ernst, „aber nehmet vorher eine Lehre an, damit ihr nicht wieder in eure Fehler zurückfallet! Du, Ali-Haitam, der du die Weisheit liebst, merke, daß sie ein kostbar Gut ist, welches man nicht auf dem Bazar verschleudern darf. Sie ist eine Münze, die nur bei den Weisen gilt, und thöricht ist's, mit Weisheit Thoren bewirten zu wollen! Darum, wenn du Weisheit besitzest, behüte sie wohl, damit du sie nicht verlierest, wie einst den Lapis Lazuli! Doch jetzt laß uns von etwas anderem reden. Mein alter Großwesir hat mich um seinen Abschied gebeten; er sei ihm bewilligt, wenn du seine Stelle einnehmen willst. Wohlan denn, als Bettler hast du dieses Gemach betreten, Ali-Haitam, verlasse es als Großwesir!"

Dann wandte er sich an den andern Bruder. „Du, Ali-Jussuf," sprach er, „hast immer dein Verlangen auf die Schätze der Welt gerichtet und das Bessere darüber vergessen. Diese Begier ist dein Verderben geworden. Wer aber klug ist, der hängt sein Herz nicht an Gold und Silber, dann wird er auch nicht unglücklich werden, wenn das Geschick ihm solche Güter raubt. Nun, die fünf Jahre, die du in Armut zugebracht hast, werden deinen Sinn geläutert haben, sei fortan klüger, dann wird es dir wohl gehen! An meinem Hofe ist das Amt eines ersten Schatzmeisters frei geworden, denn gestern habe ich Mehmed-Issil hängen lassen, weil er die Einkünfte des Brückenzolles veruntreut hatte. Willst du fortan mein Schatzmeister sein, so soll's mich freuen! Wohlan denn, Ali-Jussuf, als Bettler, der die Kupfermünze ehren gelernt, ließest du dich nieder, erhebe dich als Gebieter über die Schätze meines Reiches!"

So war der Spruch des Kästchens in Erfüllung gegangen. Abdul-Kassim, den seine Unterthanen „den Glücklichen" nannten, regierte viele, viele Jahre über Bagdad, nächst Harun-Al-Raschid der Beste und Gerechteste von allen, die den Thron der Kalifen bestiegen. Aber auch seinen Brüdern ging es fortan wohl, denn Allah hatte ihren Sinn erleuchtet und ihnen nach langen Jahren des Elends und der Thorheit Einlaß gewährt in die Gärten der Erkenntnis und des Glücks. Allahs Name sei gelobt!



Störche am Weiher. Nach einer photographischen Aufnahme von Graf V. Zedtwitz-Liebenstein.



# Miniaturlandschafts-Silhouetten.

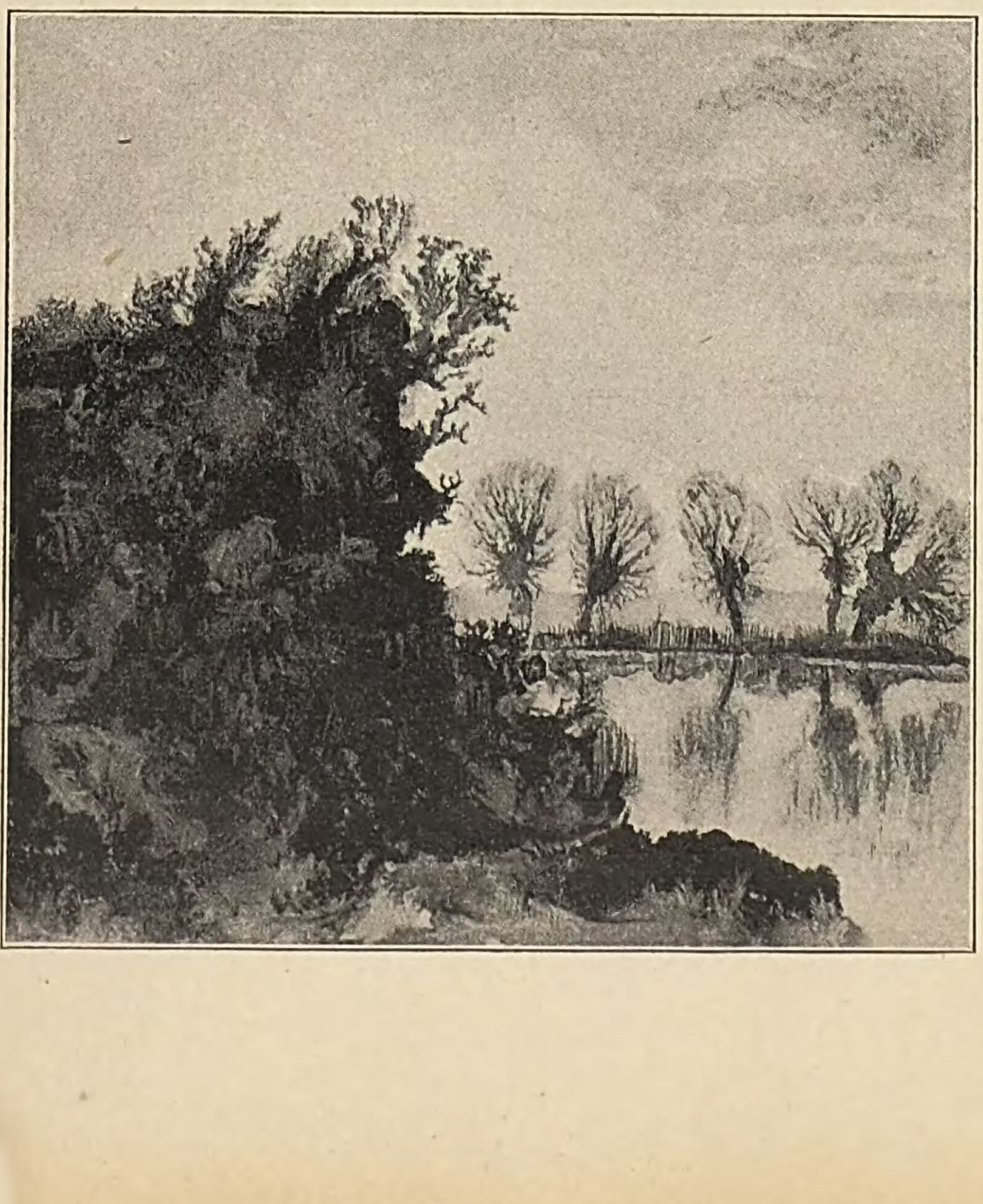
Text und Bilder von

**R. Raudner.**

(Abdruck verboten.)

Ich beobachtete, wie sich Eisblumen an der Fensterscheibe bildeten; sie setzten immer nach bestimmtem Gesetze ihre Naturformen in gleicher Weise krystallisierend an, nur immer mit neuen Variationen. Da kam ich auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, irgendwie ähnliche Formen durch Farbe oder Tusche auf Papier nach ähnlichem Prinzipe festhalten zu können. Nach vielen Versuchen kam ich endlich auf ein höchst einfaches Verfahren, kleine reizende Bildchen herzustellen, die sofort jeder machen kann.

Ich entdeckte nämlich eine Art Papier, welches eine Oberfläche besitzt, auf der flüssige schwarze Tusche bei besonderer Behandlung nach allen Richtungen hin ausläuft und zuletzt, als feines Geäst sich gleichsam krystallisierend, stehen bleibt. In Wirklichkeit aber läuft die Tusche nämlich in die Fasern des Papieres. Diese faserigen Furchen sind so geartet, daß sie dem Organismus der Pflanzen- und Baumformen ähnlich sehen, und meine Freude war groß, als ich nicht bloß die Blattformen der Eisblumen, sondern gleich ganze Baumpartieen und Landschaftsbilder hervorbringen konnte.



Allerdings bildet sich die Zeichnung immer nur in einer bestimmt beschränkten Größe, wie es eben nur die Beschaffenheit der Oberfläche dieses Papieres zuläßt.*) Diese Beschäftigung ist sehr unterhaltend, denn man wird bald wahrnehmen, daß sich jedesmal etwas Neues bildet, ohne daß man eigentlich

*) Maler R. Raudner in Schleißheim (Bayern) erklärt sich bereit, gegen Einsendung von 2 Mk. Interessenten eine zu Versuchen ausreichende Anzahl Bogen zu schicken, deren abgestempelte Seite zu benutzen sein wird.

selbst viel dazu beiträgt; es werden die wunderlichsten Formen zum Vorschein kommen, die dem Auge stets Interessantes bieten, weil man ja vorher niemals weiß, was da eigentlich entstehen wird. Darin liegt der Reiz in dieser Arbeit. Niemand ist daher im stande, solch eine Zeichnung noch einmal zu machen. Aus diesem Grunde wird jedes Bild nur einmal auf der Welt existieren. Wie aber oben schon angedeutet wurde, hat nicht jede Papiersorte die Eigenschaft, bestimmte Formen zu erzeugen. Diejenige, welche ich nun fand, bringt Details hervor, die, mit der Lupe betrachtet, unendlich fein erscheinen.

spät, d. h. wenn es schon zu trocken ist, so wird die Tusche nur als Klex mit rundem Rande stehen bleiben ohne jene Ausläuferformen. Hieraus ist zu ersehen, daß, wenn man den richtigen Moment der Papierfeuchtigkeit getroffen hat, solch ein Bildchen blitzartig schnell hervorgezaubert werden kann.

Außerdem dürfte von Wichtigkeit sein zu beobachten, daß man das Papier nur einmal anfeuchten darf, denn ist dasselbe einmal trocken geworden, so hat es seine Eigenart verloren. Beim zweitenmale wird man stets bemerken, daß die Tusche nicht mehr mit Erfolg arbeitet.

Merkwürdigerweise sind manche Stellen




## Die Technik.

Man nimmt einen Schwamm, taucht denselben in reines Wasser, am besten destilliertes, und benetzt das Papier derart, daß es tüchtig naß ist; sodann läßt man einen Pinsel mit flüssiger französischer Tusche, wie man solche fertig in Fläschchen bekommt, ordentlich vollsaugen. Den Pinsel setzt man dann senkrecht mit der Spitze auf das Papier, sodaß ein Klex entsteht; derselbe läuft sofort nach verschiedenen Richtungen aus, und seine Ausläufer endigen schließlich in feinem Geäste. Dieses Verfahren gelingt aber nur dann, wenn das Papier ein wenig aufgetrocknet ist, was in ganz kurzer Zeit nach dem Anfeuchten geschehen ist.

Bringt man den Pinsel zu früh auf die Papierfläche, so bildet der Tuschklex keine Formen — er verläuft ins Unbestimmte; berührt man aber das Papier zu

ganz unempfänglich, denn es entsteht trotz sorgfältiger Behandlung absolut nichts von Belang. Die Verschiedenartigkeit der entstehenden Formen hängt vielfach von dem Stückchen Papierfläche ab, mit welcher man zu experimentieren gedenkt. Sehr interessant ist es, wenn sich zufällig hie und da förmliche Wasserstraßen auf dem Papiere bilden; diesen läuft dann die Tusche nach und es wachsen auf diese Weise oftmals höchst originelle Ausläufer von allerhand kuriosem Geäste.

Setzt man z. B. sehr schnell die Spitze des Pinsels mehrmals nebeneinander auf das Papier, so wird man staunen, mit welcher Geschwindigkeit Buschwerk, eine Allee u. s. w. sich bildet.

Auf diese einfache Art, welche jeder, der gar nicht zeichnen gelernt hat, sich leicht aneignen kann, ist es möglich, in wenigen Minuten reizende Baumsilhouetten

entstehen zu lassen, welche den Eindruck machen, als stünden dieselben tieftonig gegen die Luft, wie sich dies hauptsächlich des Abends in der Natur zeigt. Freilich gehört zur Herstellung der Bilder immerhin ein wenig Phantasie, um aus plötzlich entstehenden Zufälligkeiten das geeignete Motiv zu erkennen und diese Stelle richtig begrenzt auszuschneiden. Während dieser Platz auf dem Papiere noch naß ist, tuscht man schnell, da wo sich eine Art Motiv bildet, ein Terrain davor und das Bild ist fertig. Streicht man nun noch, nachdem das Bildchen gut trocken geworden ist, einen Abendhimmel hinter die Bäume, so wird das Ganze bildartig und ziemlich wahr wirken. In den meisten Fällen genügt schon ein leiser Ton von Terra di Siena.



Damit nun die gleichmäßige Schwärze im Bilde ein wenig unterdrückt wird, kann auch der Vordergrund mit einem dunklen Grün oder Sepia überlegt werden. Diese Bildchen werden in Karton gefaßt auf einer kleinen Staffelei, wie man letztere gerne auf Kommoden oder Tischchen aufstellt, jedem Beschauer, der gute Augen hat, viel Vergnügen bereiten, und da die Entstehung so rasch vor sich geht, wird man in die Lage versetzt, sich bald eine ganze Sammlung derartiger Bildchen anlegen zu können.

## Eine Nike.



O, sie war schön im flatternden Gewand,
Beschwingt die Schulter, auf der jungen Lippe
Ein Evoe, den Lorbeer in der Hand,
Begrüßte sie den Schiffer von der Klippe.

Gebrochen ist ihr Flügel und der Kranz
Entsunken ihren Händen, doch umwoben
Hab' ich sie oft mit alter Schöne Glanz,
Zum hellen Siegesruf das Haupt erhoben.

Und meine Seele, die zu Boden lag,
Begann ein leises Evoe zu singen:
Ob auch der Jugend erster Fittich brach,
Empor zum Licht, dir wachsen neue Schwingen!

J. Bertha Semmig.





Die Rose der Provence. Nach dem Gemälde von Ph. H. Calderon.
Mit Genehmigung der photogr. Gesellschaft in Berlin.



# Moderne Geschmeide.

Von
**Hanns von Zobeltitz.**



Das Laienauge kann in den Auslagen unserer großen Juweliere auf den ersten Blick zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die eine stellt den Edelstein obenan und betrachtet die Fassung nur als ein Mittel, die Kostbarkeit, das Feuer der funkelnden Juwelen in günstigster Weise zur Geltung zu bringen; die zweite sucht die Form des ganzen Schmuckstückes, seine künstlerische Ausgestaltung durch alle Hilfsmittel der Goldschmiedekunst, durch Anwendung farbiger Emails und bunter Steine zu bereichern und zu verschönern. Für jene tritt mehr der Wert des Objektes, für diese der geläuterte Geschmack in den Vordergrund, womit nicht gesagt werden soll, daß nicht auch die Juwelenarbeit im engeren Sinn nach künstlerischen Grundsätzen erfolgen und künstlerische Forderungen befriedigen kann.

Die besondere, starke Betonung der kostbaren Steine im Schmuck ist eine verhältnismäßig moderne Erscheinung. Der hohen Blüte der Goldschmiedekunst im Zeitalter der Renaissance lag sie fern, aber sie knüpft doch, zeitlich gerechnet, an sie an. Der Kardinal Mazarin, ein großer Verehrer von Edelsteinen, soll sie angeregt haben. Er war es, der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die altberühmten holländischen Steinschleifer anregte, Versuche mit dem Brillantschliff anzustellen, durch den dann erst die wundervollen Eigenschaften des Diamanten zur vollen Geltung kamen. Fast gleichzeitig waren auch die äußerst ergiebigen Edelsteinfelder von Golkonda entdeckt worden, und es gelangte eine überraschende Fülle schöner Diamanten auf den Weltmarkt, die der neuen Geschmacksrichtung wesentlichen Vorschub leistete. Ohne Zweifel haben in der Jetztzeit die reichen Diamantfunde in Südafrika eine ähnliche Wirkung gehabt, aber die bisweilen übermäßige Verwendung von Juwelen entspricht wohl überhaupt einer Neigung nnserer Tage, sie entspricht der starken Kapitalansammlung in den Händen einzelner, sie soll diesen endlich auch für geschäftliche Rückschläge ein festangelegtes Kapital bewahren helfen. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß sich mancher reiche Kaufmann, der seiner Gattin einen Brillantschmuck kauft, von dem Juwelier zugleich einen Schein ausstellen läßt, durch den dieser sich zu jeder Stunde zur Zurücknahme des



Abb. 2. Ring im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin. 1/4 vergrößert.

Schmuckes nach Abzug gewisser Prozente verpflichtet. Wie einst im Mittelalter die Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse dazu führte, daß die Großen mit Vorliebe einen leichtbeweglichen Hausschatz an Goldschmuck und Silbergerät ansammelten, der in Tagen des Unglücks ohne Schwierigkeiten verborgen, aber auch verwertet werden konnte, so drängt der heute oft überraschend schnelle Gewinn, dem aber auch die Möglichkeit eines ebenso schnellen Verlustes gegenübersteht, zu einer ähnlichen Erscheinung, die sich in dem Bevorzugen des Wertstückes vor dem Schmuckstück ausprägt.

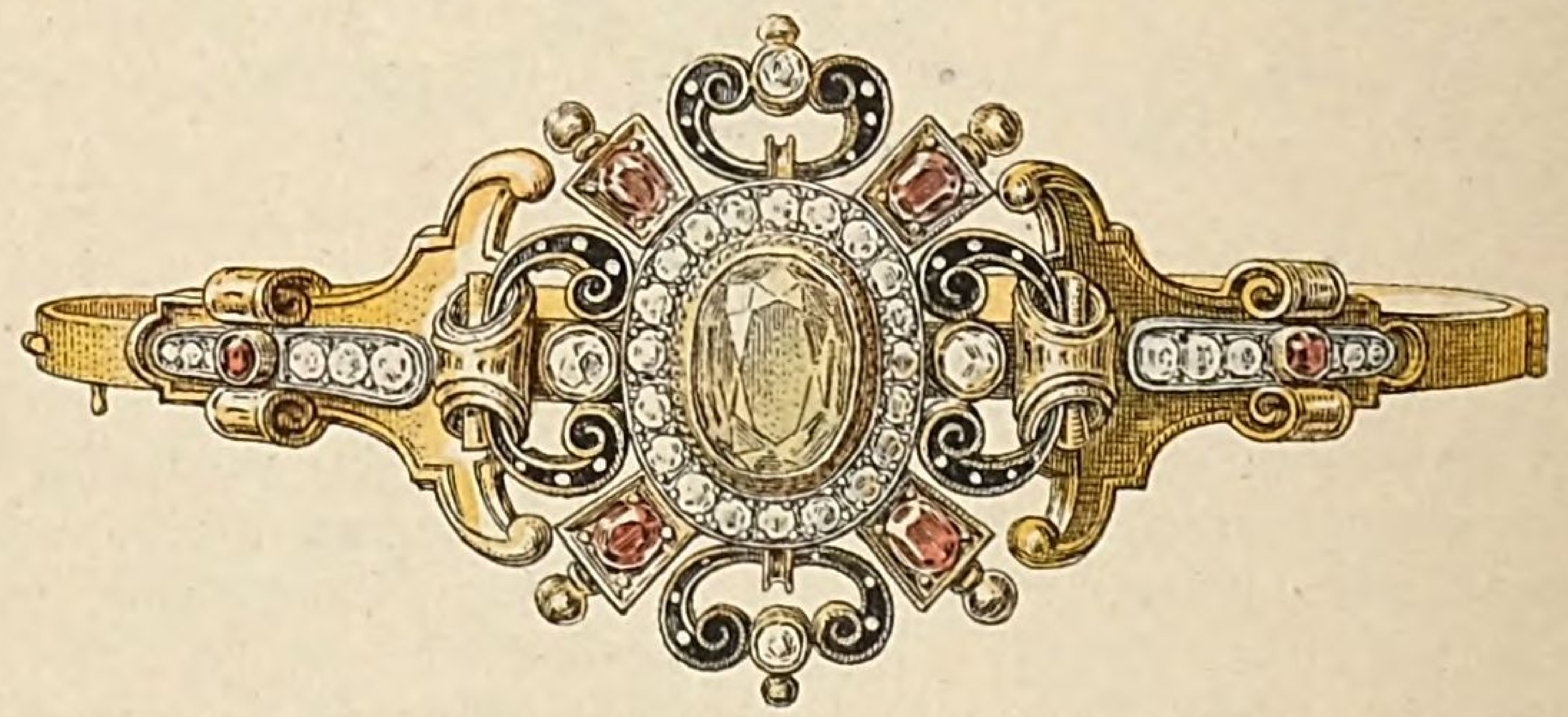


Abb. 3. Armband im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper, Hofgoldschmied Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Friedrich Karl. 1/4 vergrößert.

Glücklicherweise dominiert diese Rücksicht doch nicht unbedingt. Mit ihr parallel ist vielmehr auch die Freude an der wahren künstlerischen Schönheit des Schmuckes wieder zum Durchbruch gekommen. Die Wiederbelebung des Kunstgewerbes hat auch auf diesem Gebiete schöne Früchte getragen, neben der Juwelenarbeit hat sich die Goldschmiedekunst zur neuen Blüte entfaltet.

Für unsere deutschen Künstler wurde zunächst, und eine geraume Zeit fast ausschließlich, der Formenschatz der Renaissance maßgebend, boten sich doch gerade ihnen überreiche Anregungen von der Hand alter deutscher Meister aus jenem Kunststil dar. Es waren weniger die in Museen, in Privatsammlungen, in den Schatzkammern fürstlicher Familien und in den Schätzen einiger Kirchen enthaltenen Originalstücke, welche dabei in Betracht kamen; man findet in ihnen verhältnismäßig wenig Schmucksachen, welche in der Zeit der Renaissance gearbeitet und seitdem der herrschenden Moderichtung zu liebe nicht umgefaßt worden sind. Andere Wege mußten eingeschlagen werden, um zum Ziele zu gelangen. Ein außerordentlich glückliches Ungefähr fügte, daß, wie Ferdinand Luthmer in seinem „Goldschmuck der Renaissance" treffend sagt, das Schönste erhalten geblieben war, was wohl überhaupt je für Schmuck erdacht worden ist: Hans Holbeins unvergleichliches Skizzenbuch im British Museum, das eine Anzahl Entwürfe von für Heinrich VIII. von England angefertigten Schmuckgegenständen enthält, die in jeder Linie die Grazie, die schöpferische Freudigkeit und den Adel des großen Meisters verraten. Neben diesen wundervollen Vorbildern fanden sich dann weitere Entwürfe von Wenzel Jamnitzer, von De Bry, Muelich, Flötner, von Sichem, Birkenhultz u. s. w. Allen diesen Zeichnungen aber fehlte der Reiz, der gerade den Renaissanceschmuck auszeichnet: der Reiz der Farbe. Für sie mußte man sich nach anderen Quellen umschauen, und diese wurden gefunden in den Gemälden, den Porträts aus jener schaffensfrohen Zeit, in der jede irgend bedeutende Persönlichkeit sich gern und häufig im Bilde verewigen ließ.

Daß man die Kunst der Renaissance nicht kurzweg als Wiederaufnahme der antiken Kunst ansehen darf, dafür sind allerdings auch die Geschmeide aus den Tagen eines Dürer, eines Holbein Beweis. Sie stützten sich bei ihren Entwürfen keineswegs



Abb. 4. Ring von Hugo Schaper in Berlin.

auf die Formen des antiken Geschmeides, die ihnen vielfach wohl kaum bekannt waren. Sie schufen vielmehr neue selbständige Formen gleich ihren großen italienischen Vorgängern, gleich einem Lorenzo Ghiberti, einem Verocchio, Pollajuola, Brunellesco, einem Benvenuto Cellini.

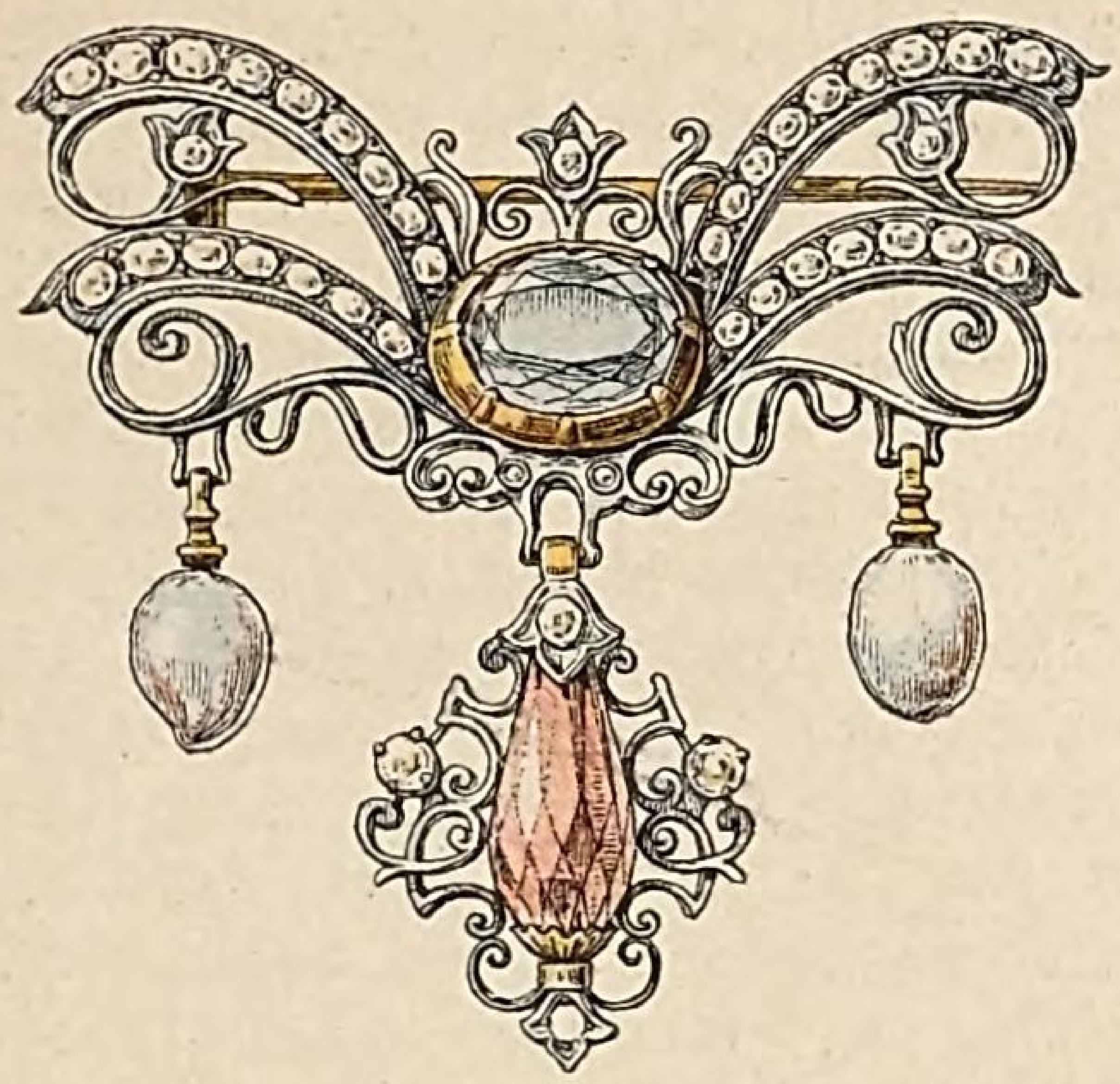


Abb. 5. Brosche im Renaissancestil. Nach einem Vorbild auf einem alten Gemälde ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

Zu den ersten, welche in Deutschland mit ganzer Seele auf die neuen Regungen der Renaissance eingingen, gehörte der Berliner Hofgoldschmied Hugo Schaper. Klein beginnend, aber von vornherein an den kunstsinnigen Kreisen der Reichshauptstadt eine starke Stütze findend, hat er von seinen Arbeiten stets alles ferngehalten, was an die liebe bequeme Schablone erinnert. Jedes Stück, das aus seinen Händen hervorgegangen, trägt den Stempel seiner Eigenart. Schönheit der Form vereint sich in den Schmuckstücken mit einer harmonischen Farbenfreudigkeit, von der unsere Abbildungen ein lebhaftes Bild geben, obwohl der Druck selbstverständlich dem Schmelz des Emails und dem Funkeln der Juwelen nicht nachkommen kann.

In der diskreten und geschickten Zusammenstellung der Edelsteine liegt ein Hauptreiz der Schaperschen Arbeiten. So sind zum Beispiel in der Brosche, Abbildung 6, eine größere Anzahl Edelsteine und Halbedelsteine enthalten — ein moosgrüner Crysolith in der Mitte, an den Langseiten gelbrote Hyazinthensteine, oben und unten Brillanten, zu denen noch als Gehänge Perlen von blaugrauer Färbung treten — der Gesamteindruck ist aber trotzdem ein ruhiger und vornehmer und gibt das Wesen alter Schmuckstücke treffend wieder.



Abb. 6. Brosche im Renaissancestil. Entworfen von Hugo Schaper in Berlin.

Ist dieses Stück von Herrn Schaper selbst erfunden, so ist die nebenstehende Brosche einem Schmuckgegenstand auf einem Porträt im Germanischen Museum zu Nürnberg nachgeformt. Den Mittelstein bildet hier ein schöner, blaßblauer Saphir, der Stein in der Mitte des länglichen Anhängsels ist ein runder, allseitig facettartig geschliffener Rosatopas — nebenbei bemerkt, jener nach dem Aberglauben des Mittelalters der Stein, der die Macht besaß, verschlossene Thore zu öffnen, dieser, der Topas, hilfreich gegen Raserei. Die teils rankenartigen, teils schleifenförmigen Ausläufer an den Seiten des Mittelstücks sind mit Brillantrosetten verziert, an deren Ende je eine barockförmige Perle hängt.

Ein interessantes Stück ist der wiederum von Herrn Schaper selbst entworfene Ring in strengerem Renaissancestil unsrer Abbildung 2. Der Ring, der ein von unseren üblichen Ringformen recht abweichendes originelles Gepräge trägt, zeigt eine geschmackvolle Vereinigung von Gold und buntfarbiger Emaille; der Stein in der Mitte ist ein Rubin, nach altem Glauben das Symbol des Glücks, ein Spezifikum gegen Gift und der Verscheucher böser Gedanken, ein echter Ringstein also.

Sehr wenig unmittelbare Vorbilder bot die Renaissance der Juwelierkunst für Armbänder. Da zu ihrer Zeit die Arme nur selten entblößt getragen wurden, legte man auf den Schmuck derselben weniger Wert. Unsere modernen Goldschmiede müssen sich daher für die Armbänder mit Motiven von anderen Renaissanceschmuckstücken begnügen, oder sie müssen sich selbst neue Formen schaffen. So ist auch das schöne

Armband der Abbildung 3 entstanden, das durch seine außerordentlich kühne Farbenzusammenstellung auffällt. Den Mittelstein bildet ein Saphir, und zwar ein indischer, grünlichgelber Saphir; man nimmt meist an, daß der Saphir nur in blauer Farbe vorkommt, das ist jedoch durchaus nicht der Fall, der herrliche Stein wird vielmehr in allen erdenklichen Farbennüancen vom klaren Weiß bis zum ausgesprochenen Grün und Rot gefunden, ebenso wie es auch citronengelbe, rosa, bläuliche, grünliche und schwarze Brillanten gibt. An unserem Armband umrahmt den Mittelstein ein Kranz kleiner Brillanten, der in vier vorspringenden Fassungen von Rubinen flankiert wird, zwischen denen vier schwarz emaillierte, mit weißen Punkten versehene Ornamente sich kräftig abheben. Die sich rechts und links anschließenden Seitenteile tragen je einen schmalen Streifen, der mit Brillanten und Rubinen geschmückt ist.

Wir werden uns an diesem Armband vielleicht den einen oder anderen Zweig der Juwelierkunst deutlicher vergegenwärtigen können, wenn wir uns ein wenig in der Werkstätte des Goldschmiedes selbst umschauen, auf einem wohl der Mehrzahl aller unserer Leser bisher fremden Gebiete.

Im voraus gesagt: es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Goldschmiedewerkstatt und Goldschmiedewerkstatt! Wer nur für das laufende Tagesgeschäft arbeitet, in dem Reparaturen der verschiedensten Art den Hauptteil der Thätigkeit beanspruchen, wer sich mit der Anfertigung von Massenartikeln befaßt, wird seine Werkstätte ganz anders einrichten, als ein Künstler, der seinen Stolz darein setzt, daß fast keiner der Schmuckgegenstände, welche er anfertigen läßt, dem anderen völlig gleicht. Solch eine Werkstätte mahnt noch ein wenig an die irgend eines alten Meisters, der mit eigener Hand den selbst ersonnenen Entwurf ausführte, unterstützt allenfalls von einem kleinen Kreis von Gehilfen, von denen jeder wieder ein wirklicher Künstler war. Hier schnurren keine modernen Hilfsmaschinen, hier arbeitet nicht der eine jahraus jahrein Karabinerhaken, der andere vielleicht meterweise Tag für Tag, ein ganzes langes Leben hindurch, Goldketten von immer gleicher Stärke und immer gleichem Muster. Das, was wir an billiger Ware in den Goldschmiedeläden sehen, ist heute fast ausnahmslos Fabrikarbeit, die aus Hanau, Schwäb. Gmünd, Pforzheim u. s. w. stammt — Fabrikarbeit, die oft durchaus lobenswert im Entwurf und in der Ausführung ist, aber doch den Vergleich mit den originalen Schmuckstücken aus der Werkstätte eines wirklichen Meisters seiner Kunst nicht aushalten kann.



Abb. 7. Halsgeschmeide im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

An kleinen Tischchen sitzen die Künstler in schneeweißen Gewändern, ein jeder vor sich auf dem Schoß eine fest an die Tischplatte gefügte Lederdecke, die dazu dient, etwa vom Arbeitsplatz herunterfallende, oft ja winzig kleine Steine, Perlen und Gold-



Abb. 8.
Haaragraffe im Barockstil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

teile aufzufangen. Es ist ein verhältnismäßig einfaches Arbeitszeug, das vor ihnen liegt, Punzen und Feilen verschiedener Form, Scheren und Pincetten, ein kleiner Hammer, eine keulenartige Vorrichtung aus einem elastischen Kitt zur Aufnahme der zu fassenden Steine, vielleicht noch eine Rennspindel, um Bohrlöcher auszuführen. Darüber die Lötflamme; seitwärts der Emaillierofen und der Schmelzofen; in der Mitte des Raumes einige Schraubenpressen und ein Handwalzwerk von bescheidenen Dimensionen. Fast vor jedem der Künstler eine Vorlagenzeichnung oder ein kleines Gipsmodell. Breite Fenster vor allem, durch die das Licht in vollen Strahlenbündeln in die Werkstätte dringen kann, denn die Arbeit erfordert ausgezeichnete, wohl zu schonende Augen.

Das wichtigste Material, das Gold, kommt meist in der Grundform ziemlich starker Bleche aus den Scheideanstalten in die Werkstätte. Auf dem kleinen Handwalzwerke dehnt der Arbeiter solch ein etwa anderthalb Finger breites Blech

bis auf die Dünne, die ihm für die weitere Arbeit die geeignetste erscheint, und schneidet es dann zu der Form zurecht, welche einem meist sehr kleinen Bruchteil des Schmuckstückes, das er ausführen will, entspricht. Was an der fertigen Arbeit als ein ganzes erscheint, ist ja in Wirklichkeit stets ein aus oft Hunderten von Einzelteilen zusammengesetztes Werk. Nach der Zeichnung oder häufiger nach dem Modell formt er den Goldblechstreifen mittels Zange, Feile und Punze, er biegt und treibt, sägt und hämmert, bis er etwa zunächst die Fassung für den in der Mitte des Armbandes befindlichen Saphir fertiggestellt hat.

Die Steine kommen geschliffen in die und — was vielleicht die eine oder andere Leserin überraschen dürfte — aller Farben; neben den weißen graue, bläuliche, rötliche, braune, schwarze, ja halb schwarz, halb weiße; gleichmäßig rund die einen, unregelmäßig, eckig geformt die anderen, die der Juwelier Barockperlen oder Kropfperlen nennt. Monstre- oder Paragonperlen endlich von ganz absonderlichen Formen und Größen.

Bei den Edelsteinen überwiegt heute die Fassung à jour, bei welcher der Stein durchscheinend bleibt, wie bei dem Mittelstein des Ringes der Abbildung 4: der Rand, die „Rundiste“ des Juwels, ist mit einem Metallreifen umfaßt, von dem ausgehend

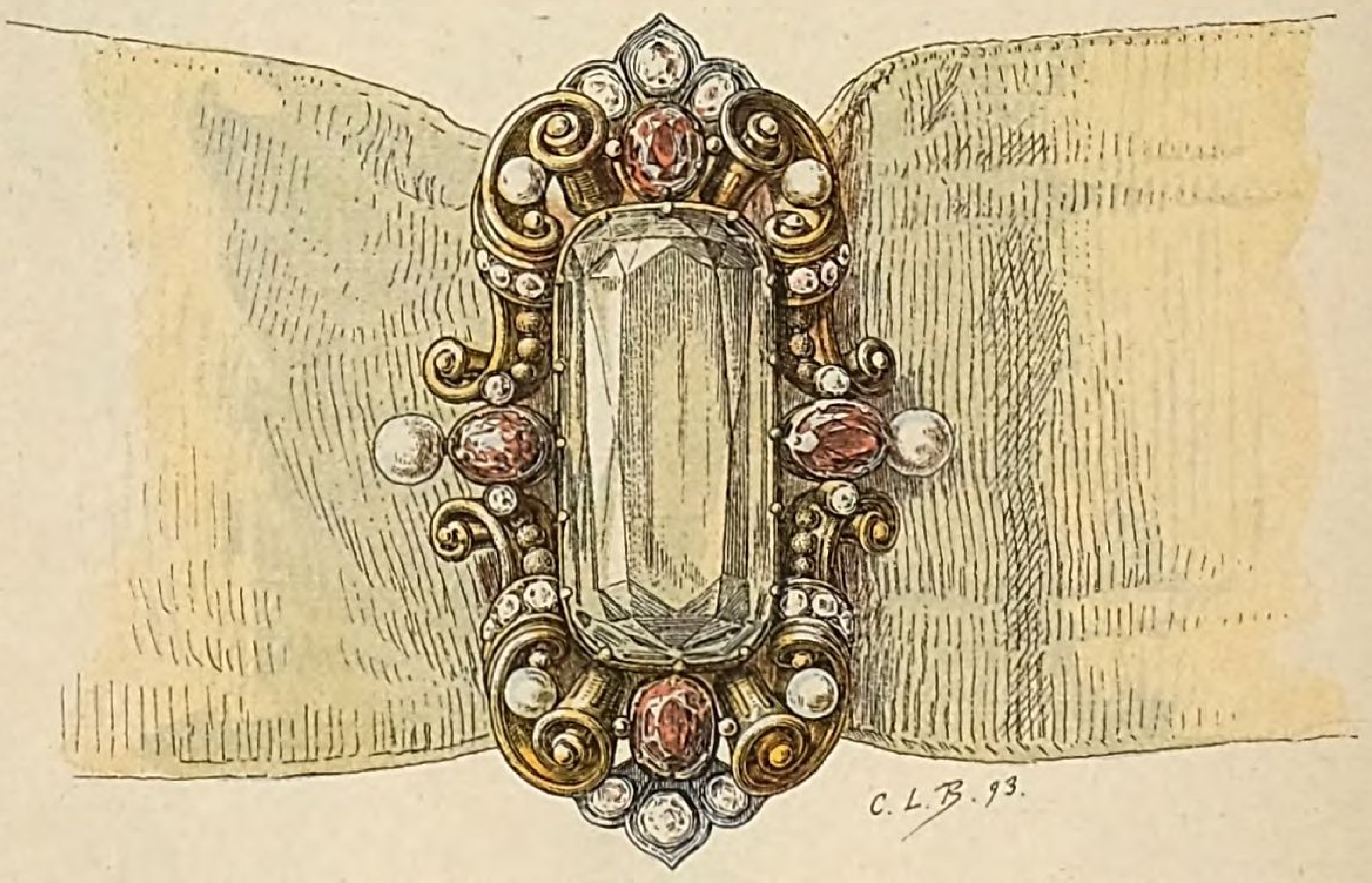



Abb. 9. Gürtelschnalle im Dinglingerschen Geschmack.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

Werkstätte. Früher verfügte Amsterdam über das Monopol der Steinschleiferei, heute besitzen wir auch in Deutschland selbst Anstalten, die mit den altberühmten holländischen erfolgreich konkurrieren können. Der Juwelier kauft die Edelsteine von den großen Juwelenhändlern, und ein guter Teil seiner Kunst besteht darin, aus seinen Vorräten die passendsten Steine für den Einzelzweck auszuwählen. In kleinen briefartigen Umschlägen von schwarzem Papier liegen sie friedfertig bei einander im stahlgepanzerten Geldschrank, die funkelnden Brillanten, die Saphire und Rubinen, die grünen Smaragden, die bläulichen Aquamarine, die milchweißen zerbrechlichen Opale, die scharfblauen Türkise. Daneben Perlen aller Größen einzelne kleine „Krappen,“ vorspringende Häkchen, den Stein fest umklammern. Während bei dieser Art der „Aufbringung,“ wie der Juwelier sagt, der Stein in seiner vollen Schönheit zur Geltung kommt, aber auch seine etwaigen Fehler nicht verdeckt werden können, gewährt die zweite Art der Fassung, die in Kasten — châtons — (s. die kleineren Brillantrosetten des Ringes Abbildung 4) die Möglichkeit, durch allerlei Hilfsmittel beschönigend einzugreifen. Sie kommt daher auch nur für unten flachgeschliffene Steine, wie z. B. für Diamantrosen, und für fehlerhafte Steine zur Verwendung. Da bei der Aufbringung in Kasten die Rückseite des Steines durch Metall bedeckt ist, so hat es der Ju-

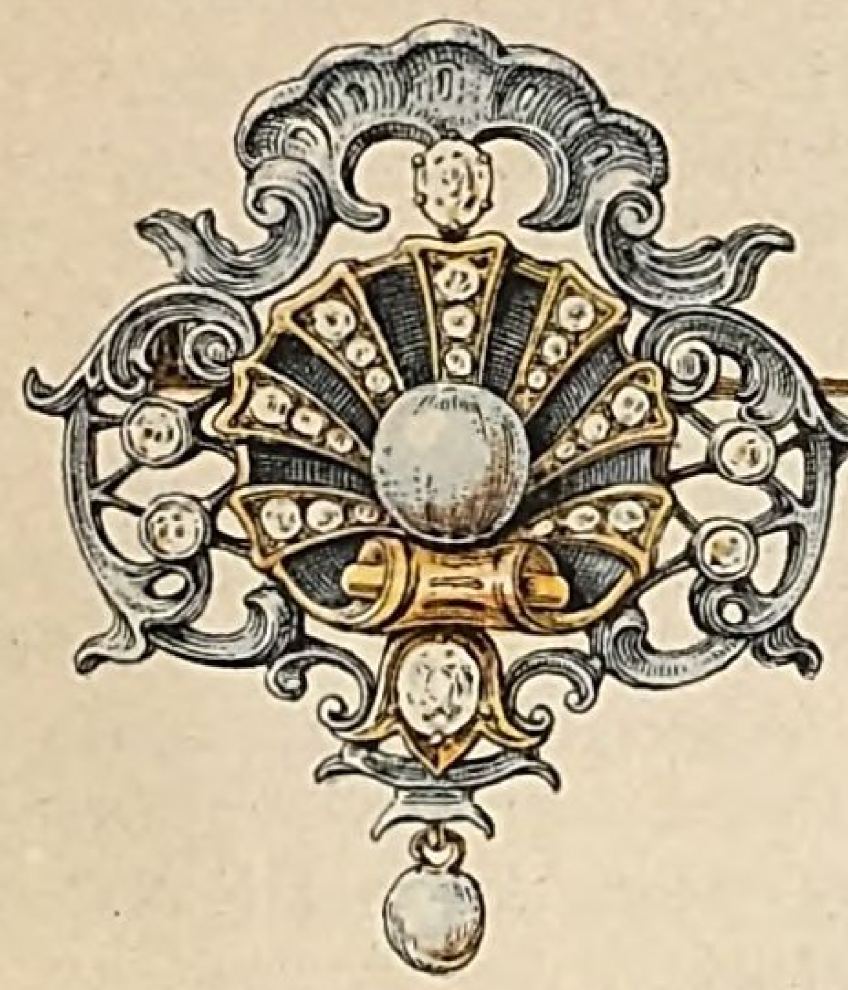


Abb. 10. Brosche im Rokokostil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

welier in der Hand, zwischen Metall und Stein ein Mittelglied einzuschieben, welches entweder dessen Flecken verdecken oder, gleich einem Spiegel, die durch jenen fallenden Lichtstrahlen verstärken und häufig auch gefärbt zurückwerfen soll. Der Altmeister der Juwelierkunst, Benvenuto Cellini, gibt in seinen berühmten „Duo Trattati“ bereits ausführliche Anleitungen für diese Technik, für die schwarze Unterlage im Innern des Kastens, die an den Stellen fortgelassen wird, wo sich im Stein Flecken befinden, wie für die spiegelnden „Folien“, glänzende Plättchen aus Silber, Zink, Kupfer, die teils in den natürlichen Farben der Metalle, teils künstlich gefärbt verwendet werden. Perlen werden entweder geteilt und dann auch im Kasten gefaßt oder — das ungleich Schönere — angebohrt und mittels eines Stiftes und durch Kitt befestigt. Oft ist im Publikum die Ansicht verbreitet, die Perle sei ein innen hohler Körper, der nur nach außen eine starke Schale besitzt. Jede echte Perle ist aber durch und durch massiv, von vielen dicht aufeinanderliegenden Schichten gebildet. Übrigens mag es gestattet sein, an dieser Stelle unsere Damen darauf aufmerksam zu machen, daß es dringend empfehlenswert ist, alle mit Juwelen besetzten Schmuckgegenstände in nicht zu langen Zwischenräumen von sachverständiger Hand auf die Zuverlässigkeit der Fassungen nachsehen zu lassen; es gilt das ganz besonders für alle Ringe, bei denen erfahrungsmäßig die Fassungen durch das häufige An- und Ausziehen der Handschuhe stark leiden.

Die einzelnen Teile werden allmählich, sehr allmählich fortschreitend, durch Löten miteinander verbunden, wenn nicht ihr äußerer Schmuck durch die Behandlung der Oberfläche, die schon angebrachte Emaille, die Anwendung des Feuers unthunlich macht und zur Verwendung des Nietens zwingt. So dürften z. B. an dem schönen Halsschmuck — Abbildung 7 — die Einzelteile der Mittelstücke und der zwei Seitenstücke ausnahmslos durch Nieten verbunden sein. Bei diesen drei Stücken bildet die pièce de résistance der von schwarzer Emaille wirkungsvoll umrahmte Opal, ein Edelstein, der übrigens seiner Zerbrechlichkeit halber stets im Kasten gefaßt und nur rundlich, „muggelich“, geschliffen werden kann. Ehedem außerordentlich geschätzt und hoch im Preise stehend, war der „tausend schöne Farben spielende“ Opal, dessen Tragen im Mittelalter gegen „allerlei Herzeleid“ empfohlen wurde, allmählich recht im Ansehen gesunken, während er heute wieder stark in die Mode gekommen ist; größere Steine, zumal die zart rosenroten, werden mit fabelhaften Preisen bezahlt.

Vielleicht interessiert meine Leserinnen ein kleiner Exkurs auf das schwierige Gebiet des Juwelenhandels, eine kurze Zusammenstellung der Preise, welche ich der Edelsteinkunde von Doelter, dem neuesten Werk über diesen Gegenstand, entnehme. Man berechnet den Wert der Edelsteine nach Karaten, und zwar wiegt ein Karat 20,55 cg. Der Wert der Steine, der übrigens außer von dem Gewicht wesentlich von der Schönheit des einzelnen Stückes, von Farbennüancen u. s. w. abhängig ist, so daß die nachstehend angegebenen Preise

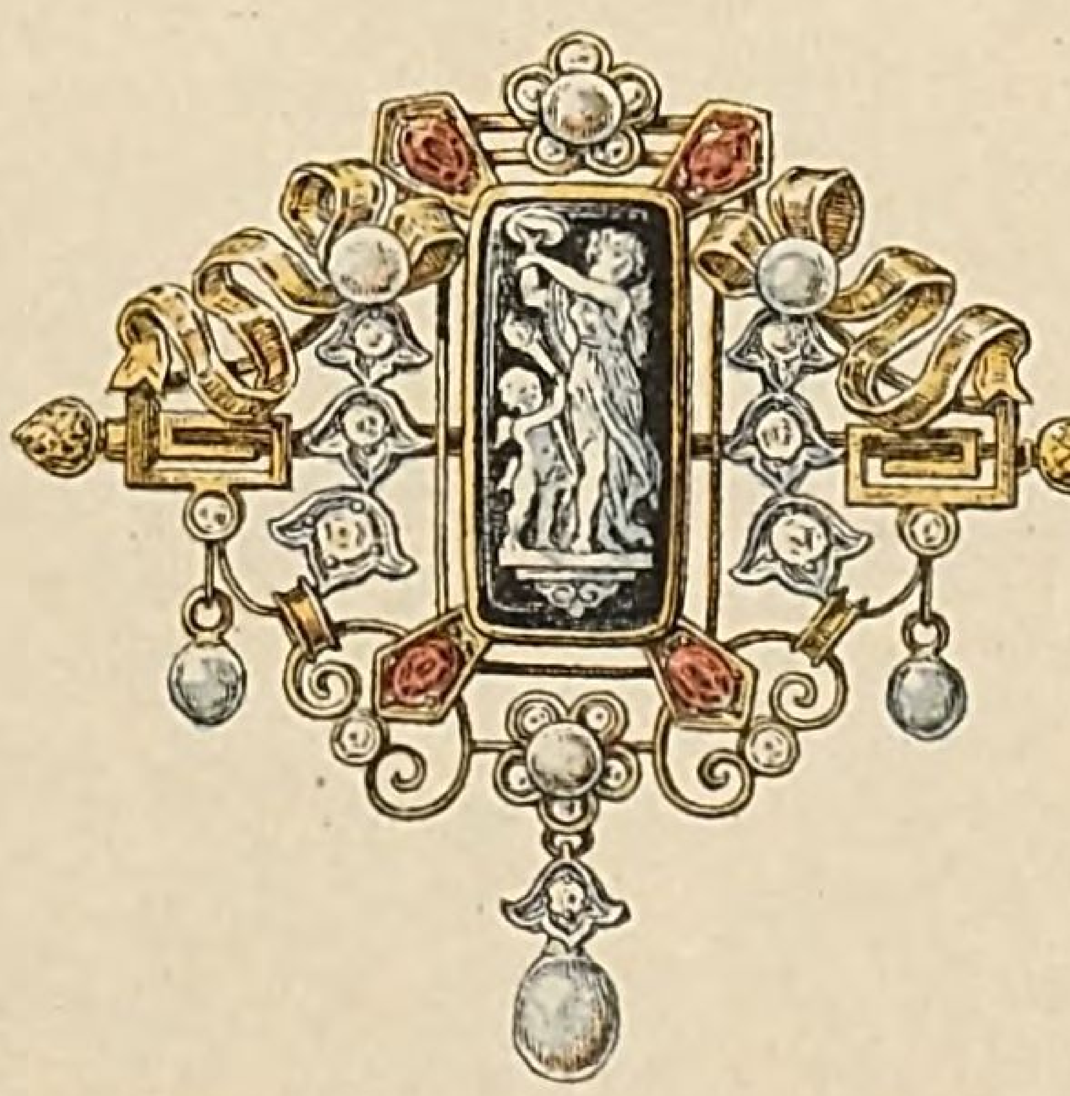


Abb. 11. Brosche im Rokokostil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

nur als ganz durchschnittliche gelten können, steigt aber nicht im geraden Verhältnis zum Gewicht. Wenn z. B. bei dem geschliffenen Brillanten ein Stein von einem Karat auf einen Wert von 120—220 Franken angegeben ist, so ist ein Stein von 4 Karat schon 660—1250, von 5 Karat 1250—2750 Franken wert. Ein Brillant von 10 Karat aber wird je nach der Qualität zwischen 3000 und 10 000 Franken veranschlagt, und für ganz große, sowie für schön gefärbte Steine gelten überhaupt nur Liebhaberpreise.

Teurer noch als Brillanten werden schöne Rubinen und zwar schon das erste Karat mit 320 Franken bezahlt; der grüne seltene Saphir hat fast den gleichen Wert, während die gelben und blauen Varietäten um die Hälfte, ja um zwei Drittel billiger sind. Äußerst schwankend ist der Preis der Smaragden; nur als ein ganz allgemeiner Anhalt seien hier die Werte von 120—400 Franken für den ersten Karat genannt; der rubinähnliche Rubinspinell wird auf 120—180 Franken für das Karat, ein schöner roter oder rotgelber Hyazinth auf 50—60 Franken geschätzt. — Auf unseren Abbildungen reihen sich den im Renaissancegeschmack ausgeführten Schmuckstücken einige weitere an, welche an den Stil der Dinglingerschen Arbeiten im Grünen Gewölbe in Dresden anlehnen. Auf die Renaissance war die Herrschaft des Barock gefolgt. Tritt die Wandlung des Geschmacks, die wir in unserer Zeit pflichtmäßig aufs neue durchmachen, in der schönen, reichen Gürtelschnalle — Abbildung 9 —, deren Mittelstück ein bläulichschimmernder Aquamarin von Rubinen und Brillanten umgeben bildet, noch weniger hervor, so zeigt sie sich desto deutlicher in der Haaragraffe der 8. Abbildung. Originell, fast



Abb. 12. Armband im Rokokostil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

bizarr ist die Form, verschnörkelter das Ornament. Von der großen Brillantrosette in der Mitte gehen nach beiden Seiten flügelartig mit Rubinen besetzte Strahlen aus; frei hängt an der zierlich geformten Spitze eine große graue Perle; die obere muschelartige Bekrönung schmückt neben Brillanten ebenfalls eine graue Perle, und keck strebt aus jener die Reiherfeder empor, so recht bezeichnend für die etwas theatralische Majestät, die sich im Barock, der Geschmacksrichtung Ludwig XIV., des roi soleil, ausgab.

Auf das Barock folgte das Rokoko, auf das Prunkhafte die Vorliebe für das Zierliche, Weichere, Gefälligere, die Herrschaft der Laune. Wenn sich das Barock, so sehr es ungewöhnlich zusammengefügte Linien liebte, immer noch an eine gewisse Regelmäßigkeit, Gebundenheit gehalten hatte, so löste das Rokoko das Ornament mehr und mehr auf. Die Linien werden in unendlicher Abwechselung geschweift, das Ganze erscheint reicher bewegt, und an die Stelle einer gesättigten Farbenharmonie tritt ein Spiel mit zarteren Farben. Anmut, Gefälligkeit ist die oberste Regel — eine Regel, für deren Durchführung gerade die Goldschmiedekunst das geeignete Material bot.

Die Brosche — Abbildung 10 — kann man wohl der Übergangszeit vom Barock zum Rokoko zurechnen. Sie zeigt aber schon die im Rokoko so beliebte Muschelform im Mittelstück, das reiche Rankenwerk der Umfassung und die charakteristischen Tönungen: die dunklere blaue Emaillierung der Muschel und das zarte Grau des oxydierten Silbers an den äußeren Ornamenten. Ausgesprochen Rokoko ist das originelle Armband — Abbildung 12 — mit seinen schiefgestellten, mattgoldenen, verschnörkelten Bindegliedern

und den naturalistisch ausgeführten Blüten auf denselben. Das reizende Armband ist zur Aufnahme von Familienporträts in Photographie, Elfenbein- oder Emaillemalerei bestimmt. Rokoko endlich ist die Brosche Abb. 11 mit ihren Schleifenornamenten, den Pinienzapfen und den hängenden Maiglöckchen.

Renaissance — Barock — Rokoko! Unsere Goldschmiede haben in den letzten Jahrzehnten allen drei Stilformen gerecht werden müssen — einen eigenen Stil hat ja unsere Kunst auf keinem Gebiete. Trügt nicht alles, so wird auch die Goldschmiedekunst die weitere Wandelung vom Rokoko zum Zopf mitmachen, bis sie — und sie wird gut daran thun, diesen Schritt nicht zu lange zu verzögern — wieder zu den edlen Renaissanceformen zurückkehrt.

---

# Der Patenbecher.



Es trinkt die junge Frau im Witwenkleid
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher
Zu jeder Mahlzeit ihren roten Wein.

Das Becherlein gehörte ihrem Knaben.
Das war ein Jubel, als der blonde Schelm
Zum ersten Male mit am Tische saß
Und aus des Paten schönem Taufgeschenk
Gar ungeschickt sein dünnes Tränkchen schluckte!

Ihr war der tolle Lärm ja viel zu laut!
Was half's ihr, da der schlimme Übermut,
Der böse Mann, die Seele ihrer Seele,
Ihr lächelndes, gemessenes Verweisen
In Lachen und in Küssen stets begrub?

Ach, jener liebe, liebe Lärm! Verklungen
Ist längst sein Ton, verhallt die Melodie!
Der schlimme Mann, das Urbild junger Kraft,
Er legte, wie in einer Träumerlaune,
Sich mitten in dem heitren Spiel des Lebens
Zum Schlummer hin. Der Knabe ging ihm nach,
So schnell, als lohne sich des Werdens Mühe
Nicht länger in dem stillgewordnen Haus.

Allein sitzt nun die junge Frau am Tisch
Und trinkt zu jeder Mahlzeit ihren Wein
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher.

Ihr dunkler Blick wird immer mehr verträumt,
Und immer lichter wird ihr Angesicht,
Und immer, immer müder wird ihr Schritt.
Sie wird genesen! meint der alte Arzt.
Sie wird noch einmal froh!

Ich glaub es nicht,
Trinkt sie doch nun seit Jahren, Tag für Tag,
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher
Den heißen, bittren Todestrank des Grams.

Frida Schanz.

# Das Forsthaus von Tauberbach.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von dem Verfasser der „Bilder aus dem Universitätsleben".

(Abdruck verboten.)

Es war ein eisiger, aber windstiller Morgen. Auf der Waldwiese, in deren Mitte das Forsthaus stand, lag eine dünne Schneedecke, so dünn, daß hier und da noch die trockenen Grashalme starr und spitzig hervorschauten. Dichtes Unterholz, daneben mächtige Buchen und Eichen und eine ziemlich hoch gewachsene Fichtenschonung umrahmten die Rodung, die sich, von der Mitte aus langsam ansteigend, bis an den bergigen Waldesrand erhob. Zwei mit Ebereschen bepflanzte Fahrwege kreuzten sich auf dieser Lichtung; dort, wo sich die Wege trafen, auf der ansteigenden Fläche, lag das Forsthaus mit seinem Garten und seinem von einer Scheune und niedrigen Stallgebäuden umgebenen Hofe.

An der einen Stallthür wurde von innen heftig gerüttelt; sie schien oben an der Kante über Nacht festgefroren zu sein. Endlich gab sie dem wiederholten Anstemmen nach; sie flog mit einemmal krachend auf, und der Knecht, der sich an der Krampe festhielt, torkelte heraus und sauste mit langen Schritten ein Stück über das holprige Pflaster, so daß ihm die schweren Holzpantoffeln von den Füßen flogen. Aber er war so verschlafen, daß er nicht einmal schimpfte, sondern schwerfällig, ohne sich zu bücken, wieder in seine Pantoffeln stieg. Er vergrub seine Hände tief in die Hosentaschen, zog den Nacken ein und stand fröstelnd und vor sich hinstierend eine Weile vor der offenen Stallthür.

Dann schob er sich langsam um den beschneiten Düngerhaufen herum bis zu einer mit Eis bedeckten Stelle. Dort stieß er mit dem Fuß ein paar festgefrorene Steine weg und fing an, den Schnee beiseite zu schieben und auf dem Eise zu schliddern, so daß bald eine langgestreckte blanke, silbergraue Bahn auf der Pfütze zu sehen war.

In diesem Augenblick ging die Kellerthür auf, und die Magd, eine ebenso derbe und verschlafene Person, trat mit einem Melkeimer heraus. Sie begrüßten sich in dem eigentümlichen Platt der Gegend, während sich Ignaz mit dem Ärmel die Nase wischte, und Mine den Eimer hin- und herschwenkte. Bald setzte sie den Eimer hin und fing auf Ignazens Zurede auch an zu schliddern, zuerst langsam und vorsichtig, allmählich aber immer gewagter und in längeren Zügen. Sie wurden beide durch diese Bewegung völlig wach und lachten bald über das ganze Gesicht. Schließlich nahmen sie einen Anlauf, daß die Holzpantinen nur so klapperten und sausten, eins hinter dem anderen, auf der Bahn entlang, bald den rechten Fuß vor, bald den linken, bald aufrecht, bald in der Hucke. Dabei juchten und kreischten sie, als gäbe es auf der Welt kein schöneres Vergnügen.

Plötzlich, als sie im besten Zuge waren, riß der alte Revierförster das Fenster in der Giebelstube auf und rief hinunter: „Schockschwerenot! Was ist das für ein Skandal auf dem Hofe? Sind der Bengel und die Margell über Nacht toll geworden? Ignaz! Mine! Reitet euch der Deuwel? Das hat man davon — ich werd' euch noch mal in die Stadt lassen auf den Weihnachtsmarkt! Wenn das Volk da auf dem Karussell herumfährt, da ist es acht Tage lang rein wie verdreht, wie besessen."

„Herr Förster," sagte Ignaz stammelnd, „wi wölle dem kleinen fremden Jungen, dem Willi — dem wölle wi ne Schlidderbahn moake."

„Schlidderbahn! — Ich werd' euch auf den Schwung bringen! Schert euch in die Ställe! Soll das Vieh verhungern? Deuwelszeug infames!" Damit schlug er das Fenster zu, und Ignaz und Mine schlichen scheu und betroffen in die Ställe.

Während des Lärms hatte die Förstersfrau in ihrer Stube mit Macht gegen das befrorene Fenster gehaucht, um ein kleines Guckloch aufzutauen. Als sie das endlich erreicht hatte, war der Hof schon wieder leer, und nur die blanke Schlidderbahn war von der Scene übriggeblieben.

Sie trat hinaus, die Hände unter der blauen Schürze und ein Tuch um den Kopf, so daß das graue, glatt angekämmte Haar nur

vorn etwas zu sehen war. Auch der Förster, ein hagerer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart in dem verwitterten Gesicht, kam ganz ausgerüstet, das Gewehr über der Schulter, die Treppe herunter und blickte kopfschüttelnd eine Weile nach dem Stall.

„Ich weiß nicht," brummte er, „was jetzt mit dem Bengel, dem Ignaz, los ist; den muß der Hafer stechen."

„Ich glaube, die Margell hat ihm den Kopf verdreht," sagte die Frau, „das muß sich jetzt fortwährend was miteinander zu schaffen machen."

„Der Radau hat wohl den kleinen Prinzen aufgeweckt?"

„Nein, der schläft fest mit geballten Fäusten. Hat der sich gestern hier müde gerannt! So müde — du solltest ihn dir mal ansehen, wie er daliegt mit seinen blonden Locken, das reine Engelsköpfchen."

„Ja, ist 'n schöner Junge — nur gut, daß er noch dumm genug ist."

„Weshalb?"

„Na, ich mein' nur so."

„Weshalb haben sie ihn denn eigentlich hierhergebracht?"

„Na, hast nicht gehört, was sein Vater gestern sagte, er soll die Waldluft genießen."

„Im Winter?"

„Na ja, im Winter."

„Und wie lang' soll denn das arme Wurm bei uns bleiben?"

„Ja, da fragst mich zu viel."

Der Förster steckte sich seine Pfeife an und begann zu rauchen.

„Und hat auch der Herr Oberförster gar nicht davon gesprochen?"

„Das schon, aber ich soll's Maul halten. Ja ja, es geht toll zu in der Welt, Sackerlot noch mal!"

Der Alte trat an eine verschlossene Hundehütte, aus der ein klägliches Gewinsel kam. Er machte die Thür auf, und ein großer, aber noch junger und täppischer Hund kroch ganz geduckt und scheu heraus. Eben wollte er aufspringen und davonrennen, als ihn der Förster auch schon an den Ohren gepackt hatte und ihm ein Stachelhalsband mit einer Leine dran umschnallte. Ein Ruck an der Leine, und der Hund kroch heulend zu seinen Füßen.

„Parieren sollst du, Racker, parieren! Und wenn du auch Juno heißt, aber durchbrennen darfst du mir nicht wie andere Weiber. Ja ja, so ein Stachelhalsband wär' andern auch ganz gut. Das macht sie sofort kaduk — auf allen vieren muß die Sorte kriechen."

„Hat denn die Frau dran Schuld?"

„Wer, wo, was?"

„Ach, das ist mir die ganze Nacht durch den Kopf gegangen."

„Was ist dir durch den Kopf gegangen?"

„Die Geschichte mit dem Rechtsanwalt und seiner Frau."

„Welche Geschichte denn?"

„Na, Mann, ich muß dir sagen, ich habe, ohne zu horchen, etwas davon gehört, was dir der Oberförster von seinem Freunde aus Berlin erzählt hat."

„Donnerwetter! Frau, hör mal — daß du mir reinen Mund hältst. Kein Mensch darf wissen, wie die Geschichte zusammenhängt, kein Mensch! Auch nicht, wie der Junge heißt, und wo er her ist. Der ist hier ein Verwandtenkind von uns, verstehst du? Das hat mir der Oberförster auf die Seele gebunden. Das Weib von dem Rechtsanwalt ist rein toll, sie setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um 'rauszukriegen, wo ihr Mann den Jungen versteckt hält. Sie ist ihrem Mann weggelaufen — willst du liegen, infame Bestie! Ja, wenn man von Weglaufen spricht, da spitzt er die Ohren, und vom Fressen — also, sie will den Jungen wieder in ihre Finger kriegen, und das soll partout nicht geschehen. Na, hier wird sie ihn wohl nicht ausspionieren."

„Kinder, Kinder, was sind das für Zustände! Und das liebe, gute Jungchen, schon jetzt, kaum vier Jahr alt und unter fremde Menschen! Na, er soll es nicht schlecht haben bei mir. Aber wie kann man bloß? Der Mann hier und die Frau da, und das Kind wieder wo anders, o Jesses, ist das 'ne Wirtschaft! Und so ein armes Mutterherze, du lieber Gott, was muß die arme Frau zu leiden haben!"

„Natürlich, ihr Weiber nehmt euch immer da in Schutz, wo die Geschichte brenzlich ist."

„Kann nicht der Mann auch schuld haben?"

„Der Rechtsanwalt Lüning? Das glaub' ich nicht, so sieht er nicht aus. Das ist ein Freund von unserm Oberförster."

„Na ja, na ja, unser Oberförster — jetzt ist er 'raus aus den Jahren, und

seine kranke Frau hat ihn kirre gemacht, aber er soll doch früher auch so ein Schwitjeh gewesen sein in Berlin, als er bei den Feldjägern war.“

Der Förster pfiff vor sich hin.

„Natürlich, bei den Feldjägern — Frau, du mußt es ja wissen. Verbrenn dir bloß nicht den Mund, verstehst du? Lieber 'n Schloß davor! Ich glaube, die Bäume werden nur so alt, weil sie nicht reden können. Komm Juno! Wetter noch mal, willst du ruhig gehen, still! Das ist ja ein ganz infamer Köter; ich weiß nicht, wie ich diesen Bastard von Wildschwein und Baumaffen zum Jagdhund dressieren soll.“

Er ging nach dem Thorwege, drehte sich aber da nochmals um und rief: „Ignaz! — Ignaz! — Na, sitzt denn der Bengel auf seinen Ohren?“

Endlich erschien Ignaz in der Stallthür mit einem in Zeitungspapier eingewickelten Paket, das er krampfhaft an sich preßte.

„Daß du mir ordentlich den Wallach versiehst, die futterneidische Stute frißt ihm sonst allen Hafer weg!“ Ignaz verschwand.

„Was hat denn der Bengel für ein Paket da?“ fragte der Förster seine Frau.

„Ih, der hat gestern auf dem Jahrmarkt für die Mine eine Jacke zu Weihnachten gekauft.“

„Na, denn man zu. Ja, die selige, fröhliche Weihnachtszeit! Oh Tannebaum, oh Tannebaum! Hol's der Kukuck! Zu keiner Zeit wird hier im Walde mehr gestohlen als jetzt. Das ist zum Tollwerden! Da hat mir die Bande gestern drei prächtige Fichten in der Schonung beim Finkenbruch glatt 'runtergeschnitten. Wenn das der Oberförster sieht, giebts wieder einen Heidenrabbatz. Aber man kann dem Gesindel nicht beikommen, beim besten Willen nicht. Sie fallen zu Weihnachten von allen Seiten über den Wald her, wie Raben übers Aas; faßt man hier einen ab, dann haben an der entgegengesetzten Seite zehn andere ihren Raub schon sicher. Ich danke für Weihnachten. Unsereins kann sich dabei die Lunge aus dem Halse rennen; da hört 's Vergnügen auf. Adjüs, Frau. Na, komm mit, du vierbeiniger Sägebock!“

Der Hund stieß ein jämmerliches Geheul aus und folgte dem alten Förster mehr kriechend als gehend auf den Fußstapfen nach.

Jetzt fing das Regiment der kleinen rührigen Förstersfrau an. Sie ging in alle Ställe, revidierte die Krippen der Pferde, der Kühe und der Schweine, fütterte die Enten und Gänse und rief Mine wieder in den Keller hinein, um dort den Backofen zu heizen.

Währenddes saß Ignaz auf dem Futterkasten im Pferdestall. Er hatte die Jacke, sein Geschenk für Mine, ausgewickelt und musterte sie von allen Seiten; er zupfte an den Knöpfen, ob sie fest säßen, befühlte das Futter und das Tuch, kehrte die Taschen um und wurde nicht müde, diesen Wertgegenstand immer wieder von neuem schmunzelnd zu betrachten. Nur wenn er sah, daß die Stute den Wallach von der Futterkrippe wegdrängen wollte, warf er einen wütenden Seitenblick dorthin und ließ einen unartikulierten, knurrenden Ton hören; dann nahm er das zerknitterte Zeitungspapier, strich es auf seinen Knieen glatt und begann darin zu lesen, während er an einem Stück Wrucke schmatzend kaute. Er las murmelnd, fast buchstabierend und dabei immer kauend. Mit einemmal stutzte er vor der Überschrift einer Annonce: „Hundert Mark Belohnung.“ Dann las er weiter: „Dem, der genau angeben kann, wo sich der vierjährige Knabe Willy Lüning, blonde Locken, blaue Augen, lebendiges Wesen, aufhält. Angaben unter Nummer 195 an die Expedition dieser Zeitung.“

Ignaz guckte eine Weile mit offenem Munde nach der Decke, von der lange, verstaubte Spinnweben herunterhingen. Dann las er wieder die Annonce langsam drei- oder viermal und stierte inzwischen immer wieder nach der Decke. Mine trat in den Pferdestall und sagte: „Du Fulpelz, stah moal upp un hol uns Holz runner!“

„Dunnerhogel,“ rief Ignaz, „hunnert Mark! — Mine, wenn wi hunnert Mark häbbe, da könne wi uns frigge. Dat wär'n Spaß!“

„Lat mi tofrede, hol Holz runner! Wo salle wi hunnert Mark herkreege?“

Ignaz las ihr die Annonce vor.

„Weißt, Mine, dat stimmt allens mit dem fremden Jungen hier, dem Lockenkopp — un denn hätt hei mi gestre uck wat von Barlin vertellt, un dise Zeitung is ut Barlin. Vielleicht is 't wat, vielleicht uck nich. Sall ick schriewe?“

„Ach, lat mi tofrede! Dat is allens dummet Tiech! Hol Holz runner, Knippelholz!“

Als Ignaz das Holz an den Backofen brachte und Mine die Glut schürte, stieß Ignaz sie mit dem Ellenbogen leise in den Rücken und fragte wieder:

„Mine, sall ick schriewe?“

„Lat mi tofrede!“

Als er aber nach einer Weile in den Kuhstall kam, wo sie dem Vieh Futter gab, und er sie wieder fragte, sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Ignaz, schriew!“

Da ging denn Ignaz in den Pferdestall und schloß sich ein.

Auf dem Hofe stand währenddes die kleine Förstersfrau und knöpfte dem muntern, vor Vergnügen mit den Füßen stampfenden Willy das Mäntelchen ganz zu und drückte ihm die Pelzmütze fester auf die Locken. Die Hühner, Enten und Tauben scharten sich bald in ganzer Zahl um sie, und der kleine Großstädter hatte so viel Neues und Seltsames zu sehen und mußte über das wunderliche Gebaren der Enten, das Gackern und Rennen der Hühner, das Kurren, Drehen und Schwanzschleppen der Tauben so herzlich lachen, daß Frau Birkholz ihre helle Freude an dem Kinde hatte.

Von dem einen Waldwege her erscholl das Knarren von Rädern; ein Wagen fuhr schnell an der Scheune vorüber und hielt an dem Thore des Staketenzaunes an.

Der Oberförster Grundner, ein etwas korpulenter Herr mit kurz geschorenem, graumeliertem Vollbart und mit Gesichtszügen, die Spuren eines früheren starken Raubbaues trugen, stieg aus dem Wagen und ging freundlich grüßend auf Frau Birkholz zu.

„Da seh' ich ja auch gleich Ihren kleinen Schützling,“ rief er, „guten Morgen, mein Junge!“

„Onkel Oberförster,“ fragte der Kleine ganz enttäuscht, „wo ist denn der Vater?“

„Der Vater kommt mit dem Weihnachtsmann, mein Junge, wenn wir den Lichterbaum anstecken.“

Willy fragte nach seiner Mutter, aber der Oberförster that, als hörte er die Frage nicht.

„Oh, das wird dann für den Willy eine Freude sein, alle die schönen Spielsachen und die Kuchen und die Äpfel und die Nüsse —“

„Und wo bleibt denn die gute Mutter?“

Dem Oberförster wurde die Sache unangenehm, und so kam ihm denn die Mine gerade recht, die frischgeschälte Äpfel aus dem Hause nach dem Backofen trug und grinsend an der Gruppe vorbeiging. Die Äpfel lockten den Jungen, er lief der Magd nach und stieg plappernd mit ihr in den Keller.

Der Oberförster bat nun Frau Birkholz, mit ihm auf ein paar Augenblicke in die Stube zu gehen, er wolle mit ihr etwas besprechen.

„Mein Freund, der Rechtsanwalt Lüning, hat mir soeben telegraphiert,“ sagte er, als er sich in den alten wurmstichigen Lehnstuhl gesetzt hatte, „daß er zum Weihnachtsabend hier wieder eintreffen wird. Ich werde dann auch wieder herüberkommen, auf ein Stündchen natürlich, länger kann ich es meiner Frau nicht anthun. Machen Sie einen hübschen Baum zurecht — den muß Ihr Mann schon opfern, das hilft diesmal nichts — machen Sie ein gutes Abendessen, Reh, Hasen oder Geflügel, den Wein dazu lasse ich herüberschaffen.“

Frau Birkholz versprach, ihr Bestes zu thun.

Der Oberförster fragte dann nach ihrem Manne, nach der Wirtschaft, nach der Trockenfütterung, nach den Butterpreisen, aber es war ihm anzumerken, daß das alles bloße Verlegenheits- oder Einleitungsfragen waren; er hatte offenbar noch etwas anderes auf dem Herzen. Sie kamen wieder auf den kleinen Willy zu sprechen.

„Herr Oberförster,“ sagte Frau Birkholz, „wenn ich für das Kind mit Liebe sorgen soll, so muß ich wissen, woran ich bin.“

„Oh, der Rechtsanwalt Lüning ist ein reicher Mann.“

„Das meine ich nicht; ich meine, weshalb das mit dem Kinde hier so geheim gehalten werden soll. Ich will nichts Unrechtes thun.“

„Liebe Frau, Sie thun nichts Unrechtes. Ich selbst habe meinem Freunde geraten, das Kind Ihnen anzuvertrauen, weil ich Sie genau kenne. Sie sind gut, verständig, verschwiegen. Sie werden die ganze Geschichte schon halb und halb erraten haben; so will ich Ihnen denn noch mehr sagen. Mein Freund ist mit seiner Frau zerfallen, völlig zerfallen. Es sind beides leiden-

schaftliche Menschen, und da befürchte ich, die Sache wird kein gutes Ende nehmen.“

„Aber mein Gott, wie können sich die Menschen nur so unglücklich machen!“

„Ja, liebe Frau, das sagen Sie so. Wir Waldbewohner merken die Stürme nicht, die draußen in der Ebene toben. Mein Freund ist ein vielbegehrter Anwalt — sehen Sie, der kann sich seiner Frau und seiner Häuslichkeit nicht so widmen wie unsereins, der außer dem Walde nichts hat als seine vier Wände. Wenn wir die Jagdstiefel ausgezogen haben, dann hat die Frau über uns zu verfügen; das ist bei einem großstädtischen Anwalt ganz anders.“

„Dann ist er also der schuldige Teil?“

„Mein Freund? Oh, der ist rein wie Gold! Aber die Eifersucht, die hat die Frau blind gemacht, und sehen Sie, wenn das erst anfängt, dann wirkt es wie Frost und treibt selbst die stärksten Bande auseinander.“

„Aber wenn doch für die Frau gar kein Grund dazu —“

„Gewiß nicht, und doch — einer hat Schuld an der verdammten Geschichte. Das ist sicher, das ist sicher! Je mehr ich mir die Sache überlege, desto klarer wird mir das. Und das beunruhigt mich, das verfolgt mich, das quält mich.“

Der Oberförster war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Er setzte sich wieder hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Sie wissen,“ fuhr er fort, „meine Frau ist nervös; ich kann mit ihr über derartige Dinge aus früheren Jahren nicht sprechen. Da hab' ich mir gedacht, wirst zu Frau Birkholz gehen und ihr die Geschichte erzählen, darauf hat sie auch als Willys Pflegemutter Anspruch. Und sehen Sie, da bin ich denn zu Ihnen gekommen.“

Die kleine Förstersfrau war ganz gerührt von diesem Vertrauen und konnte keine Worte finden.

„Ja ja, die Großstadt,“ fuhr er fort, „und das flotte Leben beim reitenden Feldjägercorps, als man noch jung war. Da hatte ich die Verpflichtung übernommen, für die Tochter einer — Jugendfreundin zu sorgen. Sie wissen schon, was soll ich Ihnen das noch lang und breit auseinandersetzen. Und da hatte ich meinen Freund unter dem Siegel der Verschwiegenheit gebeten, die Vermittelung zu übernehmen. So stand er denn mit der Käthe in beständigem Verkehr, ohne seiner Frau von der ganzen Sachlage etwas mitzuteilen. Ein Rechtsanwalt, der die Prozesse der Schauspielerinnen und Sängerinnen führt, — ja, der hat keinen leichten Stand. Aber Lüning ist ein Ehrenmann, ein unantastbarer Charakter, er würde sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen als an seinem Weibe eine Untreue begehen. Aber es kommt eins zum andern. Nun sehen Sie, die Käthe in Berlin will sich verheiraten, und ich hatte Lüning geschrieben, ihr eine Summe auszuzahlen.“

„Ah, und das hat seine Frau erfahren und mißverstanden; warum hat er ihr denn nicht reinen Wein eingeschenkt?“

„Ein Anwalt muß wie ein Arzt vieles vor seiner Frau geheimhalten, und ich rechne ihm das hoch an, daß er mich vor seiner Frau nicht kompromittieren wollte.“

„Ja, ich verstehe.“

„Lüning hatte mit der Käthe vor ihrer Verheiratung manches zu verabreden: die Aussteuer, die standesamtlichen Geschäfte, die Verhältnisse ihres Verlobten, und so kam das auffallend schöne Mädchen häufig in Lünings Wohnung. Eines Tages forderte ihn die vor Eifersucht fast vergehende Frau zu einem Spaziergange auf. Er lehnte es ab, er hätte noch eine wichtige geschäftliche Besorgung zu machen. Bald darauf trifft sie ihren Mann mit der verhaßten jungen Dame im Tiergarten. Sie stürzt nach Hause, der langverhaltene Sturm der Eifersucht und des Hasses bricht aus, sie nimmt ihr Kind und fährt sofort zu ihrer Mutter. Lüning, dem die tiefverletzte und aufgeregte Frau keinen Glauben und kein Gehör mehr schenkte, hat ihr das Kind wieder entrissen und es aus ihrem Gesichtskreise geschafft, um die Frau wieder zur Vernunft zu bringen.“

„Aber, Herr Oberförster, konnten Sie denn gar nichts thun, um diesem Unglück vorzubeugen?“

„Den ganzen Zusammenhang der traurigen Geschichte habe ich leider erst gestern von meinem Freunde erfahren. Er wünscht keine Einmischung von meiner Seite. Und doch — ich komme darüber nicht hinweg, die Geschichte läßt mir keine Ruhe, sie verfolgt mich überall! Ich komme

mir vor wie ein Feigling, der sich mit seiner Schuld hinter seinen ehrlichen, tapfern Freund verkriecht und ruhig zusieht, wie er bis ins Herz verwundet wird. Das ist unerträglich, das halte ich nicht aus!“

„Herr Oberförster, wenn die unglückliche Frau durch Ihre Schuld den Glauben an die Treue ihres Mannes verloren hat, so haben Sie auch die Pflicht, ihr den Glauben wiederzugeben. Das meine ich so — ich rede nicht von dem Manne; die Männer schütteln solche Drangsale leicht wieder ab, aber ein treues Weib, das sich betrogen glaubt, geht daran zu Grunde.“

„Der Gedanke an meine eigene Frau —“

„Die Frau Oberförster braucht von der ganzen Geschichte nichts zu erfahren, aber schreiben Sie an Frau Lüning, erzählen Sie ihr alles, alles, was Sie wissen, und was Sie auf dem Herzen haben. Ach Gott, ich kenne die Welt draußen ja so wenig und weiß nicht, ob mein Rat richtig ist. Aber so sagt mir mein Herz: schreiben Sie an die arme Mutter, Herr Oberförster.“

Waren es die innigen Worte der einfachen Frau oder die Erinnerungen an frühere Zeiten oder der Gedanke an das gramvolle Gesicht seines lieben alten Freundes, das ihm beim letzten Wiedersehen so sehr aufgefallen war, der Oberförster geriet in offenbare Erregung, es zuckte um seine Mundwinkel; er stand schnell auf, drückte der kleinen Frau die Hand und sagte: „Ich werde das thun.“

Als der Wagen des Oberförsters verschwunden war, steckte Mine den Kopf aus der Kellerthür und lief dann schnell nach dem Pferdestall, wo Ignaz gerade mit seiner Schriftstellerei auf dem Futterkasten fertig war. Das war ein hartes Stück Arbeit gewesen. Mine setzte sich auf einen umgestülpten Pferdeeimer, und Ignaz las ihr das halb hoch-, halb plattdeutsche Schriftstück vor: „Gnädiger Herr oder Fru, die hunnert Mark könne wi gaud brucke. Hier in de Försterei Tauberbach is son netten kleinen Jung mit langet jehlet Hoar; hei heet uck Willy. Vielleicht is hei dat, vielleicht uck nich, awer de hunnert Mark könne wi gaud brucke. Gnäje Herr oder Fru, hei moat ut Barlin sinn, denn hei speelt hier immer upp'n Hof Pferdebahn un Feierwehr, un dann löppt hei rum un klingelt datau, un dann schriegt hei: aussteige, Kuhfürstenstraß! Und dann vertellt hei von de Stadtbahn un pust' datau as sone olle Dampmaschine. Hei wart dat wol sinn. Hei wöll uck immer wedder taurück tu siene Modder, awer Mine un ick, wi hebbe em ne Schlidderbahn makt, un da ward hei wull bliewe. De Mine hat schon ehre Bedden, awer de hunnert Mark, dei könne wi noch gaud brucke. Ignaz Wischnack, Knecht, und Mine Rodünz, Kauhmagd.“

Mine strahlte vor Wonne, als sie das alles hörte, und wenn Ignaz ihre Liebe noch nicht besessen hätte — durch diesen Brief hätte er ihr Herz im Sturm erobert. Die Stallthür war aufgegangen, und das Mädchen sah den Landbriefträger hinten aus dem Walde heraustreten.

„Ignaz,“ sagte sie, „da hinne kömmt Rettke, dei kann den Breif gleich mitnehme.“

Ignaz holte schnell einen ziemlich unsaubern Briefumschlag aus dem Futterkasten und schrieb die Adresse drauf, sowie es in der Zeitung angegeben war. Das dauerte eine geraume Zeit.

Inzwischen war der Landbriefträger Rettke, schwer bepackt mit Kisten und Päckchen, in den Hof gekommen und hatte sich keuchend auf die Bank an der Kellerthür hingesetzt.

„Sackerlot,“ stöhnte er, „das geht einem an die Knochen. Aber heut schafft's noch. Bei der Deuwelskälte hält man's schon 'ne Weile aus. Die Mücken pisacken einen nicht, und schön fest sind die Sandwege auch gefroren. Glatt ist es, das stimmt; aber, wenn man fällt, da liegt man wenigstens hart — oh, du heiliger Nepomuckel!“

Er nahm die Mütze ab und wischte sich den Schweiß von dem kahlen Schädel. Dabei bog er den Kopf nach der offenen Kellerthür, sog den hervorströmenden Geruch nach frischem Brot begierig ein und schnalzte mit der Zunge.

„Heut hab ich nischt, Frau Förstern,“ rief er hinunter, als von unten etwas gefragt wurde. „Was kann aus der Welt auch Gutes kommen? Da hinterm Pelkenstein, da sah ich eben, wie Ihr Mann zwei Baumschinder abfassen wollte, und da rennt ihm der taprige Köter mang die Bein, und der Förster schlägt hin, so lang wie er ist, und meine Strauchdiebe reißen aus, was Zeug und Leder hält. Aber der Förster hat sich wieder aufgerappelt, ja woll! Hat ihm nischt geschadt, aber geschimpft hat er,

Gotts Donner, daß man gleich 'n Nordhäuser hätt' draufsetzen mögen. Ja, die Welt ist schlecht und liegt im Argen. Das kann man dreist auf den Diensteid nehmen. Nu ist bald Weihnachten, Frau Förstern, ich merk's an meinem Buckel, der wird alle Dag krummer."

Frau Birkholz war herausgekommen mit einem dickbestrichenen Butterbrot und einem großen Nordhäuser.

„O du liebe Zeit," rief sie, „Rettke, was haben Sie da für Pakete."

„Ja, das sammelt sich unterwegs so an. Um die Weihnachtszeit, da hängen sie mir alle gern was an und binden mir was auf."

Er goß das „Nordlicht" hinunter, während er dabei die Augen weltverloren zudrückte. Dann biß er ins Brot, daß ihm die Mundwinkel nur so wässerten.

„Was man alles mitschleppen muß! Sehen Sie, was hier bammelt, das ist 'ne Spickbrust. Lesen Sie mal die Adresse, die geht an den Kanonier August Suffrinsky. Nu frag' ich Sie, was fängt der Kerl mit 'ner Spickbrust an, wenn's noch 'ne Wärmflasche wär' zum innern Gebrauch."

„Ach, die armen Soldaten, die müssen doch auch was zu Weihnachten haben."

„Ih, die armen Soldaten — das ist bloß so 'ne Redensart! Wissen Sie, Frau Förstern, ich bin nu so Stücker fünfundzwanzig Jahr vom Militär, aber solche Weihnachten, wie in unserer Compagnie, die hab' ich mein Lebtag nich wieder zu sehen bekommen, wahrhaftigen Gott! Und wenn ich nu so mutterseelenallein durch den Wald strample, dann muß ich immer an meine alte Compagnie denken bei den Franzern in Berlin, und unser Hauptmann und unsre Lieutenants, die wollen mir nicht aus 'm Kopf — na, nu is das ja auch allens schon vor die Hunde gegangen, ja, ja, ja."

Rettke guckte eine Weile vor sich hin und fuhr fort:

„Ja, sehen Sie, wie das so kommt. Unsern Oberförster, den hab' ich da mal in der Hasenheide in einem Tanzlokal herausgehauen — das war auch so um diese Zeit — und wenn er mir jetzt im Wagen vorbeifährt, da lacht er immer und nickt mir zu und macht mit der Hand so. Bloß heute, da ist er mir vorbeigefahren und hat mich nicht gesehen. Ei, der hat den Frauenzimmern damals die Köpfe verdreht! Das war ein —"

Rettke schnippte mit den Fingern.

„Aber pst! Daß seine Alte nichts davon hört."

Er hatte das Brot aufgegessen, wischte sich mit dem Handrücken den Mund und stand von der Bank auf. „Ja, man wieder los auf meine Gletscherpartie. Die Zeit vergeht. Man verschwätzt sich, Frau Förstern, und das kann Stephan nicht leiden — adjüs!"

Kaum waren Frau Birkholz im Keller und der Landbriefträger hinter der Scheune verschwunden, als Mine mit dem Brief hinter dem Alten hersauste, daß ihr die Röcke nur so flogen. Ignaz war, mit den Händen in den Hosentaschen, auf den gefrorenen Düngerhaufen gestiegen, schob die Mütze ins Genick und sah ihr über den Zaun und die Sträucher nach. Endlich kam sie pustend und mit feuerroten Backen wieder zurück, und ohne ein Wort weiter zu wechseln, gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Sie rechneten Tag und Nacht, im Kuhstall beim Melken, im Keller beim Wruckenstampfen, in der Scheune beim Häckselschneiden, was sie sich alles für das Geld kaufen wollten. Aber schon am nächsten Tage kamen andere Empfindungen über sie. Ignaz fand keine Ruhe, überall kreiste er mit bösem Gewissen um Mine herum; wo sie sich aufhielt, da hatte auch er was zu bästeln. Er konnte nicht sagen, was ihn quälte, aber er hatte vor irgend etwas eine Heidenangst.

„Dunnerhogel," sagte er einmal zu Mine, als sie am Butterfaß stand und emsig arbeitete, „Mine, wenn dat rutkömmt! Hädde wi doch den ollen Breif nich schrewe, aber du hast seggt: Ignaz schriew — jo, dat hast du seggt! — Un wenn se dat Jungske nu wegholn, sone olle Zigeunersche — Dunnerschlag!"

Bald wurde Mine von derselben Angst gepackt und verfolgt. Sie ließen beide den Kleinen nicht mehr aus den Augen, und wenn er auf dem Hofe spielte und Mine die Kühe melkte, dann schrie sie aufgeregt: „Ignaz, paß upp den Jungen upp!"

Und wenn Ignaz auf dem Heuboden saß und Futter herunterholte, dann rief er aus der Luke: „Mine, paß upp den Jungen upp!"

Försters hätten an dem scheuen, ängst-



„Bravo, Nimrod!" Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

lichen Wesen der beiden merken können, daß etwas nicht in Ordnung war, aber der Alte war fortwährend auf der Jagd nach Holzdieben oder mit der Dressur des Hundes beschäftigt, und Frau Birkholz hatte den Kopf voll mit Vorbereitungen für das Weihnachtsfest. —

Die wenigen Tage bis zum heiligen Abend waren schnell vergangen. Ein dichter Rauhreif war gefallen und hatte die Zweige der Sträucher und Bäume über und über mit einer blendend weißen Schicht und mit winzigen glitzernden Eiskrystallen überzogen, so daß die dichtgewachsenen Fichten wie marmorbleiche Kegel und die kahlen Eichen und Buchen mit ihren tausendfältigen Verästelungen wie riesige weiße Korallen aussahen.

Auf dem Wege, der von der Försterei nach dem nächsten Dorfe führte, stand eine schlanke Männergestalt, in einen vornehmen, eng anschließenden Pelz gehüllt. Es war der Rechtsanwalt Lüning. Willy hatte den Vater an die Hand gefaßt und sprang bald auf dem einen Bein, bald auf dem andern und plapperte und lachte laut mit seiner hellen Stimme. Sie hatten die Försterei verlassen, um Frau Birkholz in ihren Weihnachtsbesorgungen nicht zu stören, und wollten dem Oberförster entgegengehen, der von jener Richtung herzukommen pflegte.

Es war ein ruhiger, Geist und Herz erquickender Frost. Kein Lüftchen rührte sich. Der Himmel leuchtete in einer klaren mattblauen Farbe, die nach dem Horizonte zu allmählich in kalte, gelbliche Töne überging. Im Westen, wo die Sonne vor einer Weile hinter der Fichtenschonung verschwunden war, zeigten sich schmale Wolkenstreifen, deren äußere Ränder sich in hellerer Beleuchtung abhoben. Ein eigentümliches Helldunkel aus bläulichen Dämmerungsschatten und rötlichem Mondlicht lagerte sich über den Wald wie ein feiner Duftschleier, und die leichten Schatten, die das Mondlicht von den Bäumen und Sträuchern auf den hellen, glitzernden Schnee warf, nahmen allmählich tiefere, blaugraue Farben an.

Ohrenklingende Stille. Weltverlorene Einsamkeit.

Lüning schritt langsam den Waldweg hinunter, ohne auf das Geplauder, das Fragen und Lachen seines Kindes zu achten. Der Zauber der Waldlandschaft im Rauhreif und bei dieser Beleuchtung hatte ihn ganz gefangen genommen.

Noch wenige Stunden vorher das lärmende, krampfhaft hastende Treiben auf den Straßen der Großstadt, und nun diese feierliche Ruhe inmitten eines einsamen Waldes. Dort die grellen, blendenden, wechselnden Farben eines raffinierten, gesellschaftlichen Lebens, hier der natürliche, einfache Anblick einer menschenleeren Schneelandschaft im Mondenlicht. Dort die Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte im verzweifelten Kampf um Leben und Macht, hier die erhabene Stille, die tiefer empfindende Menschen von dem äußeren, weltlichen Treiben ablenkt und sie zur Verinnerlichung, zum Nachdenken und zu friedlichen, versöhnlichen Stimmungen zwingt.

Es kam über Lüning wie ein Gefühl der Beruhigung. Welche entsetzlichen Stunden und Tage hatte er nach der Trennung von seiner Frau durchlebt! Sie hatte ihn tief gekränkt, beleidigt, schwer beleidigt, ihm Untreue und Ehrlosigkeit vorgeworfen und eine Rechtfertigung nicht einmal anhören wollen. Wie konnte er, der Schuldlose, den Knaben in ihren Händen lassen! Er wußte, mit welcher wahnsinnigen Liebe Martha an dem Kinde hing, wie tief er sie ins Herz treffen würde, wenn er sich des Kindes wieder bemächtigte und es weit fort brächte an einen Ort, der ihr nicht einmal dem Namen nach bekannt war. Er wußte, daß er sie hierdurch grenzenlos unglücklich machte, aber er wollte ihren Willen brechen und sie zwingen, ihr Unrecht einzusehen. Er hatte bis zur letzten Stunde gehofft, Martha würde wieder zu ihm kommen und ihn um Verzeihung bitten, aber sie hatte ihn gemieden, war nicht gekommen und suchte, das Kind auf andere Weise wieder an sich zu bringen.

O diese Eifersucht, diese entsetzliche Eifersucht! Wie oft hatte sie ihn damit gequält! Wie oft hatte sie ihm damit die Unbefangenheit und die Freude an seiner Arbeit genommen, wenn ihn sein Beruf als Anwalt mit den gefeierten Schönheiten der Gesellschaft zusammenführte und er ihre Geheimnisse und ihre Sorgen zu den seinigen machen mußte.

Er war immer viel beschäftigt gewesen und hatte viel, sehr viel Geld verdient, aber er hatte Martha darüber vernachlässigen müssen — das war sein Fehler gewesen. Sie war an Aufmerksamkeiten und Bevor-

zugungen gewöhnt und empfand jede Vernachlässigung sehr bitter. Seine Abgelenktheit, seine Zerstreutheit in ihrer Gegenwart hatte sie mit Argwohn erfüllt. Sie glaubte nicht, daß alle seine Gedanken nur von der Berufsarbeit ausgefüllt würden, und suchte den Grund seiner Unaufmerksamkeiten wo anders.

Und nun diese Käthe mit ihrem auffallenden Wesen — sollte er seinen alten Freund Grundner an den Pranger stellen, trotz des Versprechens die ganze unerquickliche Geschichte verraten? Er hätte diese Indiskretion im Interesse seines häuslichen Glückes begehen sollen, und Martha wäre dadurch beruhigt und ihre Eifersucht beseitigt worden. Aber wie durfte sie überhaupt an seiner Treue und Ehrenhaftigkeit zweifeln, an ihm zweifeln, der nie in seinem Leben von seinen festen sittlichen Grundsätzen abgewichen war? War das nicht unverständig, beleidigend, lieblos, gehässig? War das nicht alles nur geheuchelte Kränkung, vielleicht ein bloßer Vorwand, um von ihm loszukommen? Sie war schön, leidenschaftlich, jung — zwanzig Jahre jünger als er.

Wie oft hatte Lüning über diese Möglichkeit in den letzten Tagen gebrütet, welch bitterer Groll hatte sich bei diesem qualvollen Gedanken in sein Herz geschlichen! Und dennoch vermochte er nicht an ihrer wahren Liebe zu zweifeln.

Mit einem Schlage stand ihr Bild ihm wieder ohne Trübung, ohne Verzerrung vor Augen: dieses herrliche Weib mit ihrem glühenden Herzen und ihrer edlen Keuschheit. Er dachte an die Stunde, wo er zu ihren Füßen gekniet, wo er sie angebetet hatte — welche Seligkeit in ihren Armen! Er dachte an die unbeschreibliche Wonne, die ihn erfüllte, als er die ersten Laute seines Kindes, ihres Kindes hörte. Lüning drückte den Knaben unwillkürlich an sich, als wollte er ihn vor einer Gefahr beschützen, als fürchtete er, das Kind könne ihm wieder entrissen werden.

Dann durchlebte er in Gedanken noch einmal die Scene, als er mit Grundners Tochter von einer standesamtlichen Meldung zurückgekehrt war und mit ihr arglos durch den Tiergarten schritt. Wie das muntere Mädchen in ihrem bräutlichen Glück lachend und plaudernd zu ihm aufschaute und ihren Arm in seinen legte. Wie er plötzlich an dem einen Kreuzweg Martha kommen sah, die beim Anblick des Paares bleich wie der Tod wurde, zitterte und dann fortstürzte, sich in eine Droschke warf und davonjagte.

Zu Hause fand er Martha nicht mehr; auf dem Schreibtisch lag ein Zettel mit den Worten: „Du bist kein Ehrenmann mehr, du hast mich schmachvoll belogen, mich hintergangen seit Jahren schon — es fällt mir jetzt wie Schuppen von den Augen. Meine Liebe zu dir hat sich in unversöhnlichen Haß und grenzenlose Verachtung verwandelt. Deine Treulosigkeit hat zwischen uns einen unüberbrückbaren Abgrund aufgerissen. Ich kann das Kind einem solchen Vater nicht überlassen. Es ist jetzt das einzige, was mich noch ans Leben fesselt. Leb' wohl!"

Wenn Lüning an diese Stunde dachte, überlief es ihn kalt und heiß. Er war schuldlos schuldig — so war das Unglück gekommen, sein Haus war leer geworden und trotz aller Pracht öde, unerträglich öde. Und nun stand er da, der vielumworbene, gefeierte und einflußreiche Mann einsam mit seinem Kinde inmitten eines entlegenen Waldes und wartete still und verbittert auf seinen einzigen Freund, der ihm eine Stunde am Christabend schenken wollte.

Sie waren auf einen kleinen freien Platz gekommen, in den verschiedene Wege mündeten. Dort blieben sie stehen und schauten die dünn beschneiten, vom Mondlicht hell beleuchteten Waldwege hinunter. Auf dem einen, der aus dem Thalgrunde von der nächsten Bahnstation herkam und langsam nach der Lichtung aufstieg, bemerkten sie einen Wagen. Sie hörten das Knarren der Räder, das Knirschen des Schnees und das Schnaufen der Pferde.

„Da kommt der Onkel Oberförster," rief Willy und rannte dem Wagen entgegen.

Plötzlich hielt das Fuhrwerk an. Der Wagenschlag wurde aufgerissen, und eine Frauengestalt sprang heraus und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Knaben zu. Sie preßte ihn stürmisch an sich, sie kniete neben ihm nieder, ihre Hände glitten zitternd an seinem kleinen Körper entlang, sie streichelte ihm unter tausend Liebkosungen das Lockenhaar.

„Hab' ich dich wieder," rief sie schluchzend, „hab' ich dich wieder, oh du mein süßes, süßes Kind."

Lüning war nähergekommen und stand sprachlos vor dieser Gruppe; er gab dem Kutscher einen Wink, weiterzufahren.

„Also nicht einmal in dieser Wildnis,“ sagte er mit Bitterkeit, „sind wir vor dir sicher.“

Aber sie hörte nicht auf seine Worte und drückte den Kleinen an sich.

„Bist du,“ fuhr er fort, „nur des Kindes wegen hierhergekommen?“

Da ließ sie das Kind los, hielt sich die Hände vors Gesicht, und eine heftige schmerzliche Bewegung ging durch ihren Körper.

Lüning trat auf sie zu und sagte bittend: „Steh auf, Martha.“

Er faßte ihre Hände und richtete sie auf. Sie sank heftig weinend an seine Brust, und so standen sie da in tiefer Ergriffenheit, zwei gute, warm empfindende Menschen, die sich im Sturme des Lebens verloren und in der Stille des Waldes wiedergefunden hatten. Ein neuer, warmer, beseligender Strom der Versöhnung, des Glückes, der Liebe ging durch ihre Herzen.

Sie schritten zuerst stumm den Waldweg nach der Försterei hinauf; dann beichteten sie ihre inneren Kämpfe und Leiden, und Martha erzählte von dem Briefe des Oberförsters und von der schmerzlichen Seligkeit, die dieser Brief ihr bereitet hatte.

Aus den Fenstern der Försterei fiel ein heller Schein auf die Schneedecke der Lichtung; und als sie näherkamen, sahen sie, daß der Weihnachtsbaum schon brannte. Der Oberförster Grundner stand im Zimmer und zündete die letzten Lichter an, während Birkholz und seine Frau den Wein und die Gläser auf den Tisch stellten.

Lünings traten ein, und als die ersten Aufwallungen der Überraschung, der Freude und des Glückes vorüber waren und Frau Birkholz sich mit der Schürze die Augen getrocknet hatte, drückte Lüning dem Oberförster die Hand und sagte: „Also dir hab' ich es zu verdanken, daß ich mein Glück wiedergefunden habe — du lieber, alter Junge, wie soll ich dir nun danken? Ich will dir auch von Herzen verzeihen, daß du dein Versprechen, Willys Aufenthalt zu verschweigen, nicht gehalten hast.“

„Nein nein,“ rief Frau Martha, „ich muß deinen Freund in Schutz nehmen. Daß ich Willy hier in der Försterei Tauberbach finden würde, habe ich nicht von ihm erfahren. Das weiß ich erst durch diesen Brief.“

Sie zog einen ziemlich schmutzigen Zettel hervor und gab ihn dem Oberförster. Und während der alte Birkholz die Gläser füllte, las Grundner das wunderliche Schriftstück von Ignaz und Mine vor.

Birkholz war starr vor Entsetzen und rief: „Da schlag' doch einer lang hin! Das ist ja eine ganz infame Gesellschaft! Ist das die Menschenmöglichkeit? Dieses Rackerzeug!“

Er riß die Thür auf und schrie hinaus: „Ignaz! Mine! Schert euch mal herein! — Ihr seid ja zwei nette Brüder! — An den Beinen müßte man euch beide nebeneinander aufhängen.“

Wie die armen Sünder kamen Ignaz und Mine angeschlichen. Sie blieben scheu an der offenen Stubenthür stehen und wagten sich nicht hinein. Aber Willy kam auf sie zugesprungen und zerrte sie ins Zimmer, bis an den leuchtenden Weihnachtsbaum.

Frau Martha dankte beiden herzlich, und Lüning zählte Ignaz drei Hundertmarkscheine in die Hand und sagte ihm, wenn sie zu ihrer Verheiratung mehr brauchten, dann solle er es ihm durch den Förster mitteilen lassen. Ignaz hatte kaum das Geld in der Hand, da sauste er auch schon wie toll hinaus aus dem Zimmer in den Keller, und Mine rannte vor Wonne kreischend hinter ihm her. Da sind sie denn unten geblieben, und sie wurden nicht müde, immer wieder die bunten Scheine zu befühlen und zu betrachten, während oben die Gläser klangen und der alte Birkholz ein Hoch auf die Berliner „Winterfrischler“ ausbrachte.

„Das hat der Wald wieder gut gemacht,“ sagte er, „der treibt den Menschen den Firlefanz und die Flausen aus dem Kopfe, und der steife Frost jagt das Wild, das sich verlaufen hat, wieder zusammen, daß sie aneinander kriechen und sich warm halten. Nichts für ungut, hier im Walde gibt es keine schlechten Menschen — aber mit Unterschied, Herr Oberförster. Da hinter dem Finkenbruch in der Schonung, da haben sie mir drei prächtige Fichten glatt 'runtergeschnitten, die Schwefelbande! Aber man kann sich die Lung' aus dem Hals' rennen, man kriegt sie nicht. Ich bin ein alter Heuochse, aber ich sage: Gott sei Dank, daß die Bäume nun endlich brennen und daß der Wald wieder seine Ruhe hat und daß Weihnachten mal wieder zu Ende geht — darauf stoßen wir mal an! Prosit!“

---




Der Spielgefährte. Nach einer Zeichnung von Albert Lynch.



# Italienische Volkstypen.

Von

**Hans Hoffmann.**

Silhouetten von **Fritz Schulze** in Rom.



Wenn uns unsere Dichter oder Maler mit einem Schlage tief in die bewährte und unverwüstlich anziehende Romantik der guten alten Zeit versetzen wollen, so ist allemal ihr sicherstes Mittel die Vorführung von allerhand fahrenden Gesellen, Handwerksburschen, vagierenden Schülern und Klerikern, Musikanten, Hausierern, Gauklern, selbst müßigen Schnapphähnen, und was immer für Volk außerhalb der geregelten Lebensbahnen die Gassen und Landstraßen mit moralisch zweifelhaftem, ästhetisch aber buntem und lustigem Treiben bevölkerte. Im modernen Leben unserer ernsthaften Kulturlande sind diese schwankenden Gestalten so gut wie ausgerottet oder doch allzumal in so üble Winkel zurückgedrängt, daß sowohl die Romantik des Wesens als das Malerische der Erscheinung durchaus verflogen sind, beiseite gefegt vom allgewaltigen Besen der fernhintreffenden Polizei. Stellten uns doch jüngstens die immer preiswerten „Fliegenden Blätter“ die Umgebung einer norddeutschen Stadt mit schauerlicher Lebenswahrheit solchermaßen vors Auge, daß wir nichts erblickten als einen weiten und dichten Wald von Warnungstafeln: „Verbot... Verbot ... Verbot ...“



Allein nicht nur bei uns, im klassischen Staate der polizeilichen Fürsorge für das unmündige Unterthanentum, sondern auch im sorglosen



Feilschen und Unterbieten zu üben — und sich doch immer gründlich übervorteilen zu lassen. Es ist wahr, sie wurden oft lästig genug mit ihrer fliegenartigen Zudringlichkeit; wir haben manch grausamen Fluch über sie hinweggeschleudert, wenn wir uns wieder einmal gehörig übers Ohr gehauen fühlten — jetzt sind wir von ihnen befreit; aber siehe, nun beklagen wir uns doch: es ist gar so still und ernsthaft und vornehm geworden unter den prächtigen Arkaden; es war doch ein so lustiges und unterhaltsames Gesindel, wenn auch immer Gesindel. Und so ist's überall; Italien setzt eine polizeilich ehrbare Miene auf, wenn auch langsam und vorsichtig, der reisende Engländer hat weniger Ärger und der fahrende Pittore weniger Augenweide an der Fülle der Gesichte. Wir wollen es nicht tadeln, es ist der Lauf der Dinge, Italien wird Kulturstaat: aber gerne lassen wir uns von dem Künstler etliche jener Gestalten vors Auge zaubern, die nun auf den Gassen immer seltener werden oder schon gar nicht mehr zu finden sind.

Süden, in dem jungen Königreich Italien, beginnt seit einer Reihe von Jahren eine seltsame Ordnungsliebe und Wohlanständigkeit zum wenigsten in den Straßen der Großstädte sich bemerkbar zu machen. Eine große Anzahl origineller und malerischer, oft fragwürdiger, immer merkwürdiger Gestalten jener landstreicherischen Gattung ist auch dort im Zurückweichen und Aussterben begriffen: ihr ungeregeltes Treiben gilt als indegno della capitale — und was der Hauptstadt nicht würdig ist, mögen auch die anderen Städte sich nicht zur Ehre rechnen: auch sie haben das ernste Streben, sich dem Auge des fremden Beschauers als respektables und säuberliches Kulturgebiet darzustellen. Wie wimmelte früher, vor noch gar nicht langer Zeit, Venedigs großer Festsaal, der Markusplatz, von wandernden und lungernden Verkäufern aller möglichen und schier auch unmöglichen Dinge, der kluge Fremdling fand hier die erste Gelegenheit, seine meist nicht geringen Talente im



Da ist der cocciaro, der hellstimmige Verkündiger und Verkäufer irdener Gefäße, die er auf dem Rücken daherträgt, Töpfe, Schüsseln, Urnen, Vasen, Näpfe der mannigfachsten Gestalt und Bestimmung, alles von grober Arbeit, aber zierlichster Form: es liegt ein sichtlicher Hauch antiken Formgefühls über diesen einfachen Gerätschaften des täglichen Lebens; gerade hier waltet eine nie unterbrochene Tradition; die hohe Kunst ging fast spurlos zu Grunde unter den Stürmen der Völkerwan-

derung, der invasione dei barbari, und mußte spät in der Renaissancezeit wie ein halb fremdes Wunder wieder neu entdeckt werden: die Kleinkunst hat den Wechsel der Zeiten siegreich überdauert, und mannigfache Formen ergötzen unser Auge, deren erste Erfindung wir mit klarer Sicherheit auf die Hellenen und alten Etrusker zurückführen können.



La bella conculina, donne!
Du' bajocch' 'na conculina!

Sie ist wirklich schön, die schlichte Schüssel, die sein tönender Gesang für zwei Bajocchi oder Soldi den sparsamen Hausfrauen anpreist.

Eine ganz originelle Figur ist der carnacciaro, der Katzenfütterer.

Venite qua, micetti,
Venite da papa,
che tutti allegri vi farà star!
Er carnacciaro, donne,
Ecco er carnacciaro, donne!
„Kommt all' heraus, ihr Kätzchen,
Laßt all' euch glücklich machen . . .“

Mit so liebevollem Lockruf zieht er in aller Morgenfrühe von Haus zu Haus; und schon sitzen seine Pflegebefohlenen harrend eine jede vor ihrer Thür und singen schon zur Antwort ihr zartestes Sehnsuchtslied entgegen, und nun recken sie sich und tänzeln auf ihn zu mit weichen, zierlichen Tritten, umschlängeln ihn, umschmeicheln ihn — der carnacciaro muß ein glücklicher Mensch sein, denn sein Geschäft ist: Glückliche machen, mag auch der Wochenlohn, den er von den Besitzern des italienischen Lieblingstieres empfängt, nicht gerade ein fürstliches Einkommen bedeuten.

Nahe Verwandte unserer „kohlensauren Jungfrauen“ sind die Verkäuferin von acqua acetosa, natürlichem Sauerbrunnen, und der limonaro, der dem civilen Wasser durch den Zusatz von Citronensaft einen künstlichen Wohlgeschmack und gesteigerte Erquickungskraft verleiht. Aber wieviel frischer, lebendiger, heiterer ist ihr Auftreten als das unserer armen hockenden Weiblein in ihrer kerkerhaften Holzbude, aus der sie steif und klanglos ihr Getränke verabfolgen!

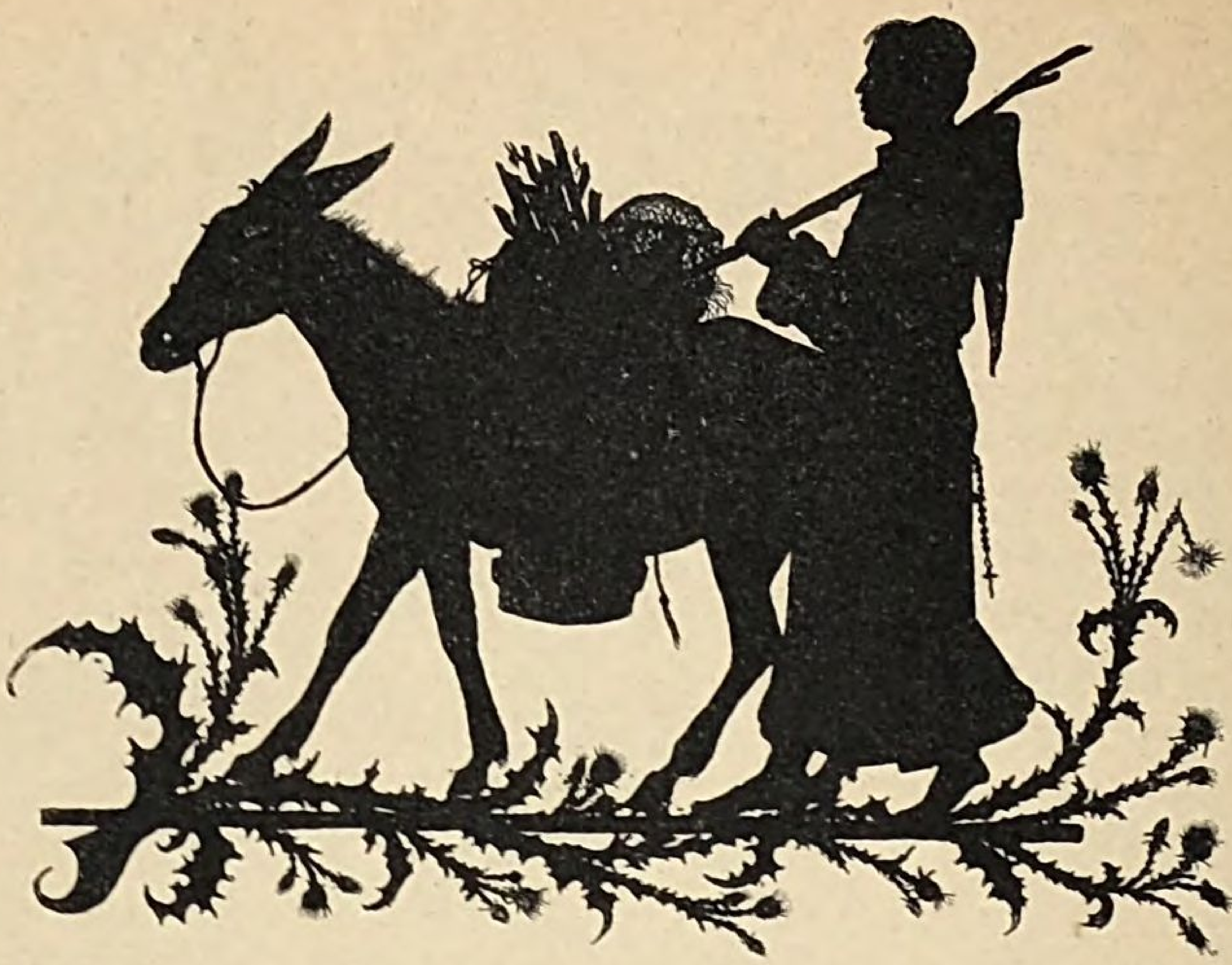
Fresca! — Acqua 'cetosa,
Pigliate, sora sposa,
che vi rinfrescherà! Ah!
Ah! Ah!
Il sommaro di Menghini*)
non vuol più camminar. Ah!
Ah! Ah!

Der arme Esel! Er mag nicht mehr laufen — und darum, nur darum: „Nehmen Sie, junge Frau! Es wird Sie erfrischen!“ Nur dem treuen Esel zu Liebe!

Die italienische Spinnerin, graziös hinwandelnd mit der leichten Spindel unterm Arm — und das deutsche Gretchen am Spinnrad im stillen Gemache: man kann sich kein treffenderes Bild der weiblichen Art beider Nationen wünschen als diesen Gegensatz. Hier enge, traute, wohlgeheizte Häuslichkeit:

*) Beliebige Eigennamen, wie Müller oder Schulze.





Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit! . . .
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln . .

Der trauliche Kerker thut sich auf, der südliche Sonnenschein flutet herein — die braune Carmela steht in der offenen Hausthür und spinnt und spinnt und späht dabei fleißig in die fröhliche Welt hinaus; sie geht über die Straße zur Nachbarin hinüber und plaudert ein Stündchen still wandelnd und spinnend; sie macht ihre Besorgungen, ohne die emsige Spindel aus der Hand zu legen. Ach, drinnen im Hause sieht es gar nicht so aus wie in des deutschen Gretchens Stube, ach nein, gar nicht . . . es ist zu fürchten, der feurigste Verliebte nordischen Geblütes möchte bei dem Anblick einen heimlichen Schauder nicht ganz überwinden — und gar eine deutsche Hausfrau oder solche, die es werden will: puh, schon allein der Staub . . . .! — Aber Carmelas Heim ist auch nicht zwischen den vier Wänden: das ist nur ein Unterschlupf für die bösen Tage, die freilich auch unter dem ewig blauen Himmel, dem sogenannten, keineswegs ausbleiben: ihr wahres Heim ist draußen, im Sonnenschein, im leichten Schatten der Olive, der Weinlaube, im dichten der weißen Gartenmauern . . .



Aber was sie sinnen und singen unter der Arbeit, das Gretchen und die Carmela, ist im letzten Grunde doch wohl ein und dasselbe; nur in etwas anderer Tonart:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer.

Und

Mamma, mamma, un cavaliere,
che mi ama, che mi vuol bene,
che m'ha detto, mi vuol sposar . . .

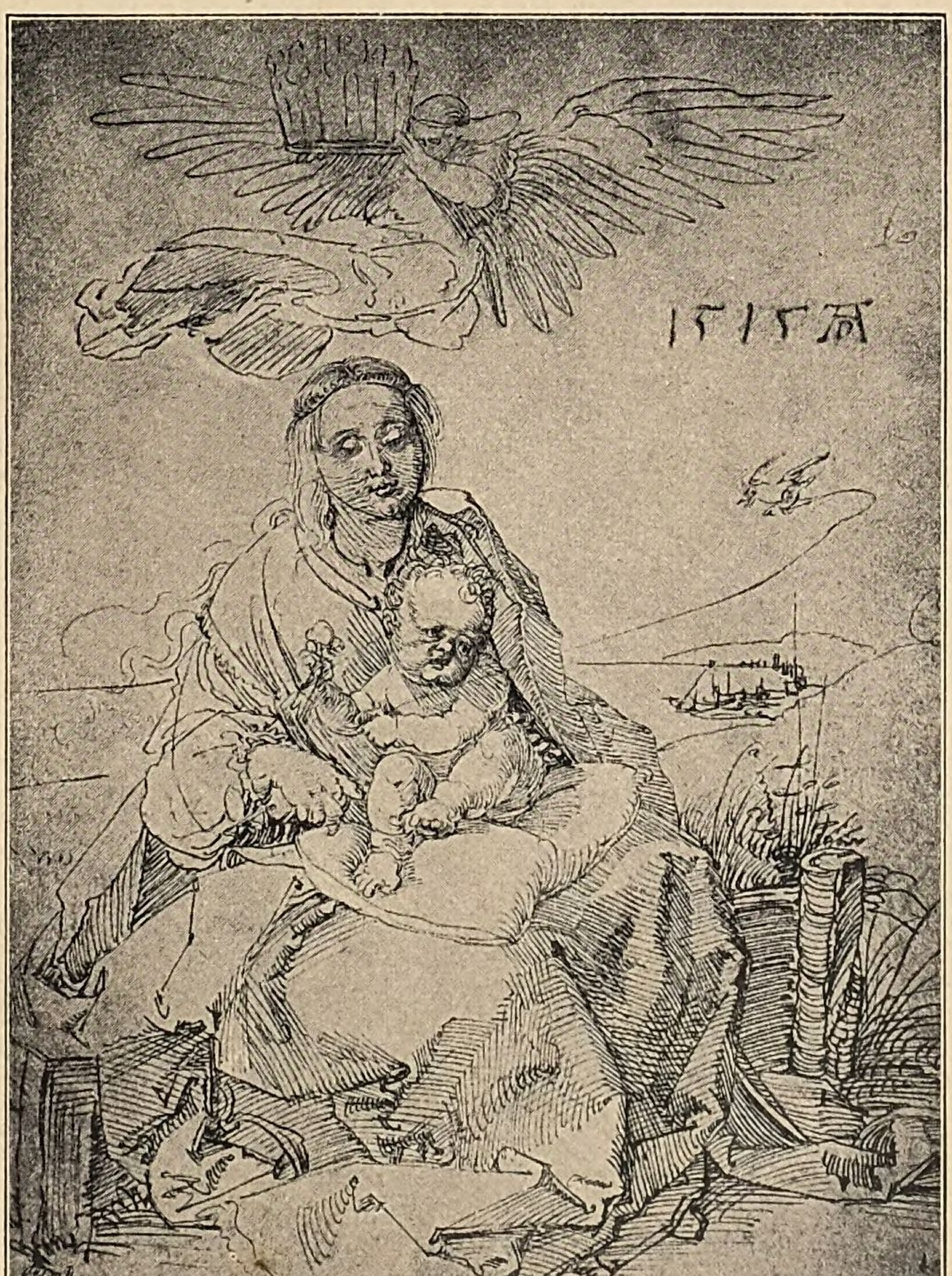
Der Cavaliere, der sie liebt, der sie heiraten will, wird vermutlich kein vornehmer Rittersmann sein, sondern wohl nichts Größeres als ein ehrlicher Campagnareiter, ein berittener Ochsenhirt: aber einen guten Geschmack hat sie doch, denn eine hochmalerische Erscheinung ist er, dieser cavaliere, wenn er über die einsame Campagna dahintrabt mit seinem ernsten, braunen, scharfgeschnittenen, altrömischen Profil, seinem wehenden Mantel, seiner spitzigen Lanze — oder wenn er still hält und in die Weite hinausforscht, regungslos Mann und Roß, wie in Erz gegossen — viel malerischer noch als der schönste Ulan oder Dragoner der besten preußischen Konstruktion: ja, unser Geschmack stimmt völlig mit dem ihren überein; und wir verstehen uns

doch als gelernte Ästhetiker auf solche Dinge.

Den Anblick einer bescheideneren Kavallerie gewährt uns der frate cercante, der Bettelmönch, der mit seinem Eselein von Haus zu Haus zieht, Almosen zu erbitten — selbstverständlich nicht für seine Person, sondern für seine Bruderschaft, deren demütigen Teil er bildet. Uns Norddeutschen erscheint er wie ein fremdartiger Nachklang aus einer längst entschwundenen Kulturepoche; aber auch in Italien gehört er bereits zu den Typen einer verklungenen oder doch verklingenden Zeit. Älteren Leuten, die ihn noch in seiner beschaulichen Wanderthätigkeit gekannt haben, scheint sein Leben noch ziemlich behaglich vorgekommen zu sein; ein Volkslied singt frisch und fröhlich:

Mi farò da cappuccino,
anderò a quest' e quello,
anderò con asinello
a chieder la carità.
Kapuziner will ich werden,
Von dem einen zu dem andern
Mit dem Esel will ich wandern,
Fromme Gaben zu erflehn.

Dem frischesten und modernsten Leben dagegen — wie freilich auch dem ältesten der Menschheit — gehört die Figur des Fischers an. Wir brauchen seiner anmutigen Erscheinung und der eigentümlichen Art seines Netzwerks nichts zur Erklärung hinzuzufügen: ein pikanter Kontrast aber wird sich ergeben, wenn man sich ihm zur Seite das derbe Bild eines schwerhinwandelnden, netzaufschleppenden Ostseefischers vorstellt.




Maria mit dem Christuskind. Nach einer Zeichnung von Albrecht Dürer in der Kgl. Bibliothek des Windsor-Schlosses.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

# Neues vom Büchertisch.

Von
**Paul von Szczepański.**



Wie gewöhnlich sehen auch in diesem Jahr wieder die meisten Verlagsbuchhändler ihr geschäftliches Interesse darin, ihre Verlagswerke nicht eher auf dem Büchermarkt erscheinen zu lassen, bis die Nachfrage nach Geschenkwerken für den Weihnachtstisch beginnt. Ob das Prinzip geschäftlich richtig ist, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls aber verliert der deutsche Buchhandel allmählich das Recht, darüber zu klagen, daß nur zur Zeit der Weihnachtsmärkte Bücher gekauft werden, wenn er ohne weiteres eine schlechte Gewohnheit des Publikums anerkennt und immer mehr das Erscheinen seiner Neuheiten auf die paar Wochen konzentriert, in denen auch die Pfefferkuchenfabriken mit Dampfbetrieb ihre Ware loszuwerden suchen müssen. Es ist nur natürlich, daß in der Flut von „Weihnachtsnovitäten“, die zum Fest in gar keiner anderen Beziehung stehen, als daß ihr Verleger in dieser Zeit auf ein kauflustiges Publikum rechnet, manches gute Buch gänzlich unbeachtet bleibt und daß manchem schlechten Buch, das äußerlich eine „Zierde des Weihnachtstisches“ zu werden verspricht, ein stärkerer Absatz wird, als es von Gott und Rechts wegen verdient hätte. Ich persönlich habe eigentlich kein Recht, über diesen Zustand der Dinge zu klagen. Denn da die Sturmflut erst hereinbricht, wenn auch dieses Weihnachtsheft zur Ausgabe gelangt, so können die Leser von mir nicht erwarten, hier schon von mir über die Weihnachtsnovitäten orientiert zu werden. Ich brauche mich also nicht in Hast durch einen Berg von Büchern zu arbeiten, sondern kann, meinen quietistischen Neigungen folgend, mir das eine oder andere später nach Laune herausgreifen. Wenn ich dabei eines übersehen sollte, das nicht übersehen zu werden verdient, — es wird nicht meine Schuld sein. Übrigens — die Leser verzeihen mir einige Worte pro domo — wir, das heißt die Monatshefte, machen diesmal den Sturm mit. In der bescheidenen Überzeugung, daß unser Dezemberheft vielen Lesern gefallen wird, haben wir nämlich eine Separatausgabe dieses Heftes veranstaltet, die unter dem Titel „Velhagen & Klasings Weihnachts-Almanach“ von jedem Buchhändler zu beziehen ist. Ehrlich wie ich bin, warne ich jeden Abonnenten der Monatshefte davor, sich diesen Almanach für seine Privatbibliothek zu beziehen, denn er findet außer den laufenden Romanen nur das darin, was ihm das Dezemberheft bietet. Ebenso dringend aber bitte ich jeden Abonnenten, „Velhagen & Klasings Weihnachts-Almanach“ als Geschenkwerk für solche Freunde zu benutzen, von denen er weiß, daß sie nicht Abonnenten der Monatshefte sind. Der Almanach ist billig, er kostet nur eine Mark und fünfzig Pfennig, und sieht nach mehr aus, — er erfüllt also alle Anforderungen, die in diesen schlechten Zeiten von Schenkern und Beschenkten an ein Weihnachtsbuch gestellt werden können. So, damit hätte ich meinen Ausruferpflichten — „immer heran, meine Herrschaften!“ — genügt; wenn der Weihnachts-Almanach zu den Pfefferkuchen gehören sollte, die nicht gegessen werden, ist es nicht meine Schuld. Man darf übrigens nicht glauben, daß mir die Sache sauer geworden ist, — ich war nicht ohne Nutzen im Lande der Reklame, in Amerika.

Eine neue Erzählung „Glaubenslos?“ von Marie von Ebner-Eschenbach erinnert mich daran, daß der Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, kürzlich eine Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ der Dichterin veranstaltet hat. In Bezug auf diese Ausgabe habe ich drei Wünsche. Erstens, daß es auf irgend eine Weise sich ermöglichen lasse, den Roman „Bozena,“ der im Cottaschen Verlag erschienen ist, den Gesammelten Schriften einzuverleiben. Die gesammelten Schriften eines Dichters brauchen nicht notwendig alles zu enthalten, was er geschrieben hat, und ich bedauere es gar nicht, daß diese Paetelsche Ausgabe keinen einzigen der dramatischen Versuche der Dichterin enthält. Alles darin ist edel und fein empfunden, die Sprache ist häufig von großer Schönheit, — aber sie werden trotzdem „Buchdramen“ bleiben, das heißt, sie werden auf der Bühne niemals eine Wirkung üben und in der Buchausgabe — niemals gelesen werden. Die Vollständigkeit nur um der Vollständigkeit willen ist mir nicht Gesetz; es ist mir lieb, daß Marie von Ebner-Eschenbach von ihrem Verleger Paetel nicht behandelt wird wie der tote Goethe es sich von seinen großen Verehrern oder Heine von Gustav Karpeles gefallen lassen muß. Aber Gesammelte Schriften sollten keinen wirklich charakteristischen Zug eines Dichters vermissen lassen. Und die Lebensgeschichte der Bozena muß man gelesen haben, um Marie von Ebner-Eschenbach ganz zu kennen, — die einzige Erzählung, in der die Dichterin die Form nicht immer ganz bewältigt, aber auch diejenige, in welcher sie die ursprünglichste, ohne alle Reflexion gesehene Frau aus dem Volke zeichnet. Mein zweiter Wunsch ist der, daß Marie von Ebner-Eschenbachs „Gesammelte Schriften“ eine möglichst weite Verbreitung finden, — es ist manches darunter, wie „Das Gemeindekind,“ das als „das Beste“ auch gerade gut genug für „das Volk“ ist, das heißt, für diejenigen Leser der nichtgebildeten Klassen, die litterarisches Feingefühl haben. Man trifft, wenn man sich die Mühe gibt, darauf zu fahnden, solche Leute in den nichtgebildeten Klassen ebenso häufig, wie in den gebildeten Leute, die die Romane von Nataly von Esch-

struth ebenso „nett" finden wie die Erzählungen der Baronin Ebner. Diesen ein gutes Buch zugänglich zu machen, gehört zu den guten Werken. Mein dritter Wunsch ist, daß Frau von Ebner-Eschenbach ihren Gesammelten Schriften noch manchen Band hinzufügen möge von der psychologischen Tiefe, lebendigen Wahrheit und harmonischen Stimmung ihrer jüngsterschienenen Erzählung: „Glaubenslos?" Die Verfasserin stellt die in dem Titel ausgedrückte Frage in Bezug auf den Helden ihrer Erzählung, einen jungen katholischen Priester, der nicht mehr glauben kann, was seine Kirche ihm zu glauben vorschreibt. Seine Zweifel reifen in ihm den Entschluß, sich dem Priesteramt zu entziehen; der scheinbare Mißerfolg, den seine milde seelsorgerische Thätigkeit in der widerborstigen Landgemeinde hat, befestigt diesen Entschluß. Dann aber bleibt er doch seinem Amt getreu, — im Widerspruch mit seiner Überzeugung, auch ohne viel Aussicht, daß es seiner stillen Natur gelingen werde, alle Raufbolde und Säufer seiner Gemeinde zu bändigen. Ich will nicht erzählen, welche intimsten Regungen einer feinorganisierten Seele, welche Verkettung von Vorgängen ihn bewegen, zu bleiben, — den Lesern, die nach dem Buche greifen, möchte ich nichts vorwegnehmen. Die Leser des Buches werden, glaube ich, gleich mir, der Ansicht sein, daß er nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht hat, zu bleiben, und daß er sich nicht untreu wird, indem er bleibt. Die Frage, ob der Priester einer Kirche das Recht hat, Priester dieser Kirche zu bleiben, wenn er die Glaubenssätze seiner Kirche nicht mehr für wahr hält, ist damit generaliter nicht beantwortet, sie ist auch von der Dichterin gar nicht gestellt worden und wollte von ihr gar nicht beantwortet werden. Hier ist eine Individualität geschildert worden, und Priesterindividualitäten sind ebenso verschieden wie die anderer Menschen, — es gibt sogar Priester wie Menschen, die wenig Individualität aufzuweisen haben.

Auch eine neue dreibändige Ausgabe von Ludwig Tiecks Werken, herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien), möchte ich, ohne Hoffnung, andere wie Klassikerfreunde dafür zu erwärmen, kurz erwähnen. Nicht ohne Schadenfreude fand ich in der heute noch ganz frisch wirkenden Novelle „Des Lebens Überfluß" das Urbild einer Novelle, die in der Sternbanner-Serie, einer Übersetzung amerikanischer Autoren, unter dem Namen eines berühmten amerikanischen Novellisten in unser geliebtes Deutsch zurückübertragen ist. Der Name des amerikanischen Novellisten und der natürlich veränderte Titel der amerikanischen Novelle sind mir nicht gegenwärtig und in einer auf tausend Rezensionsexemplare angeschwollenen Bibliothek findet man natürlich niemals dasjenige Buch, das man im Augenblick gerade finden möchte, — aber das kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß dieser berühmte amerikanische Novellist dem seligen Tieck mit unglaublicher Unverfrorenheit nachgedichtet hat. Die Entdeckung würde Tieck leider nichts nützen, auch wenn er noch lebte und gegen unberechtigten Nachdruck protestieren wollte; denn der deutsche Autor ist noch heute in den Vereinigten Staaten ebenso schutzlos wie der amerikanische Bürger in den Straßen Chicagos dem Revolver gegenüber schutzlos ist, der ihm von einem andern amerikanischen Bürger, der aus Neigung oder Notdurft vom Revolver lebt, auf die Brust gesetzt wird. Vielleicht besinnt sich das Deutsche Reich bald einmal darauf, daß es die Pflicht und die Macht hat, den deutschen Schriftsteller gegen amerikanischen Nachdruck zu schützen, und wirft die Litterarkonvention mit den Vereinigten Staaten, die in ihrer gegenwärtigen Fassung die Gesamtheit der deutschen Schriftsteller den Besitzern deutschamerikanischer Zeitungen tributär macht, ins Feuer.

In schmuckem Gewande und unter dem Gesamttitel „Blau Blut" präsentieren sich von neuem die ehemals oder vielleicht auch heute noch — bei den erfolgreichsten modernen Romanen weiß man niemals, wie lange sie gelesen werden — vielgelesenen drei Romane Ernst von Wolzogens „Die Kinder der Excellenz," „Die tolle Komteß" und „Der Thronfolger" (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, Salonausgabe, Stuttgart). In dem ersteren ist nach der Vorrede des Verfassers der moderne Schwertadel, in dem zweiten der Landadel, in dem dritten der Hofadel charakterisiert. „Die vierte Gattung, den Hochadel, mußte ich leider aus dem Spiele lassen," meint der Verfasser, „da ich ihn nicht genügend kenne, und die fünfte Gattung, den Geldadel, weigere ich mich entschieden anzuerkennen." Ich glaube nicht, daß es für den Dichter notwendig ist, denjenigen Menschen im Leben vorgestellt zu sein, die er im Roman schildern will, denn die Figuren eines Dichters sind seine Geschöpfe, nicht Photographien nach der Natur. Aber ein Autor muß wissen, was er kann oder nicht kann, und wenn Wolzogen vor dem Hochadel Halt macht, weil er ihn nicht schildern zu können oder ihn nicht zu kennen glaubt, ist nichts dagegen zu sagen. Aber wenn er die „fünfte Gattung," den Geldadel, nur deshalb nicht schildert, weil er sich entschieden weigert, ihn anzuerkennen, so beruht diese irrige Motivierung auf der Voraussetzung, daß es die Sache Ernst von Wolzogens sei, den Geldadel an- oder nicht anzuerkennen. Ob das eine oder das andere geschieht, der Geldadel, wenn man überhaupt die Einteilung in die fünf Klassen gelten lassen will, existiert deshalb nicht minder. Denn, wo auch immer geadelt worden ist, sind sicher ebensoviel Menschen um ihres Besitzes wie um ihrer Tugenden willen geadelt worden. Und wenn der Besitz in der Hand eines tüchtigen Mannes war, hat dieser Zufluß neuen Blutes den Adel niemals um sein Ansehen gebracht. Selbst der Blaublütigste sollte sich nur dann darüber echauffieren, daß ein vermögender Mann sich adeln läßt oder geadelt wird, wenn dieses Vermögen von schmutzigen Fingern zusammengerafft worden ist, und wenn nicht der Besitz, sondern der unreelle Erwerb mit einer Auszeichnung bedacht wird. Die Handlung seines den Geldadel schildernden Romans in ein kleines deutsches Für-

stentum verlegt, dessen Souverän bei Lebzeiten vielgefeiert, nach seinem Tode aber von seinen zuverlässigen Freunden mit dem Zunamen „der Adeler" belegt wurde, würde Wolzogen vielleicht ein Recht gehabt haben, den Geldadel als „minderwertig" darzustellen; aber es wäre eine einseitige Auffassung gewesen. Indessen scheint mir diese Fünfklasseneinteilung überhaupt eine höchst willkürliche zu sein, am allerwillkürlichsten die Scheidung zwischen Landadel und Schwertadel. In Preußen wenigstens ist eine solche Scheidung ganz sicher nicht zulässig; die Bonin, Puttkamer, Kameke, Dewitz, Alvensleben und eine ganze Reihe anderer Adelsfamilien gehören ganz ebenso zum Landadel wie zum Schwertadel, und der Wunsch des letzteren, wenn man ihn auf die Träger solcher Namen beschränken will, die den Adel vor dem Feinde oder im Militärdienst erworben haben, Grundbesitz zu erwerben, ist ebenso ausgeprägt, wie der Landadel allgemein die Pflicht anerkennt, seine Söhne in erster Linie für das Schwert, für den Militärdienst zu erziehen. Deshalb will es mir nicht recht einleuchtend erscheinen, daß Ernst von Wolzogen der Anspruch, seine drei Romane als einen Cyklus aufgefaßt zu sehen, schon gekommen ist, ehe er sie vollendet hatte. Ein Gedanke von nicht höherem Wert, als ein neuer Einband oder eine neue Ausstattung, vielleicht nicht einmal von demselben Wert, denn er schließt Prätensionen ein, die über den Gehalt der Wolzogenschen Romane durchaus hinausgehen, Prätensionen, die der Verfasser noch dazu in dem Vorwort dieser sonst höchst geschmackvollen Salonausgabe energisch betont. Wolzogen meint, er habe in diesen drei Romanen dem deutschen Adel quasi einen Spiegel vorgehalten und ihm gezeigt, daß er nicht auf der Höhe der Situation stehe. Ob das letztere der Fall oder nicht der Fall ist, darüber kann man diskutieren wie über die Frage, ob der Adel ohne gleichzeitigen Grundbesitz eine Berechtigung hat, ob der Adel überhaupt eine Notwendigkeit ist, ob der Adel nur ein persönlicher sein sollte oder ob er erblich sein muß, — man kann darüber diskutieren wie über tausend Doktorfragen. Aber daß Wolzogen in seinen Romanen mehr gegeben habe, als amüsante Romane, deren Figuren zum großen Teil ganz lebenswahr geschildert sind, — als Einzelfiguren, als Individuen, — das wird nicht leicht jemand außer dem Verfasser behaupten. Und noch weniger wird jemand aus diesen Romanen höhere Ziele herausfinden, die der Verfasser dem Adel steckt. Aus der Vorrede möchte ich schließen, Wolzogen meint, der Adel müsse sich zugänglicher für „neue Ideen" zeigen, als er es im allgemeinen thut, wenn er auf der Höhe der Situation bleiben wolle oder wieder dahinauf möchte, wenn er wirklich zu den „Edeln" der Nation gezählt werden solle. Mit „neuen Ideen" hat es seine eigene Bewandnis; erstens kann sie nicht jeder haben, zweitens sind sie nicht immer gut. Wer allen neuen Ideen ein williges Ohr leiht, mag recht beweglichen Geistes sein, aber er wird auch leicht ein zerfahrener Mensch. Was so von eigener Weltanschauung ab und zu aus Wolzogens Romanen hervorblinkert — für die Freunde seiner flotten, frischen und lebendigen Darstellungskunst gewöhnlich ein Augenblick, in dem auch der willigste kopfscheu wird — das macht den Eindruck einer stark unregelmäßigen Gangart, drei Schritte rechts, fünf Schritte links, ein Galoppsprung geradeaus, und wo er eigentlich hinwill, ist mir wenigstens noch nicht ganz klar geworden. Daß er beim Protoplasma anfängt, habe ich einmal irgendwo herausgelesen, aber leider bin ich nicht gebildet genug, um mir unter dem Protoplasma etwas anderes vorstellen zu können als eines jener Worte, die sich zur rechten Zeit einstellen. Mag sein, daß der Adel, der sich neuen Ideen gegenüber vorsichtig zeigt, ein Bißchen die Rolle des Hemmschuhs am Staatswagen spielt; wenn man nicht Kutscher sein kann, keine üble Aufgabe, — ohne Hemmschuh ist schon mancher Wagen bergab zu stark ins Rollen gekommen.

Die Reihe der Erscheinungen, die nicht eigentlich Neuheiten sind, schließe ich mit einem Hinweis auf die dritte Auflage von Richard Andrees Allgemeinem Handatlas, die während des Jahres in Lieferungen ausgegeben, jetzt abgeschlossen vorliegt. (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Ich will nicht alle Verbesserungen und Bereicherungen dieser neuen Auflage aufzählen. Von der Vollständigkeit dieser neuen Auflage sind wir — die Redaktion der Monatshefte — aus Anlaß eines verzeihlichen Irrtums unseres verehrten Mitarbeiters August Trinius sehr schlagend überführt worden. Der Spezialforscher der Thüringer Berge hatte den von den Lesern noch unvergessenen Artikel über die Gemeinde Gabelbach, ihre Satzungen und Gemeindepoeten mit der Bemerkung eingeleitet, daß die — bekanntlich nur aus einem Hause bestehende — Gemeinde Gabelbach auf keinem Atlas verzeichnet stehe. Dieser Irrtum hat uns „Tausende" von Postkarten eingetragen, die uns aufforderten, die dritte Auflage von Andrees Handatlas etwas gründlicher zu studieren. Einen uns von Velhagen & Klasings Geographischer Anstalt in Leipzig mit dem Hinweis auf § 11 des Preßgesetzes angedrohten Preßprozeß, falls wir uns nicht sofort zu einer Berichtigung entschlössen, hat glücklicherweise das immerhin kollegialische Verhältnis zwischen der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing und Velhagen & Klasings Monatsheften schließlich verhindert.

Aus der Schmiede meines Helden Felix Dahn — einem Feuilleton, in dem eine Jägerin auf Berühmtheiten einen Besuch in der Wohnung des Dichters schildert, entnehme ich, daß er sein papierkorbloses Arbeitszimmer seine „Schmiede" zu nennen liebt — ist statt des von ganz Deutschland mit fieberhafter Spannung erwarteten neuen Bandes seiner Lebenserinnerungen ein neuer dreibändiger Roman hervorgegangen, — ein geschichtlicher noch dazu — „Julian der Abtrünnige" (Breitkopf & Härtel, Leipzig). So gespannt ich auch auf die Fortsetzung dessen bin, was Felix Dahn selbst erlebt hat, kann ich es doch begreifen, daß er seine große, auf sechsunddreißig Bände angelegte Arbeit unterbrochen hat, um diese Kleinigkeit einmal schnell ins

Publikum zu schleudern. Es sind ja nur ungefähr 1300 Druckseiten, das schmiedet sich schnell zusammen, wenn man nur vier Stunden am Tage des Schlafes bedürftig ist. Julian braucht zeitweise sogar nur zwei, — in diesem Punkt übertrifft er seinen Meister Dahn noch um weniges, während er in anderen eine so auffallende Ähnlichkeit mit ihm hat, daß der Leser „Julians des Abtrünnigen" an ganze Passagen aus den Jugenderinnerungen des Meisters Felix erinnert wird. Kann man es Dahn nicht nachfühlen, daß er diesen Doppelgänger erst einmal aus der Welt schaffen und sich die von ihm so tief empfundene Ähnlichkeit von der Seele schreiben mußte? Im Äußerlichen ist die Ähnlichkeit eine vollendete: auch Julians Feuerseele steckt wie diejenige Felix Dahns in keinem Heldenleibe — beide haben nicht das Militärmaß. Julian ist ein schlechter Reiter, während Dahn in seinen Erinnerungen das Geständnis macht, daß er einzig in dieser ritterlichen Kunst es nicht zur Vollendung gebracht habe. Im Pistolenschießen können sie nicht verglichen werden, da es zur Zeit Julians noch keine Streichhölzer gab, die man brennend auf die besten Sofakissen aufstecken und zum Entsetzen seiner Frau mit der Pistole ausschießen konnte, wie es zu Dahns Lieblingsbeschäftigungen gehört. Aber im Speerwerfen sind sie sich wieder ebenbürtig, nur daß Dahn seinen Speer immer einen Ger nennt, während er doch in Wahrheit eine Bohnenstange aus dem väterlichen Garten war. Ebenso ist beiden der wilde Bartwuchs eigen, der ihnen ermöglicht, sich mit Hilfe eines Rad- oder Purpurmantels heldenhaft zu drapieren und Kinder fürchten zu machen. Auch innerlich haben sie manche Ähnlichkeit miteinander. Vor allem die Keuschheit. Dahn fühlte sich bekanntlich verpflichtet, urbi et orbi zu verkündigen, er habe niemals ein Weib berührt, ehe er sich zum erstenmale verheiratete. Auch Julian der Abtrünnige ist keusch, allerdings mit einer Beimischung von ohnmächtigem Cynismus! „Auch zu des Libanius Weisheit," schreibt Julian an seinen Lehrer und Vertrauten, „drang ich durch einen Regen von Gold wie dein Zeus zu der schönen Danae gelangte. Sage, glaubst du das nun alles wirklich? Schon eher glaube ich sein Abenteuer mit Europa als Stier: stiermäßige Vorzüge sollen ja manchen Weibern lockend scheinen! sagt man. Ich weiß freilich davon nichts." — Ich muß einen Augenblick dabei verweilen. Meisterhafter konnte der cynische große Junge Julian wirklich nicht charakterisiert werden, als es Meister Dahn mit diesem kleinen Zuge gethan hat. Man sieht ihn ordentlich vor seinem Briefbogen damaliger Zeit sitzen und die inhaltschweren Worte schreiben: „Ich weiß freilich davon nichts." Dann wird er sich darüber klar, welche sittliche Größe er da eben bekundet hat, er macht eine Pause, sieht mit großen glänzenden und träumerisch umschatteten Augen an die gegenüberliegende Wand oder in weite Fernen, in seinem — ach allzublassen, würde Dahn sich ausdrücken — Gesicht steigt eine fliegende Röte auf, er macht eine Bewegung mit der Hand, als wolle er lockende Bilder verscheuchen, lispelt dann noch einmal wie zur Bestätigung: „Ich weiß freilich davon nichts" — und greift wieder zu dem unermüdlichen Griffel. Denn mit Tinte und Feder wie Felix Dahn konnte Julian noch nicht alles ausströmen lassen, was seine Seele bewegte, — er mußte am Schreibgriffel sein Genüge finden. Das Bild, zu dessen Ausführung ich mindestens zehn Zeilen gebraucht habe, gibt Dahn in klassischen fünf Worten. Leider ist die Charakteristik nicht immer von so meisterhafter und prägnanter Kürze. Zur Entschuldigung Dahns indessen sei es gesagt, — dieser Julian ist einer der größten Schwätzer aller Zeiten gewesen, wenigstens der Julian, den Dahn historisch festgenagelt hat, und einen schwatzhaften Helden von der Wiege bis zum Grabe in Kürze abzufertigen, ist nicht gut möglich, wenn man diesen Helden seine Erlebnisse zum guten Teil selbst erzählen läßt. Julian, dem es nicht in allen Stücken an Selbsterkenntnis mangelt — er weist vielfach selbst auf seine komödiantenhafte Eitelkeit hin, freilich immer mit dem Zusatz „so bin ich nun mal," ganz wie Dahn in seiner Selbstbiographie die wenigen minder glänzenden Seiten seines Charakters mit dem Hinweis darauf, daß er ja schließlich doch auch nur ein Mensch sei, zu liebenswürdigen Schwächen mildert — Julian selbst ist für seine Schwatzhaftigkeit unempfindlich. „Fürchte nicht, o Mann der Götter und der friedlichen Weisheit, ich werde dich ermüden durch gleich ausführliche Berichte über meine auf den großen Tag von Straßburg folgenden Kriegsthaten," leitet er zwar einen seiner Briefe an den Lehrer und Vertrauten ein, aber das ist nur ein Köder, — der gute Mann hält nicht Wort. Und er ermüdet den Leser schließlich bis zum Gähnkrampf, — nicht das Interesse für diesen Julian, sondern meine Verehrung für Felix Dahn hat es mir dennoch ermöglicht, die dreizehnhundert Seiten völlig in mich aufzunehmen. Da habe ich denn mal wieder erlebt, daß jedes aus einem guten und wahren Gefühl heraus gebrachte Opfer schließlich seine Frucht trägt, denn nicht unbereichert habe ich den dritten Band zugeklappt. Habe ich mir doch bisher immer eingebildet, Julian der Abtrünnige sei ein schlauer Politikus gewesen, der noch einmal die Kräfte des Heidentums sammelte, um seinen wackelnden Thron damit zu stützen. Nichts von alledem; Julian ist niemals eine treibende Kraft gewesen, sondern immer nur ein geschobenes Männchen, ein ganz unklarer Kopf, der in Philosophie und sentimentalen Männerfreundschaften macht, der aber trotzalledem ein großer Held ist. Dieses „trotzalledem" beweist Felix Dahn zwar nicht, er behauptet es nur. Das genügt mir, und so komme ich aus der peinlichen Lage, in der ich mich befände, wenn ich in dem Dahnschen Julian nur einen fürchterlichen Bramarbas sehen müßte. Eine große Beruhigung ist es mir auch gewesen, zu erfahren, wie sinnig, sittig und weich die Germanen schon im vierten Jahrhundert n. Chr. waren. Wenn meine Vorfahren um diese Zeit zwar wahrscheinlich auch noch nicht zwischen Rhein und Weichsel, sondern in den Steppen Asiens oder noch viel weiter gesessen haben oder geschweift sind, so bin ich doch so stark germanisiert, daß es immer meinem

Feingefühl widerstrebt hat, mir die Germanen jener Zeit als rauhe Krieger vorzustellen. Diesen Druck nimmt Dahns Schilderung mir von der Seele. Das waren herzige Leute, die zwar ihre Helme als Trinkgefäße benutzten, weil sie keine Gläser hatten, auch heldenhaft dreinschlugen, aber sich doch nicht gegenseitig mordeten, ohne vor ihrem Ende noch ein freundliches und versöhnendes Wort aneinander zu richten. Die Soldaten einer Kompagnie, wenn sie gut zu einander standen, aber nannten sich: „Mein Bub'!“ Klingt das nicht viel netter, als wenn man heute den einen zum andern sagen hört: „Müller, olle Schaute, dir gehört von rechtswegen eins in die Fresse!“? — Fürwahr, wir modernen Männer könnten viel lernen von diesen alten Germanen, deren Umgangsformen wir nahe kommen würden, wenn wir uns den Ton zum Muster nehmen wollten, der zwischen den jungen Mädchen einer vornehmen Erziehungsanstalt festgehalten wird. Ich bin überzeugt, daß Dahns Werke noch einen solchen erzieherischen Einfluß üben werden. Thun sie das, so wird es niemand mehr wagen, an Dahn Fragen zu stellen, was er sich denn eigentlich bei seinem Schaffen gedacht hat, Fragen, wie sie auch dieser Julian häufig genug auftauchen läßt. Wenn man viel schreiben muß, muß man flüchtig schreiben. Dahn hat das Bedürfnis, viel zu schreiben, folglich muß er, und an Flüchtigkeiten fehlt es auf keiner Seite. Auf Rechnung der Flüchtigkeit möchte ich es auch setzen, daß er auf dem Gesicht des toten Julian „den Frieden einer mit Gott versöhnten Seele“ leuchten läßt, nachdem er dreizehnhundert Seiten dazu gebraucht hat, nachzuweisen, daß dieser Julian neben seinem Gotte Helios noch hundert andere Götter leben ließ. Vielleicht ist es auch keine Flüchtigkeit, sondern nur das künstlerische Bedürfnis nach einem recht schönen Schluß gewesen, das diese Inkonsequenz gezeitigt hat. Diese verständliche Rücksichtnahme wäre nicht absolut notwendig gewesen, denn der Leser würde auch einen minder schönen Schluß mit Jubel begrüßen, — das Ziel einer Wanderung findet man um so schöner, je trostloser und länger der Weg war, der einen dahin geführt hat.

Dem künstlerischen Schaffen Leonardo da Vincis und der Entstehung seines berühmten Abendmahlsbildes geht Georg Bormann feinsinnig nach in seiner Geschichte aus der Renaissancezeit „Am Hofe zu Mailand“ (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Unkünstlerisch an der Gestaltung der Novelle will mir nur scheinen, daß der Dichter eine seiner Hauptfiguren, eine dämonische stumme Abessynierin, die den Knoten der äußeren Handlung mit einem Dolchstoß durchschneidet, aus völligem Dunkel auftauchen läßt und über die Ursprünge ihres sonderbaren Wesens keinerlei Aufschlüsse gibt. Ebenso mystisch ist die Figur der Gauklerin Latona behandelt, — der Leser weiß nicht recht, was er aus ihr machen soll, und gewinnt fast den Eindruck, als hätte der Verfasser ihr ursprünglich eine bedeutendere Rolle in seiner Erzählung zuerteilt gehabt als er sie schließlich spielen läßt. Mit großer psychologischer Feinheit ist dagegen das Verhältnis Leonardos zu Lodovico Sforza entwickelt, — das Verhältnis des Künstlers zum Fürsten, des Schaffenden zum Auftraggeber.

Die reinste und rührendste Liebe, die der Mutter zum Sohn, schildert Adalbert Meinhardt in der Erzählung „Heinz Kirchner“. Eine Mutter, die, wie die meisten Mütter, in ihrem ältesten Sohn etwas Wunderbares sieht, ihn zu etwas Großem bestimmt glaubt, und eine der wenigen Mütter, deren übertriebene Hoffnungen nicht enttäuscht werden und die sich nicht damit begnügen müssen, in ihrem Sohne schließlich einen Menschen zu sehen, wie ihn Millionen andere Frauen auch zur Welt gebracht haben. Nur der Schluß der Novelle, die bis dahin feinsinnig, rührend und ergreifend durchgeführt ist, hat mir gar nicht einleuchten wollen. Heinz Kirchner, der ein großer, neue Bahnen weisender Mediziner wird, macht seiner Mutter den Schmerz, nachdem er alles erreicht hat, was er erreichen wollte, an einem Herzleiden noch in jungen Jahren zu sterben. Dieses Ende ist ganz und gar willkürlich ersonnen, und deshalb kann der Leser den Schmerz der Mutter gar nicht mitempfinden. Der Dichter hat nicht die Freiheit, seine Geschöpfe sterben zu lassen, wann es ihm beliebt, — er kann seinen Helden nur dann durch den Tod von der Bühne, auf die er ihn berufen hat, abtreten lassen, wenn er die Notwendigkeit des Todes nachweist. Das wäre in diesem Falle sehr leicht gewesen. Adalbert Meinhardt hätte den Arzt nur in seinem Beruf sterben zu lassen brauchen, — er hätte dann wie ein Mann gelebt und wäre wie ein Mann gestorben. Dieses ganz plötzlich auftretende Herzleiden, in nichts motiviert, gibt nur ein Ende, aber keinen Schluß. Die Erzählung ist der Stadt Hamburg gewidmet, und mit dieser ungewöhnlichen Widmung ist dem Wunsch des Verfassers Ausdruck gegeben, die reiche Stadt möge sich zu einem Hochsitz der Wissenschaft entwickeln. Ich bin auch der Meinung, daß Hamburg der Boden für die Begründung einer Universität ein viel günstigerer ist, als die meisten Menschen annehmen mögen, die den lebendigen und rührigen Geist der alten Hansastadt nicht kennen, und daß eine Universität in Hamburg bald eine der ersten Deutschlands sein würde. Ich halte es auch gar nicht für unmöglich, daß die Anregung Adalbert Meinhardts in Hamburg auf fruchtbaren Boden fällt.

Aus dem Französischen übertragen, kommt unter dem Titel „Sergius Baturin“ die Schilderung einer geistigen Bewegung im neueren Rußland zu uns, in der der Kenner Rußlands, Konsistorialrat D. Dalton, in seiner dem Buche mitgegebenen Empfehlung eine, leider schnell vorübergerauschte, evangelische Strömung sieht. Ich habe mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß diese evangelische Strömung einen stark sektiererischen Beigeschmack hat. Die Form der Erzählung ist kunstlos und die Handlung, in die der Verfasser seine Schilderungen gekleidet hat, nicht übermäßig fesselnd.

# Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Wenn heute ein junger Künstler ein Blatt zeichnen wollte, wie „Maria mit dem Kinde," welche nun vor drei und dreiviertel Jahrhunderten der große Albrecht Dürer schuf, jene Skizze, die wir zum Weihnachtsfeste unseren Lesern vorführen? Man würde es ihm schwerlich danken. Und doch hat der damals über vierzig Jahre alte Meister kecklich sein Monogramm auf das Blatt gesetzt, zum Zeichen, daß diese Federzeichnung von seiner Hand sei und als Beweis, daß er sich ihrer sicher nicht schämte.

Sehen wir uns das Werk genau an. Bekanntlich ist in der Kunst das Tadeln noch viel leichter als in anderen Disziplinen, und das Loben, wenigstens das verständig Loben, viel schwerer. Also tadeln wir zunächst: Der Kopf der Madonna ist ein wenig schief, der Mund sitzt zu weit rechts, die rechte Hand ist unklar gebildet. Nicht minder verschoben ist das Gesicht des Kindes, auch sitzt wohl das linke Bein nicht ganz richtig. Und dann der sturmbewegte Engel, die steile, wie mit Kerzen umstandene Krone und endlich der ganze Gedanke: Christus, der ein Vögelchen auffliegen läßt, das er an einem um das Beinchen gebundenen Zwirnsfaden festhält. Dazu führt er in der Rechten eine Kinderklapper. Ist das religiös, ist das kirchlich — ja, ist das schön oder gar erhaben!? Warum sitzt die Madonna auf einem aus Knüppeln gebildeten Wegrain, warum hat sie ein Bettkissen auf dem Schoß und ein Franzentuch um die Brust? Hätte Dürer nicht ein Bißchen „idealer" sein können!

Derselbe Gegenstand von Fra Bartolommeo auf dem zweiten Blatt: Auch dies eine Studie aus etwa gleicher Zeit, denn der florentiner Dominikaner ist bloß um vier Jahre jünger als Dürer, und schon 1517 gestorben. „Er zuerst," sagt Burckhardt, der berühmte Kunsthistoriker, von ihm, „er zuerst hat das hohe Gefühl vollständig zu empfinden und wieder zu erwecken vermocht, welches aus dem Zusammenklang großartiger Charaktere, reiner imposanter Gewandungen und einer architektonisch aufgebauten Gruppierung entsteht."

Die Skizze ist sehr lehrreich. Es geschieht da nichts, obgleich alle Figuren bewegt sind. Das Kind erscheint erschreckt, die heilige Elisabeth sorgend, der heilige Joseph teilnahmlos. Die Engel sind da, den Raum zu füllen. Nicht eine sachliche Darstellung, sondern eine meisterhafte Komposition. Man folge der Linienführung, die überall strenge Dreieckskomposition aufweist. Erstes Dreieck: die heilige Jungfrau mit dem Kind, die Ausbauschung des Mantels links, das stark aufgezogene Knie rechts sind die Eckpunkte. Christus mußte diese Gestalt annehmen, damit der Kopf die Dreieckslinie nicht durchschneide. Zweites Dreieck: die heilige Elisabeth, drittes: der heilige Joseph. Die nach innen gerichtete Seite der Nebendreiecke trifft immer genau auf das Mitteldreieck. Es entstehen die Hauptlinien: Ausbauschung der Kleider und Oberarm der Jungfrau, Nacken und Kopf von St. Joseph; sowie als Nebenlinie der Arm eines Engels; und im rechten Winkel darauf Unterarm von St. Joseph, die Köpfe Christi, der Jungfrau, der heiligen Elisabeth und als Schluß das helle Stück Vorhang!

Das ist eben der Unterschied zwischen Dürer und einem akademisch Schaffenden. Auch bei ihm ein Dreieck, aber eines, das sich von selbst ohne bewußte Kompositionskünste ergab, bei ihm Beobachtung der Natur, ein Suchen des Erhabenen in der Welt um ihn, ein tiefer Wahrheitssinn, der das Einfache verklärt und das Göttliche überall in Gottes Welt sieht. Dort eine erlernte Kunst, die zwar schneller befriedigt, stärker anzieht, die aber ihre Vollendung in der Form sucht, während man bei Dürer durch die Form in das Gemüt des Malers dringen muß. Der Italiener will uns die Jungfrau in ihrer Glorie zeigen, der Deutsche schuf uns Deutschen ein Weihnachtsbild: Eine Mutter, gleichviel ob eine schöne oder nicht, aber die glücklich ist, ihr Kind spielen zu sehen und die dessen Erhabenheit als göttliches Geschenk erträumt. Eine Frau von Herz, nicht eine solche von vollendeter Form, eine Zeichnung voll Ausdruck, nicht ein wohl abgewogener architektonischer Aufbau.

Ausdruck! Das ist aber auch das Stichwort der heutigen Kunst. Die Münchner Ernst Zimmermann und Ludwig Schmid zeigten uns Mitglieder unseres Volkes im Gebet. Man hätte das noch vor fünfzig Jahren nicht so gemalt. Noch sind jene Blätter Kaulbachs in jedermanns Erinnerung, in denen er Goethes Frauengestalten uns vorführte. Solche Runzeln, solche harte Züge, solche unmittelbar dem einzelnen Menschen entlehnte Eigentümlichkeiten wie bei den beiden modernen Münchnern, kommen in jenen Bildern nicht vor. Die Köpfe sind idealisiert, die Bösewichte sehen alle etwas wie Franz Liszt aus — ohne daß dieser eben gerade ein besonderer Bösewicht gewesen sei — und die guten Menschen haben alle etwas vom Apoll von Belvedere. Dem ist nun anders geworden. Die „Schönheit" hatte sich nach und nach zu sehr in Eintönigkeit und endlich in Langeweile verflüchtet. Man sieht wieder im Sinne Dürers und nicht mehr im Sinne des Fra Bartolommeo in die Welt hinein und ergrübelt nicht Kompositionsgesetze, baut nicht architektonisch Gruppen auf, sondern zeigt, was den Künstler in Gottes Natur entzückte!

Ausdruck! Jean Baptiste Greuze, der 1805 verstorbene große Franzose, hat ihn auch gesucht. Lange genug hatte man klassische Göttinnen und ideale Schäferinnen gemalt, bis er wieder „ins Volk hinabstieg" und die Bauernmädchen darstellte, wie er sie sah: nicht mit der Kraft Dürerschen Realismus, noch etwas altfranzösisch galant, etwas mit verliebtem Augenzwinkern, aber doch herzlich und herzig, echt französisch im allerbesten Sinn des Wortes.

Und dann Ph. H. Calderon, der Londoner Akademiker, der im Geiste der Venetianer Schule eines Passini oder van Haanen ein Mädchen im Fenster darstellt, die Rose der Provence. Ein allerliebstes Ding, drall, gesund, anmutig in ihren Pantoffelchen stehend, in Kostüm und Haltung echt provençalisch, ebenso echt wie englisch im Gesicht, eine allerliebste Miß in provençalischem Gewande: es war eben die englische Schule in dem in Frankreich von spanischen Eltern geborenen Meister stärker als die Kraft, Provençalisches darzustellen. Nicht umsonst lebt der jetzt sechzigjährige berühmte Meister seit 1846 in London.

Und dann R. Poetzelbergers: „Alte Weise.“ Worin liegt der Reiz, neben der im Holzschnitt nicht wohl wiederzugebenden Feinheit der Farbe des Bildes? Ein Mädchen schlägt ein paar Töne auf dem Klavier an. Der Fluß der Linie, die reizende Schlaffheit der Haltung, die Neigung des Kopfes — alles spricht zusammen, um uns eine ganze Geschichte zu erzählen. Es redet hier jede Falte des Kleides mit, man erkennt, daß eine augenblickliche Eingabe den Körper, der schon vom Klavier abgewendet war, zu ihm zurückführte und daß ein Traum ihn festhält — das ist Ausdruck, mit den feinsten und daher eindringlichsten Mitteln wiedergegebene Empfindung!

Dagegen erscheint die ältere Genremalerei oft hart, aufdringlich in ihren Motiven! Die Leute bewegen sich wie in einer Pantomime, wie mit dem ärgerlichen Ausdrucke: So versteht mich doch, ihr lieben Leute!

Man sehe einen Vautier, einen unserer ersten Meister! Was man ihm vorwirft, ist, daß er Geschichten erzählt, daß auch er komponiere. Und wirklich: die beiden Körbe füllen nicht zufällig die Ecken des Bildes, und die Gruppe des Alten mit dem Mädchen erinnert stark ans akademische Dreieck. Man sieht, wie's der Meister gemacht hat, um ein gutes Bild zu komponieren. Aber schließlich ist's doch eine Arbeit, an der man seine Freude hat, die durch die kräftige Herzlichkeit in der Menschenschilderung uns anlockt und festhält.

Wir wollen dem Deutschschweizer einen Künstler von „drüben“, einen Amerikaner, entgegenstellen, Albert Lynch. Lynchs Tuschzeichnung und der meisterhafte Holzschnitt danach gehen andere Wege. Das Licht, das Dämmern der Lampe, soll dargestellt werden. Absichtlich ist auf zeichnerische Einzelheiten verzichtet. Es flutet der feinste Ton durch das vornehme Zimmer, und wie wir am Abend auch nicht alsbald jeden Winkel erkennen, so breitet sich tonreiche Unklarheit über alle nicht unmittelbar erleuchteten Gegenstände.

Dämmerung auch am Weiher, wie ihn Graf V. Zedtwitz-Liebenstein uns darstellt! Die rotbeinigen, langschnabeligen Gesellen nähern sich vorsichtig dem Wasser. Was mögen sie uns bringen im nächsten Jahr?!

Ebby.



Silhouette von Joh. Beckmann.





Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig.